BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob, 1755-1805

Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799

Bd.: 3

Leipzig (1804)

It.sing. 512 b-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467222-4

Ft. sing.
512 b
(3
4 nn. Bll.: 416 55.
6477

<36606092070015

<36606092070015

Bayer. Staatsbibliothek

Schloss Lueg.

Reise

durch

Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien,

in den Jahren 1797. 1798. 1799.

Dritter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1804.

Ob/50/214

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt
des dritten Theiles.

Erster Brief.

S.

Ueberfahrt von Ystadt nach Stralsund — die Inseln Rügen und Hiddensee — Stralsund — Bevölkerung von Schwedisch-Pommern — Schwedisch-Pommern überhaupt — Greifswald — Anklam — Uckermünde — Stettin — eine Geschichte für Reisende — Pyritz — Soktin — Neudamm — Cüstrin — Frankfurt an der Oder — Zibichen — Crossen — Naumburg am Bober — Sagan — Bunzlau — Ueber Niederschlesien überhaupt — Lauban und die Gegend umher. 3

Zweyter Brief.

Reise nach Meffersdorf — Marklissa — Schwerta — Wiegandsthal — Meffersdorf — Tafelfichte — Friedland in Böhmen — Reibersdorf — Zittau — der Oywin — Herrnhuth — das Brüderhaus — das Schwesternhaus — Begräbnißstätte — Unitätssynode — die Landskrone — Görlitz — Orgel — Rathe — Königshayn — Königshayner Berge — Bachs berühmteste Zeichnung — Fabriken der Oberlausitz. 22

Dritter Brief.

Reise von Lauban in das Schlesische Riesengebirge — Greiffenberg — Greiffenstein — Hirschberg — Warmbrunn — der Kynast — das Prellersche Vitriolwerk — der Zackenfall — der Kuchelfall — die neue Baude — die Bauden am Riesengebirge — die Schneegründe —

Inhalt.

S.

das große Rad — Ursprung der Elbe — Schreibershau — Stondorf — Seydorf — St. Annenkirche — Steinseifen — Kahls Modell vom Riesengebirge — Buchwald — Schmiedeberg — Landshut — Kloster Grissau — Adersbach — Waldenburg — Fürstenstein — Schweidnitz — Zobtenberg — Breslau. 44

Vierter Brief.

Breslau — Garve — allgemeine Ansicht — Modell vom Riesengebirge — Betteley — Domslau — Jordansmühle — Nimpsch — Straßen durch das Riesengebirge — Größe und Bevölkerung von Schlesien — Producte — Menschen — Unruhen im Riesengebirge — Frankenstein — Stadt und Festung Silberberg — Glatz — Stadt — Festung — Land — noch etwas über das Riesengebirge — Lewien — Nachod — Schloß — Jaromirz — Festung Pleß oder Josephsstadt — Königinngrätz — Chlumetz — Schloß des Grafen von Kinsky — Kolin — Prag. 69

Fünfter Brief.

Prag — Allgemeine Ansicht — Palläste — Kirchen — der Dom — eine Böhmische Predigt — Teinkirche — Tycho Brahe — Jacobskirche — Sternwarte — Universitätsbibliothek — ein Zauberbuch — Buchläden — Zeitgeist — Geschmack — Geister- und Wundergeschichten — Reisebeschwerden des Passes wegen — der Lobkowitzische Garten — Groß- und Klein-Venedig — Sammlung des Grafen von Hartig — der Kaiserliche Pallast — das große Schauspielhaus — Böhmisch-Brot — Deutsch-Brot — Aussicht auf die ganze Kette des Riesengebirges — Weinland in Mähren und Oesterreich — Weinlese — Weinkeller auf dem Felde — Znaym — Aussicht auf die Styrischen Gebirge — andere Berggruppen — Annäherung von Wien — der Kahlenberg — Städte in Böhmen — Landstraße. 91

Sechster Brief.

Schwierigkeit in Wien unterzukommen — Privatwohnungen für Fremde — Dornbach — Belvedere —

Inhalt.

S.

Schönbrunn — Bastion hinter der Kaiserlichen Burg — der Augarten — der Prater — neue und große Gebäude, die seit einigen Jahren entstanden sind — Veränderung auf dem Stephansplatze — die Millersche Kunstsammlung — das Kaiserliche Naturaliencabinet. 111

Siebenter Brief.

Porcellanfabrike — Jahrmarkt — über Oesterreichische Waaren — Fabriken — das Universitätsgebäude — großer Saal — physischer Hörsaal — anatomischer Hörsaal — Sternwarte — Universitätsbibliothek — Naturaliensammlung — Theresianum — Capucinerkloster — Schule der Wundärzte — Stiftung für Taubstumme. 127

Achter Brief.

Ueber die Kunst zu Wien — Kunstsammlungen — die Lichtensteinische — die des Grafen von Truchses — Allgemeine Bemerkungen über Italiänische Gemählde außerhalb Italien — Sammlung auf dem Schönbornschen Gartenhause — auf dem Gartenhause des Fürsten von Kaunitz — die Sammlung des Grafen von Fries — des Grafen von Lamberg — eben desselben Griechische (Etrurische) Vasen — van der Nullsche Sammlung — Birkenstocksche — Harrachsche — Herzog Albertsche. 145

Neunter Brief.

Kunst und Künstler — Klagen — wie weit diese gerecht sind, oder nicht — die Akademie — die Bildhauer Zauner und Fischer — Statue Josephs II. — Fischers anatomische Resultate. 160

Zehnter Brief.

Bevölkerung von Wien — Sterblichkeit — Einige Data über die Oesterreichischen Staaten — Verlust und Gewinn durch den Französischen Krieg und den Frieden von Campo Formido — Galizien — Polizey — geheime Polizey — gemeine Stadtpolizey — Ordnung und Sicherheit — schnelles Fahren — Beleuchtung — Reinigung der Gassen — Preis der ersten Nothwendigkei-

Inhalt.

S.

ten des Lebens — künstliche Brennziegel — öffentliche Anstalten und Stiftungen — Hospitäler und Krankenhäuser — Feueranstalten — Eckartshausens Andachtsbuch. 166

Elfter Brief.

Wiener Censur — Anzeiger der verbothenen Bücher — Geschichte der Censur unter Joseph II. — Zustand derselben unter der gegenwärtigen Regierung — ihr jetziger Zustand — wie man sich Bücher verschafft — Englische Bücher — Leihbibliotheken — Zeitungen — geschriebene — Griechische — Hoffmanns Predigerkritik — Wirkung der Censur auf die Geistesproducte des Landes — über Preßfreyheit — Unterschied im literarischen Geschmacke der Norddeutschen und Oesterreichischen Völker — wenig Verbindung zwischen Süddeutschland und Norddeutschland in Rücksicht auf den Büchermarkt — Wien nur halb eine Deutsche Stadt = 197

Zwölfter Brief.

Reformen Josephs II. — vieles war schon unter Maria Theresia gethan worden — Fasten — Kirchengebräuche — der Schwatzcommissarius — wächserne Abbildungen in den Kirchen — Crucifixe, Marien = und Heiligenbilder — Rosenkränze — Klöster = und Kirchenschätze eingezogen — Josephs letzte Tage — Josephs Nachfolger — Leopold II. — Geist der gegenwärtigen Regierung — die Theologie kann wieder in einigen Klöstern studiert werden — Wiens Gassen werden nicht mehr von öffentlichen Verbrechern gereiniget — Simplicität der regierenden Familie — Franz II. — religiöse Duldung — keine Einschränkungen in Rücksicht auf Geburt = = = = 222

Dreyzehnter Brief.

Das Carneval, oder Fasching — worin seine hauptsächlichsten Freuden bestehen — Bälle — Maskeraden, oder die Redoute — das Carneval unter den niedern Ständen — öffentliche Tanzsäle — die Mehlgrube — die neue Welt — Kaffeehäuser — Schlittenfahrten = = 254

Inhalt.

S.

Vierzehnter Brief.

Das Theater — fünf Bühnen — Burgtheater — Theater in der Kärnthergasse — die Schauspieler und Schauspielerinnen — das Trauerspiel zu Wien — Herr von Kotzebue, Theatersecretär — neue Theaterregierung — Deutsche Oper — Italiänische — Ballet — die Theater in den Vorstädten — das auf der Wieden — in der Leopoldsstadt — in der Josephsstadt — das Wiener Publicum in Rücksicht auf die Bühne — Me. Unzelmann — die Hetze — Concerte — Haydns Schöpfung — Händels Messias = = = = 273

Funfzehnter Brief.

Die Russische Armee zu Schönbrunn — Cossaken — Calmücken — die Europäisch gekleideten Regimenter — Krankenwagen — der große Eisgang zu Wien — Bemerkungen über Wetter und Clima — Grade der Kälte — Spätes Frühjahr in und um Wien = = 298

Sechzehnter Brief.

Wien ein ganz vorzüglicher Ort für Fremde — was ein Fremder, der hier angenehm leben will, braucht — Speisehäuser — Tables d'Hôte — nothwendiger Aufwand, den die Gesellschaft mit sich bringt — Bestimmung einer Summe — die Gesellschaft in ihren verschiedenen Ständen, Classen und Abstufungen — wer sind die Wiener? — Kleidung — Spiel — Verzierung des Innern der Häuser — Tafel — Juweliers in großen Häusern — Unterscheidungslinie — kein greller Abstich — erster und zweyter Adel — Herren von — über Kartenspiel überhaupt — besondere Abendgesellschaften bey dem Grafen von Fries — über Empfang, den Fremde finden = = = 315

Siebzehnter Brief.

Ueber das weibliche Geschlecht zu Wien insbesondere — ihre Schönheit — Kleidung — Sittlichkeit — scurrilische Schriften über Wien und Ausfälle aller Art — über die Aergerchronik — Umgang der beyden Geschlechter — über große Städte überhaupt — sind wir besser, oder

Inhalt.

S.

schlimmer, als unsere Vorfahren? — übertriebene Angaben und mancherley Geschichten, die über Wien erzählt worden sind — Vieles wird als Sitte eines Ortes angegeben, was bloß seltene Ausnahme ist = 355

Achtzehnter Brief.

Wien ist eine reiche Stadt und muß als solche beurtheilt werden — der Luxus am gehörigen Orte hat auch seinen Nutzen — Unterschied desselben zu Wien und in England — die Familie eines großen Hauses — die Thorhüther — die Hausmeister — hat der Luxus in Wien abgenommen? — der Wechselcurs — Ducaten und ihr Werth — Sechs- und Zwölfkreuzer — Luxus der Tafel — Fresserey — Vergleichung mit einigen andern Orten — jährliche Consumtion — der Wiener ist kein Trinker — Anmerkung über den allgemeinen Charakter ganzer Völker = = = = 370

Neunzehnter Brief.

Wiener Sprache — Diminutiven in l man schreibt sehr unrichtig — Französisch — Italiänisch — Englisch — das Theater keine Schule für die Sprache — das große Wiener Publicum in Rücksicht auf Politik — der Erzwiener — Reise nach Laxenburg — Vöslau — Schönau — Baaden — Heiligenkreuz — Rückweg nach Wien 395

Reise

durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. und 1799.

Dritter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Ueberfahrt von Ystadt nach Stralsund — die Inseln Rügen und Hiddensee — Stralsund — Bevölkerung von Schwedisch-Pommern — Schwedisch-Pommern überhaupt — Greifswald — Anklam — Uckermünde — Stettin — eine Geschichte für Reisende — Pyritz — Soktin — Neudamm — Cüstrin — Frankfurt an der Oder — Zibichen — Crossen — Naumburg am Bober — Sagan — Bunzlau — Lauban und die Gegend umher.

Stralsund den 8. Sept. 1798.

Wir gingen gestern Abends um sechs Uhr unter Segel, und landeten heute Nachmittags um ein Uhr; also achtzehn Meilen in neunzehn Stunden; wenigstens wird diese Ueberfahrt achtzehn deutsche Meilen gerechnet. Acht Stunden brachten wir im Angesichte des Landes zu, denn die Insel Rügen war schon mit Tages Anbruche zu sehen; allein sie wurde bald durch eine andere, Hiddensee, verdeckt, so wie wir uns der Mündung der Oder allmählich näherten. Nachdem wir etliche Stunden an dieser hingefahren waren, kamen wir Rügen wieder näher, und zwischen dieser Insel und der ihr entgegen liegenden Seite von Schwedisch-Pommern mußten wir die übrige Zeit laviren. — Da, wo Rügen dem festen Lande am nächsten ist, beträgt die Breite des Wassers eine halbe Meile.

Angenehm ist es, daß man auf allen diesen nördlichen Gewässern, nähmlich den Belten, und dem Sunde,

zu Ystadt und zu Stralsund seinen Fuß aus dem Fahrzeuge gerade auf das feste Land setzt, während daß an den allermehresten Ueberfahrtsorten in Großbritannien das Ein- und Ausschiffen unter die Hauptbeschwerden der Seefahrt gerechnet werden kann. Man wird in einem offenen Boote oft naß und elendiglich umhergeworfen. Aber Sie erinnern sich, daß die Ostsee keine Ebbe und Fluth hat, und daß hier die Meereshöhe, mit wenigen Ausnahmen, einmahl so ziemlich wie das andere ist, so daß man die Landungsplätze darnach einrichten kann; während daß die Packetboote an den Englischen Küsten mehrentheils weit vom Lande liegen bleiben, besonders wenn sie zur Zeit der Ebbe ankommen. Gehen sie aber wieder ab, so laufen sie ebenfalls vorläufig ein Stück in das Meer hinaus, um ihrer Abfahrt auf alle Fälle gewiß zu seyn. Um sie also zu erreichen, muß man sich eines Bootes bedienen, das offen und Winde und Wetter ausgesetzt ist.

Was soll ich Ihnen von Stralsund sagen? Und etwas muß ich doch von einer Stadt sagen, der man gemeiniglich 12 bis 13,000 Einwohner gibt, die die Hauptstadt von Schwedisch-Pommern genannt wird, und einen Handel treibt, der nicht zu verachten ist. Ich habe die Gassen in verschiedenen Richtungen durchwandert, bin auf den Wällen umhergegangen und habe mich umgesehen, so weit als mir es die Schildwachen erlaubten, die für des Commendanten Gras wachten; habe den hauptsächlichsten Punct der Festung untersucht und bin in allen Theilen des Hafens spazieren gegangen. — Vor zwanzig Jahren hätte ich einen Bogen über das Gesehene geschrieben. — Von der Seeseite her zeigt sich diese Stadt wirklich sehr hübsch, und hat mehrere ansehnliche und — wenn Sie wollen, ein paar schöne Kirchen. In den Gassen, die nicht eben auf das reinlichste gehalten werden, findet man eine Menge

guter Häuser, worunter sich das des Gouverneurs ganz vorzüglich auszeichnet. Im Hafen sahe ich weit mehr Schiffe, als ich zeither in Häfen (in Schweden und Dänemark nähmlich) zu sehen gewohnt gewesen bin, wenn ich Stockholm, Kopenhagen und Gothenburg ausnehme.

Hier ist, läßt mir so eben der Wirth sagen, unser „Schwedisch-Pommersch-Rügianischer Staats-Calender auf das Jahr der Christen 1798 ꝛc. von Andr. Hulten, Königl. Prof. der Mathematik und Astronomie zu Greifswald." — Dieß Werkchen ist ein kleiner Quartant; und, da ein königlicher Professor seinen Nahmen dazu hergibt, so sollten die Angaben, die sich darin finden, wohl so ziemlich zuverlässig seyn. Der Verfasser setzt die ganze Bevölkerung von Schwedisch-Pommern im J. 1796 auf 109,066 Seelen, nähmlich 30,770 in den Pommerschen Städten, 1437 in Bergen, 951 in Garz, 52,085 auf dem Lande in Pommern, 21,244 auf dem Lande in Rügen, und 2579 Männer, Weiber und Kinder der Soldaten in der Garnison, wodurch vermuthlich die Garnison von Stralsund gemeint ist, denn erklärt hat sich der Verfasser weiter nicht, da man doch denken möchte, daß auch außerhalb Stralsund Soldaten seyn sollten. Die Bevölkerung dieser letztern Stadt setzt er, ohne die Garnison, blos mit 10,907 Seelen an; die von Greifswald mit 5463, Wolgast mit 3496 und Barth mit 3145.

Stralsund ist, wie Sie wissen, zu allen Zeiten eine Festung gewesen. Unter der letzten Regierung ist viel an ihrer Verbesserung und Erneuerung gearbeitet worden, besonders an der Wasserseite, so daß man sie jetzt für einen sehr festen Ort hält. — Ich verstehe nur wenig von Festungen, so viel ich ihrer auch gesehen habe; (worunter die allermehresten von Vauban gehören;) aber mich dünkt, daß ich von der Landseite nichts gese-

hen habe, das ich nicht an vielen andern Festungen besser gefunden hätte, so daß ich, bey einer Belagerung im neuern Style, so gar viel diesem Orte nicht trauen würde. — Das Rathhaus von Stralsund ist ein sonderbares, schönes gothisches Gebäude, in einem ganz eigenen, sehr ungewöhnlichen Style. — Wir wohnen im goldenen Löwen, einem ziemlich guten Wirthshause.

Anklam, den 9. Sept.

Schwedisch-Pommern ist im Ganzen ein besseres Land, als man zu sehen erwarten sollte, wenn man bedenkt, daß entfernte und durch ein Meer getrennte Besitzungen gewöhnlich nicht auf die sanfteste Art gehandhabt werden. Aus solchen Provinzen geht immer ein Theil des baren Geldes in die Hauptstadt, aus der es nie wieder zurückfließt, weil es sich — zwar über das übrige Land, aber selten über die entlegene, vom Meere getrennte Provinz verbreitet. Auch ist der Boden von Schwedisch-Pommern nicht ganz schlecht, und bey weitem nicht so sandig, als einige andere Provinzen, die in diesem Himmelsstriche liegen. Die Dörfer schienen mir recht gut zu seyn, und mochten denn freylich wohl auch dadurch gewinnen, daß ich zeither an die Schwedischen gewöhnt war.

Wir kamen heute Vormittags nach Greifswald, einer recht artigen, freundlich aussehenden Stadt. Die Kirchen, das vorzüglichste Universitätsgebäude und eine Menge Privathäuser sind ansehnlich, und das Ganze hat ein gefälliges Aeußeres. — Die Universität scheint den unbedeutendsten Theil der Stadt auszumachen; auch höre ich, daß die Zahl der Studenten merklich unter hundert seyn soll. Indessen scheint die Regierung sie nicht ganz zu vernachlässigen, und ich fand unter andern eine nicht unansehnliche Sternwarte, deren Aeußeres wenigstens recht gut in die Augen fällt.

Die Schiffe kommen bis an die Stadt, und zwischen dieser und dem eigentlichen Hafen, der nicht weit davon ist, sah ich ihrer eine ziemliche Anzahl von verschiedener Größe. — Dicht dabey ist ein Salzwerk, das beträchtlich seyn soll. Die Gradirhäuser indessen sind nur klein.

Wir erreichten noch denselben Abend Anklam, die erste Preußische Stadt, dicht an der Grenze. Hier findet man ein beträchtliches Gewerbe und große Thätigkeit. Ich sahe hier mehr Schiffe, als ich in irgend einem Hafen der Schwedischen Mittelstädte gefunden habe, und das Ganze hat ein weit freundlicheres Ansehen, als so manche andere der kleinern Städte, die ich in den Preußischen Staaten kenne. In der That gehört sie, nach Stettin, unter die vorzüglichsten in Preußisch-Pommern. Ich sahe manches sehr gute Haus, und Menschen, deren Sonntagskleidung sehr anständig war. — Wir übernachteten im Kronprinzen, einem recht guten Hause.

Stettin, den 11. Sept.

Kaum waren wir gestern ein paar Meilen gefahren, als der zunehmende Sand uns erinnerte, wo wir waren und wohin wir gehen. Indessen ist doch dieser Theil von Pommern besser, als der Theil von Brandenburg, den man zwischen Berlin und Wittenberg, zwischen Berlin und Dresden, (oder auch zwischen Pommern und Schlesien, über Frankfurt an der Oder,) durchackert. Man bleibt auf dieser Straße immer in der Nähe des Meeres, und nahmentlich des frischen Haffs, bekommt es aber nur selten zu sehen. Am meisten sahe ich davon, als wir ungefähr auf der nähmlichen Linie mit Usedom waren, einer Stadt, die auf der andern Seite des frischen Haffs liegt.

Zu Mittage kamen wir nach Ueckermünde, abermahls ein anständiges, nicht schlechtes Städtchen, das

seinen Hafen und seine Schiffahrt hat. — Im Englischen Hause, wo wir während des Pferdewechsels abtraten, fand ich Alles so reinlich und freundlich, daß ich mein Vergnügen darüber ausdrückte. Dafür mußte ich auch das ganze Haus sehen, wo ich sehr gute Schlafzimmer fand.

Wir kamen dann durch viele Waldung, größtentheils Nadelholz, und über vielen Sand, nach Falkenwalde, einem Dorfe, wo wir freylich nicht zum Besten waren, wo wir aber doch lieber bleiben wollten, als in der Nacht nach Stettin gehen. — Heute früh hatten wir nur noch zwey Meilen zu machen, auf denen es ebenfalls nicht an Sande fehlte.

Stettin ist eine sehr hübsche und — was man in diesem Lande so selten findet — lebhafte Stadt. Sie hat eine Menge guter, ziemlich breiter Gassen, sehr viele recht hübsche Häuser, und einige, die man in vielen Städten Palläste nennen würde. Die Oder gehet durch die Stadt, und ist zugleich der Hafen. Dieser ist, so wie der zu Magdeburg, mahlerisch schön. Ich sah eine Menge Schiffe, und zwar Seeschiffe, während daß Magdeburg bloß ein Hafen für die Elbfahrt ist; Stettin hingegen hat, so wie Hamburg, beydes, die Fluß- und Seefahrt. Die Oder hat hier eine beträchtliche Tiefe, so daß ungefähr alle die Schiffe, für die der Hafen von Stralsund nicht zu seicht ist, auch bis hier herauf kommen können. Freylich will das so gar viel nicht sagen, denn das Meer vor Stralsund ist viele Meilen weit äußerst seicht, so daß ich mehrere Stunden, ehe wir noch landeten, den Boden sehen konnte. (Dieß ist eine der Ursachen, warum unsere Schwedische Postjacht so gebaut war, wie ich sie Ihnen beschrieben habe.) Die Schiffe müssen sich also genau in dem Fahrwasser halten, welches zum Theil durch

Tonnen, noch häufiger durch Reisser, oder kleine verdorrte Bäume, auf beyden Seiten bezeichnet ist. —

Auch vor Ystadt ist das Meer seicht; und die Postjacht, ob sie schon nichts anders thut, als daß sie auf dem nähmlichen Meere hin und herfährt, nimmt jedes Mahl auf beyden Seiten Lootsen ein. An manchen Orten war das Fahrwasser auf der deutschen Seite bey weitem nicht hundert Schuhe breit.

Die Gegend um Settin ist sehr angenehm, und die hohen Ufer, welche die Oder auf der einen Seite hat, gewähren hübsche Aussichten. Wir machten, nicht ohne Genuß, einen Spaziergang auf ein nahe gelegenes Fort, das, nebst einigen andern Werken, die Stadt bedeckt. Der Fluß ist bald breiter, bald schmäler und hat, über und unter der Stadt, mehrere Inseln, die sich angenehm bilden und das Liebliche der Aussicht vermehren. Kurz, Stettin und seine Gegend umher, sein Handel, sein Wohlstand, seine Heiterkeit und Lebhaftigkeit machen ein Ganzes, das wohl verdient, daß ein Reisender hier länger weilt, als unser Plan es zuläßt.

Schön ist der Platz, mit den daran stoßenden Spaziergängen, auf welchem die Statue Friedrichs II. zu Fuße, in moderner Uniform steht. Die Arbeit ist recht gut, (ich glaube von Schadow;) auch hat der Künstler die Steifheit der Kleidung durch einen rückwärts geworfenen Mantel gebrochen.

Als ich bey der hiesigen Jacobuskirche vorbeyging und sie offen fand, machte ich einen Gang durch dieselbe, und sahe ein großes, sehr hübsches Gebäude, in einem Style, wie man jetzt schwerlich mehr Kirchen bauen wird. Ueberhaupt scheinen die Protestantischen Völker in diesem Puncte sehr haushälterisch zu werden! Vor nicht gar vielen Jahren schlug das Wetter in eine der hiesigen Kirchen und sie brannte ab. Anstatt die Mauern auszu-

bessern und das Gebäude wieder herzustellen, trug man es rein ab. Zu läugnen ist es freylich wohl nicht, daß eine große Menge der ältern Städte mehr Kirchen haben, als die Einwohner je bedurften, auch angenommen, daß, bey der nähmlichen Bevölkerung, der Kirchengeher sonst mehrere waren, als jetzt. — Wer das Costume der hiesigen Geistlichkeit durch mehr als ein Jahrhundert hindurch zu sehen wünscht, der findet in dieser Jacobskirche eine doppelte Reihe von Portraits in Lebensgröße. Die Bevölkerung von Stettin mit den Vorstädten und andern Gebäuden, die zur Stadt gehören, wird auf 22,000 Menschen gesetzt. Darunter ist aber das Militär, welches gegen 5000 Personen ausmacht, mit begriffen.

Folgende Geschichte will ich — nicht gerade zur Warnung geben — denn ich sehe nicht wohl ein, wie ich die Sache ganz vermeiden konnte — wohl aber mag sie dem reisenden Leser ein Bewegungsgrund seyn, seine Vorsichtsmaßregeln zu nehmen.

Da in Schweden keine Münze zu haben ist, so wird natürlich jeder Fremde sich selbst die Frage aufwerfen, womit er seine Rückreise fortzusetzen habe? Ich verlangte von unserm Stockholmer Banquier einen Wechsel auf Stralsund; allein diesen konnte er so wenig geben, als Gold oder Silber. Stralsund, hieß es, schickt zwar sehr viele Güter nach Schweden, empfängt aber sehr wenig aus diesem Lande zurück. Wir haben also wohl dahin zu bezahlen, aber nichts von daher zu empfangen. (Etwas Trägheit mochte freylich dabey seyn, denn zwischen Stockholm und Stralsund müssen doch Wechselgeschäfte aller Art gemacht werden.) Er gab uns einen Wechsel auf Hamburg. Nun kannte ich zwar sehr wohl die Schwierigkeit, Papier an Orten zu verkaufen, wo man nicht weiter bekannt ist; allein ich hatte keine andere Wahl und nahm sechzig Pfund Sterling auf ein sehr bekanntes Haus in Hamburg, nebst einem Empfeh-

lungsbriefe nach Stralsund. Hier setzte ich das Schwedische Papier um, das ich noch hatte, und fand bey dieser Gelegenheit, daß man auch in dieser Stadt keinen großen Vorrath von barem Gelde besaß, und wenig Lust bezeigte, meinen Hamburger Wechsel zu kaufen. Ein Stettiner Kaufmann, den ich in Schweden hatte kennen lernen, versicherte mich, daß ich ihn zu Stettin leicht umsetzen könnte, und gab mir noch überdieß einen Brief an sein Haus. Ich glaubte nun, vollkommen geborgen zu seyn, wurde von dem Gesellschafter meines Bekannten höflich empfangen, aber den Wechsel konnte er selbst eben so wenig gebrauchen, als Mittel finden, ihn umzusetzen. — Da ich auf diese Art kein Geld erheben konnte, zeigte ich ihm sogenannte Circulating Notes von einem der ersten Häuser in London, mit den dazu gehörigen Legitimationen, worauf denn auch die Handschrift desjenigen steht, für den sie ausgefertiget wurden, so daß man diese auf der Stelle vergleichen kann. Der Mann sagte, diese wären recht gut, wenn man nur gerade wüßte, wer sie brauchen könnte. Ich erwiederte: Man dürfte sie ja nur nach Berlin schicken, und zeigte ihm auf der Liste der Orte das Haus *** zu Berlin. — „O, da das so ist, so sind Sie auf einmahl geborgen; diese Handlung hat auch hier ein Haus (vermuthlich eine Commandite) und an dieses wurde ich denn geschickt. Ich verlangte bloß Geld für eine fünf und zwanzig Pfund-Note. Das Circularschreiben wurde gelesen und wieder gelesen. Freylich war alle mögliche Wahrscheinlichkeit da, daß die in Kupfer gestochenen und mit Hammerley's Handschrift versehenen Wechsel, sowohl als das Circularschreiben mit der Handschrift des Empfängers, die man denn gegen eine neue auf der Stelle vergleichen konnte, nicht falsch waren; auch mochte der Mann den Wechsel wohl gebrauchen können, denn er schien Lust dazu zu haben;

allein Kaufleute gehen sicher, und so hieß es: „Wir dürfen keine Geschäfte machen, als die, auf welche wir angewiesen sind, und wir haben die Firma dieses Hauses nur unter der Bedingung.“ — Ich verlor kein zweytes Wort; allein anstatt über Cüstrin und Frankfurt nach Schlesien zu gehen, nöthigte uns dieser Vorfall, unsern Weg über Berlin zu nehmen, welches gar nicht in unserm Plane war. Schon hatte ich für die Berliner Straße die Pferde bestellt, als mein Stettiner Bekannter noch Abends ankam, den Hamburger Wechsel mir abnahm, bedauerte was geschehen war, und mit Höflichkeit seinen Gesellschafter entschuldigte, der, wie er sagte, Bedenklichkeiten hatte, weil er den Aussteller in Stockholm nicht kannte.

Das Hotel de Prusse zu Stettin ist ein recht gutes Haus. Man sagt mir, auch im Englischen Hause sey man nicht übel.

Bunzlau, auch Alt-Bunzlau, in Schlesien, den 16. Sept.

Wir verließen Stettin den zwölften und gingen über Pyritz (fünf Meilen) nach Soktin, (drey Meilen) wo wir bey guter Zeit ankamen. Bis hierher ging Alles sehr erträglich, und unsere Reise durch Pommern dünkte uns nichts weniger, als langweilig, oder unangenehm. Zwar fanden wir weder das Land, noch die Städte so gut, wie zwischen Stettin und dem Meere; aber wir kamen durch keine unfreundlichen Gegenden, die Straßen waren erträglich, die Postknechte förderten. Allein von Soktin aus bis hierher habe ich im vollen Maße gefühlt, daß wir wieder in den ächten langsamen Strichen von Deutschland sind, in Rücksicht der elenden Straßen sowohl als des ewigen Aufenthalts, den man bey jedem Pferdewechsel findet. Gewöhnlich waren wir funfzehn bis sechzehn Stunden auf der Straße, um sechs Meilen

zu machen, und auf dem Wege von Soktin nach Frankfurt, welcher acht Meilen beträgt, brachten wir neunzehn Stunden zu. In Schweden machten wir oft sechs deutsche Meilen in weniger als fünf Stunden, den Aufenthalt des Pferdewechselns mit eingerechnet.

Soktin liegt an einem kleinen See, der das Einförmige seiner Lage etwas bricht. Die Stadt ist unbedeutend. Wir fanden auf der Post erträgliche Zimmer und eine ziemlich gute Bewirthung.

Von Soktin bis Neudamm sind drey Meilen, und zwey nach Cüstrin. Die Lage dieser Festung ist merkwürdig und hat etwas Ungewöhnliches. Das flache Bett der Oder und die niedrige Gegend umher machen, daß dieser Fluß sich hier sehr ausbreitet und die Gestalt eines kleinen Sees annimmt, in welchem Cüstrin zu schwimmen scheint. Wir wurden lange mit der Ueberfahrt aufgehalten und noch länger mit dem Pferdewechsel; indessen hofften wir doch um neun Uhr in Frankfurt einzutreffen, weil ich mir die Straßen um diese Handelsstadt herum nicht ganz schlecht denken konnte, und weil ich meinte, daß sich die drey Meilen wohl in fünf Stunden würden zurücklegen lassen: wobey ich meinen Maßstab nach den drey vorhergehenden Tagen nahm, doch aber etwas zugab, denn zwischen Stralsund und Neudamm brauchten wir zu drey Meilen selten viel mehr, als vier Stunden, wohl aber gelegentlich weniger. Wir brachten neun Stunden damit zu, und kamen um ein Uhr in der Nacht an. Ich weiß nicht, ob ich irgendwo einen tiefern Sandboden, als südlich und nördlich von Frankfurt auf einer Strecke von vielen Meilen gesehen habe. Ist Ihr Wagen schwer, so arbeiten sich die Räder einen Fuß tief in den Sand, die Pferde gehen einen langsamen Schritt, und müssen alle zehn Minuten von der schweren Arbeit ausruhen und Athem schöpfen. An ganz kleinen Anhöhen erwartete ich, daß die Pferde den

Wagen nicht würden hinauf ziehen können. (Wir haben auf dieser Reise ein paarmahl acht Pferde über Berge gehabt, über die man leichter fahren könnte, als über die kleinen Anhöhen dieser Sandwüste.)

Frankfurt an der Oder, obschon in Rücksicht auf ihren Handel und ihre Messen eine merkwürdige und wichtige Stadt, hat nur wenig Anziehendes für den Reisenden, der keine Bekanntschaft unter den Einwohnern sucht, unter denen sich manche interessante Menschen finden sollen. Wir gingen in den Gassen umher, und freuten uns der vielen großen und ansehnlichen Häuser und der Aussicht von der Brücke auf den Fluß. Unserm Kleist zu Ehren, der in meinen Augen noch immer einer unserer vorzüglichsten Dichter ist, besuchte ich das einfache Denkmahl, das ihm die Freymaurer auf dem Gottesacker haben setzen lassen; und mit dem nähmlichen Gefühle sah ich den Ort, wo der edle Prinz von Braunschweig retten wollte und ertrank. Die Stelle ist durch ein hübsches Denkmahl von weißem Marmor bezeichnet. Man führte uns nachher in eine Kirche, wo ein Gemählde diese That verewigen soll. Es ist von Rode, welcher vergaß, daß die Menschen, die er da aufgestellt hat, darum, daß es gemeine Leute sind, nicht eben plump und grob gezeichnet werden mußten, und daß die Figur des Prinzen keinesweges dieses Contrastes bedurfte. Ohne den Leichnam des Letztern würde es einer Bauerscene aus der Niederländischen Schule gleichen. Uebrigens dünkt mich, daß sein graugrünes, unangenehmes Colorit in diesem Gemählde noch widerlicher auffällt, als in vielen andern, die ich von diesem Künstler gesehen habe. Da hier eine Universität ist, dachte ich, ich müßte doch die öffentlichen Hör- und Ceremoniensäle besehen. Ich ließ mir sie aufschließen: eine Mühe, die ich mir hätte ersparen können.

Nachdem wir ein paar Stunden in Frankfurt umhergewandert waren, gingen wir abermahls durch eine

schreckliche Sandwüste und erreichten nach sieben oder acht Stunden das drey Meilen entlegene Zibichen, ein armseliges Dorf, mit einem armseligen Hause des Posthalters. Dann machten wir noch drey andere Meilen bis Crossen, wo wir erst in der Nacht ankamen, der acht Pferde ungeachtet, die man uns vorspannte, ohne jedoch die Bezahlung für so viele zu verlangen.

In einer Menge Gegenden der Preußischen Staaten sind es die Pferde der Bürger, oder der Bauern, die die Extraposten fahren. Der Postmeister, oder Posthalter hat weiter nichts damit zu thun, als daß er sie bestellt und von jedem ein Gewisses bekommt. Braucht man nun z. E. sechs Pferde, so werden zwey Bauern dazu beordert, deren vielleicht jeder viere hat; diese werden dann mit einander einig, ihren ganzen Zug anzuspannen; der Reisende bekommt acht Pferde und bezahlt für sechs. Dieses geschiehet besonders auch, wenn er mit einer ungleichen Zahl ankommt, als drey oder fünf. Man gibt ihm dann häufig vier, sechs, und auch achte.

Von Crossen gingen wir den 15ten nach Naumburg am Bober, noch immer durch vielen Sand, der den Reisenden, auf dieser Seite, weit nach Schlesien hinein verfolgt. Aber das Land wird allmählich besser, die Dörfer ansehnlicher, die Bevölkerung größer; und kurz, mich dünkt, ich bemerkte an mancherley Dingen, daß ich nicht mehr in der Mark war.

Naumburg, ein unbedeutendes Städtchen, hat, an einer kleinen Anhöhe, eine angenehme Lage. Noch angenehmer und freundlicher zeigt sich in der Tiefe Christianstadt, welches von jenem bloß durch den Bober getrennt wird, der hier die Grenze zwischen Schlesien und der Niederlausitz macht.

Einige Meilen von Naumburg liegt Grünberg, das, wie Sie wissen, durch seine Weinberge berühmt ist. Ich hoffe, daß es bessere Weine erzeugt, als der, den

man uns hier unter diesem Nahmen vorsetzte. Der war nicht zu trinken.

Wer durch die Einöden zwischen Cüstrin und Zibichen gereist ist, sollte von Naumburg aus ein Stück Weges zu Fuße machen. Eine größere Fruchtbarkeit, ein etwas besserer Anbau, als was ich zeither gesehen hatte; vieles Laubholz und die grünen Wiesen, die ich auf der andern Seite des Bobers in der Lausitz entdeckte, gaben mir einen Genuß, der gewiß von der relativen Art war; denn am Ende hatte ich das, was ich hier fand, an tausend Orten gesehen und werde es wieder sehen.

Auch die sechs Meilen dieses Tages brachten uns erst in der Nacht nach Sagan, einer ziemlich artigen Stadt, die, so wie die ganze Herrschaft, oder, wenn es so besser klingt, das Fürstenthum, dem Herzoge von Curland (er ist seitdem gestorben) gehört, der, unter der Landeshoheit des Königes, gewisse Rechte übt, die hauptsächlich die Polizey betreffen. Im weißen Löwen, einem ziemlich guten Wirthshause, fand ich eine herzogliche Verordnung, die den Preis der mehresten Dinge bestimmt: und obschon die Wirthe sich darin zu helfen wissen, so war doch die Rechnung für unser Essen, Nachtlager und Frühstück nicht mehr als 2 Rthlr. 10 gr. die wohlfeilste, die wir auf dieser ganzen Reise gehabt hatten, (und auch in der Folge bekommen haben.) Und doch war die Bewirthung besser, als an vielen andern Orten, wo weit mehr gefordert wurde.

Wir besahen den folgenden Morgen die Stadt und einige Kirchen, worunter ein paar sehr ansehnlich und reich verziert sind. Wir wünschten, das herzogliche Schloß zu sehen, und fanden ein großes, stattliches Gebäude, in dessen Hofe wir einige Zeit umhergingen, ehe wir ein menschliches Wesen ausfindig machen konnten. Daß die Familie nicht hier war, wußte ich vorher. Endlich fand sich jemand, um uns zu sagen, daß es

durchaus nicht erlaubt ist, das Schloß zu sehen. Wir gingen denn durch den Hof und durch ein anderes Thor hinaus, wo ich von der Höhe einen Garten gewahr ward. Während daß wir noch da standen, und theils auf den Garten herabsahen, theils die Aussicht überhaupt betrachteten, folgte uns der Mann aus dem Schlosse, nicht etwan, um uns in den Garten zu begleiten, sondern uns zu sagen, daß auch in diesen der Eintritt durchaus verbothen ist.

Von hier nach Bunzlau sind auf dem geraden Wege sechs Meilen. Allein außerdem, daß er schlecht ist, machte der Postmeister Schwierigkeiten; und so gingen wir über Sprottau, (zwey Meilen) und von da nach Bunzlau (fünf Meilen.) Wir wohnten hier bey Stephan, der ein ziemlich gutes Haus hält.

Lauban, den 17 Sept.

Bunzlau, Bunzlau am Bober, auch bisweilen Alt-Bunzlau genannt, ist unter den kleinern Schlesischen Städten, die ich bis hierher gesehen habe, die lebhafteste, angenehmste, volkreichste. Man zählt hier über 4000 Seelen. Für das Jahr 1791 gibt Herr Zöllner 3984 an. — Der Tuchhandel, die bekannten irdenen Gefäße und einiger anderer Verkehr, geben den Einwohnern einen Wohlstand, der sich auf mancherley Art zeigt. Die bekannten Gefäße, die von dieser Stadt den Nahmen führen, gehören wirklich unter das beste, was ich in der Art kenne. Eigentlich ist es nichts als gemeine Töpferarbeit, wird auch von einzelnen Meistern, und nicht fabrikmäßig getrieben. Aber diese Leute haben einen feinen Thon, geben ihrer Arbeit etwas mehr Vollendung, und gebrauchen bessere Farben, als andere Töpfer gewöhnlich zu thun pflegen, und so liefern sie, und wohlfeil, mancherley Küchen- und Ta-

felgefäße, die man an vielen Orten Fayence nennen würde.

Von Bunzlau nach Lauban ist ein abscheulicher Weg von vier Meilen; aber die Gegend ist interessant und hin und wieder mahlerisch. So wie man sich Lauban nähert, zeigt Alles, daß man in das Land der Industrie kommt. Die Ansicht der Stadt von dieser Seite ist schön und, fast möchte ich sagen, groß. Doch von dieser und ihren Gegenden nachher.

Der Strich von Schlesien zwischen Crossen und Lauban ist, im Ganzen, ein hübsches, ziemlich bevölkertes und wohlangebautes Land. Die Dörfer sind besser, als sie gewöhnlich in der Mark Brandenburg sind und in allen den kleinen Städten, durch die ich gekommen bin, zeigt sich ein gewisser Erwerb, und eine Nahrung, die nicht bloß mit den ersten Bedürfnissen zu kämpfen hat. Aber man würde sich einen sehr falschen Begriff von Schlesien machen, wenn man dieses Land nach den vierzehn oder funfzehn Meilen, durch die ich gekommen bin, beurtheilen wollte. Obschon besser, als manche Striche in den südöstlichen Theilen, so steht doch dieser in Rücksicht auf Boden, Anbau und Kunstfleis weit zurück, wenn man ihn mit den Provinzen vergleicht, die zwischen der Oberlausitz, Böhmen, Glaz und Breslau liegen. Der untere Theil des Landes, durch das ich gekommen bin, hat noch zu viel Sand, um die Arbeit des Landmannes hinlänglich zu belohnen, und das Volk, das größtentheils aus Katholiken besteht, scheint weder die Lebhaftigkeit, noch Thätigkeit, noch den Kunstfleiß zu haben, die den Einwohner des Landes auszeichnen, das dem Riesengebirge näher liegt. Ueberall sah ich Crucifixe, und das Volk scheint sich noch sehr mit dem Rosenkranze und den Ceremonien seiner Religion zu beschäftigen.

Dieser ganze Strich von Schlesien wird sehr wenig besucht, denn er liegt an keiner der großen Landstraßen,

und führt nicht einmahl von einem wichtigen Orte zum andern. Die Straße von Frankfurt nach Breslau liegt in einer andern Linie, und, um nach Lauban, Görlitz, Zittau u. ſ. w. zu gehen, nimmt man mehrentheils den Weg durch die Niederlauſitz, wohin man gleich von Frankfurt abgeht. Auf den Poſten, ſo wie in den Wirthshäuſern, bemerkt man an mancherley Dingen, wie wenig die Leute gewohnt ſind, Fremde zu ſehen. Daher mögen auch die billigen Preiſe kommen, welche von denen auf mehr befahrenen Straßen ſehr verſchieden ſind.

Was die Verzögerung auf den Poſten betrifft, ſo iſt ſie hier, wie in den mehreſten Provinzen der Preußiſchen Monarchie und ungefähr wie in Norddeutſchland überhaupt. Ja, ſie glauben es recht gut gemacht zu haben, wenn ſie den Reiſenden innerhalb einer Stunde befördern. Vermuthlich war es ſonſt noch ſchlimmer, und ſo gab die Regierung einen Befehl, daß man niemanden länger, als eine Stunde aufhalten ſollte. Dieſen aber nimmt man auf eine Art, die wohl ſchwerlich die Abſicht der Regierung ſeyn konnte! Es iſt gerade, als hätte ſie befohlen, man ſolle keine Poſt in weniger als einer Stunde nach der Ankunft abfahren laſſen. Oft, ſehr oft, wenn ich die Leute ein wenig trieb, erhielt ich zur Antwort, daß wir ja noch keine Stunde da geweſen wären. In dieſer Welt iſt immer eins die Wirkung des andern! Die Straßen ſind wenig befahren; folglich kann man keine Pferde für die wenigen Extraposten bereit halten, die gelegentlich kommen. Die Poſtmeiſter haben entweder gar keine, und müſſen ſie im Orte auftreiben; oder die wenigen, die ſie hin und wieder halten, ſind auf dem Felde, oder auf der Weide. Ehe dieſe herbey gebracht und gefüttert ſind, ehe der Poſtillon ſich angekleidet und von Frau und Kindern Abſchied genommen hat, welches ich oft in Norddeutſchland geſehen habe, vergeht freylich gar leicht eine Stunde. In Böhmen und Oeſter-

reich hingegen, wo die großen Straßen sehr besucht werden, steht eine gewisse Zahl von Pferden beständig angeschirrt, und die Postillons sind gekleidet. Fünf, sechs, acht Minuten ist die Zeit, in der man gewöhnlich befördert wird; äußerst selten bin ich auf den großen Straßen eine viertel Stunde aufgehalten worden, und wenn man einen reitenden Courier hat, so hält der Postknecht mit seinen Pferden schon auf der Straße, ehe man noch ankommt.

Lauban, den 18. Sept.

Ich habe den heutigen und einen großen Theil des gestrigen Tages damit zugebracht, diese Stadt und ihre Gegenden zu besehen. Letztere habe ich über alle Erwartung schön gefunden, obschon diese ziemlich hoch gespannt war. Welche liebliche mit Häusern, Bäumen und Menschen angefüllte Thäler! In dem Sächsischen Erzgebirge findet man hin wieder etwas Aehnliches; aber die Formen des Landes sind nicht so schön, das Nahe nicht so mild, fruchtbar und baumreich, und die fernen Gebirge nicht so erhaben. Die Bauart ist ungefähr die nähmliche, die Sie im Erzgebirge finden, auch stehen die Häuser einzeln, jedes von seiner kleinen Wiese, Krautgarten und Obstbäumen umgeben: wodurch die Dörfer, die wirklich sehr groß sind, ungeheuer werden. — Der zwar kleine, aber lebhafte Queis rauscht in den Thälern hin, und belebt die Landschaft. — Hier hört man das Geräusche des Webers, dessen Leinwand in die entferntesten Welttheile geht; dort spannt der Tuchmacher seine Arbeit auf; weiterhin sticht das schöne Weiß der Bleichen mit dem frischen Grün der Bäume und des Rasens ab. — Schon gestern war ich auf drey Anhöhen, nicht weit von der Stadt, welche sammt und sonders vortrefliche Aussichten gewähren. Immer ist die Landschaft durch die große Kette des Riesengebirges bekränzt, das man, mit einem Blicke, in der Lausitz, in Schlesien und in Böhmen sieht.

Auch die Stadt Lauban gefällt mir! Sie ist reinlich, größtentheils von Stein gebaut, hat eine Menge großer und ansehnlicher Häuser, und, was noch mehr ist, sie ist nicht so todt, als die Sächsischen Mittelstädte mehrentheils sind. Außer einem ziemlich allgemeinen Wohlstande, gibt es hier mehrere Häuser, die ein ansehnliches Vermögen besitzen. Gleichwohl sind die hiesigen Fabriken seit einiger Zeit nicht im besten Gange, und man versichert mich, daß einige Häuser mehr von dem ehemals Erworbenen leben, als von dem, was sie jetzt gewinnen.

Sonderbar ist es, daß die mehresten Einwohner keinen Begriff von der Volksmenge der Städte haben, die sie bewohnen! Büsching setzt die Bevölkerung von Lauban auf 8000 Seelen. Das ist offenbar zu viel. Ich verhandelte diesen Artikel heute mit mehrern Männern, die sonst wohl unterrichtet waren und fand, daß einer 4000, einer zwischen 4 und 5000, und ein dritter noch eine andre Zahl angab. Endlich setzte sie ein Rathsherr, welcher versicherte, daß er, als solcher, es wisse, auf 5600: und diese Zahl stimmt auch mit einigen andern Beobachtungen überein, die ich gemacht habe.

Herr Weiner hat in seinem Hause eine Sammlung von Zeichnungen hängen, wovon einige recht gut sind; mir aber wurden sie vorzüglich dadurch interessant, daß sie größtentheils Gegenstände aus dem Riesengebirge und aus den Gegenden enthalten, die wir so eben zu bereisen denken.

Zweyter Brief.

Reise nach Meffersdorf — Marklissa — Schwerta — Wiegandsthal — Meffersdorf — Tafelfichte — Friedland in Böhmen — Reibersdorf — Zittau — der Oywin — Herrnhuth — das Brüderhaus — das Schwesternhaus — Begräbnißstätte — Unitätssynode — die Landskrone — Görlitz — Orgel — Rathe — Königshayner Berge — Bachs berühmteste Zeichnung — Fabriken der Oberlausitz.

Zittau, den 20. Sept.

Wir mietheten zu Lauban einen leichten Wagen, nahmen nur einen Bedienten mit und gingen vorgestern nach Meffersdorf, wohin man drey Meilen rechnet; es möchten aber wohl vier Postmeilen seyn. Der ganze Weg ist so, daß wir mit dem Englischen Wagen schwerlich durchgekommen seyn würden; auf alle Fälle hätte er durch diese Ausflucht für unsere weitere Reise merklich von seinem Werthe verloren. — Wenn der Weg schlecht ist, so ist die Gegend desto angenehmer. Man kommt fast nie aus den Dörfern heraus, die kein Ende zu haben scheinen, die alle einer Idylle gleichen und von einem wohl angebauten Lande umgeben sind. Dabey bleibt Ihnen fast beständig das Riesengebirge im Auge, dem Sie Sich immer mehr und mehr nähern.

Sonderbar fiel mir das Städtchen Marklissa auf, das sehr mit Menschen angefüllt zu seyn scheint, und wo jedes zweyte Haus ein Schild aushängen hat, das irgend einen Handwerker, irgend ein Gewerbe be-

zeichnet. Die Gegend um diese kleine Stadt herum gehört unter die bevölkertsten in den Churſächsischen Staaten. Weiter hin kamen wir an das Dorf Schwerta, so schön als mahlerischer und dichterischer sich nicht leicht eines denken läßt. Es ziehet sich längst einem engen romantischen Thale hinauf, in dessen Tiefe ein kleiner Bach in beständigen Fällen herabmurmelt.

Da ich immer sehr viel zu Fuße gehe, so kehre ich gern, unter irgend einem Vorwande, in die Hütten der Landleute ein, um ihr Inneres sowohl als die Art der Menschen zu sehen. Eben stand ich an einem Scheidewege, während daß der Wagen noch weit hinter mir zurück war, und, unentschlossen, welchen ich nehmen sollte, ging ich in das nächste Haus, um zu fragen. Gleich bey Eröffnung der Thür fielen mir eine Menge Instrumente in die Augen. Es war die demüthige Wohnung eines von jenen Mechanikern, dergleichen die Bergländer fast überall erzeugen, und die mehrentheils ihre eigenen Lehrer sind. Der Mann hatte eine gewisse Bildung, aber sein Aeußeres war das eines Landmannes, auch war alles, was ich in seinem Häuschen sahe, diesem Stande angemessen. Er lag mir sehr an, ihm eine elektrische Lampe abzukaufen, die er 14 Rthlr. both; und da ich ihm sagte, wie lästig so ein Artikel einem Reisenden ist, so sollte ich wenigstens eine kleine Elektrisirmaschine nehmen, die er für 5 Rthlr. (wahrhaftig wohlfeil genug!) lassen wollte. Ich erfuhr nachher, daß, außer diesem, im nähmlichen Dorfe, noch zwey andere Mechaniker wohnen, welche große Geschicklichkeit besitzen. In der That sah ich bey dem Herrn von Gersdorf einen großen Schrank voll Instrumente, die alle zu Schwerta, das ihm gehört, verfertiget waren.

In der letzten halben Stunde kamen wir durch einen dicken Wald, und so wie wir diesen zurückgelegt

hatten, lag vor unsern Augen jene herrliche Aussicht, von der ich schon mehrmals Beschreibungen gelesen hatte, und die ich nur anzeigen will, weil sie sich nicht wohl beschreiben läßt. Aber sie gehört unter die schönern und reichern, die ich irgendwo gesehen habe. Sie ist erhaben, und doch dabey so mild, daß sie mich an die glücklichern Ebenen von Genf und der Lombardey, an der Südseite der Alpen, erinnerte. Hier liegt der Marktflecken Wiegandsthal, mit dem Schlosse Meffersdorf und einem Dörfchen, dessen obere Häuser schon den ersten Abhang der Tafelfichte erreichen. Sie machen zusammen für das Auge ein Ganzes aus, und bilden den Vorgrund zu dem erhabenen, reichen, lieblichen Gemählde. Herr von Gersdorf, dem die genannten Orte gehören, wollte eben zur Tafel gehen, als wir bey ihm ansprachen. Er kam aus dem Speisesaale und lud uns, mit der Hospitalität eines Bergländers, zum Niedersitzen ein. Wir wollten aber, da das Wetter ziemlich günstig war, noch denselben Tag die Tafelfichte ersteigen, und glaubten, daß wir unsere Mahlzeit geschwinder im Wirthshause abfertigen würden, als bey dem Herrn des Ortes. Aber die Einladung für den Abend nahmen wir an, und ich fand eine liebenswürdige Familie, die die Eleganz der Städte mit den Annehmlichkeiten und der Ruhe des Landlebens zu verbinden weiß. Herr von Gersdorf, der schon längst zu sehr daran gewöhnt worden ist, öffentlich genannt zu werden, als daß ich ihm hier meine Entschuldigung darüber machen sollte, ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der hier in wahrer philosophischer Ruhe zu leben scheint, und sich mit den Wissenschaften und Künsten beschäftiget. Seine Sammlung von mathematischen und physischen Instrumenten ist sehr wichtig, und sein Mineraliencabinet soll unter die ausgesuchtesten gehören, die man bey Privatleuten in

Deutschland findet. Ich sage soll, denn ich bin weder Kenner genug, noch hatte ich hinlängliche Zeit, um es nach seinem Verdienste zu würdigen. Er wohnt in einem großen, mit Geschmack meublirten Gebäude, wo alles Ordnung, Anstalt und edle Einfalt athmet. Der Abend, den ich in dieser Familie zubrachte, that meinem Herzen wohl.

Also auch ich bin auf der Tafelfichte gewesen! Und dieses sagen zu können, ist ungefähr das Hauptsächlichste, was mir davon übrig bleibt. Die schönsten Aussichten finden sich allemahl auf mäßigen Höhen, nicht auf hohen Bergen. Also hat die Natur, auch in dieser Rücksicht, dafür gesorgt, daß ihre schönsten Genüsse nicht theuer zu erkaufen sind. Alles, was in der Natur groß und schön ist, wird klein und platt, so bald ich es von einem hohen Berge herabsehe, und ein ungeheures Land um mich her erscheint wie ein gemahlter Bodenteppich. Wo ist das Vergnügen, Orte aufzusuchen, die sechs, acht und zehn Meilen weit von Ihnen entfernt sind? Hier, sagt Ihr Führer, ist Bautzen. Ich kann es mit bloßen Augen nicht sehen, und habe Mühe, es mit dem Fernrohre zu finden, denn je mehr das Glas vergrößert, desto schwerer wird das Finden. Endlich entdecke ich ein paar Spitzen, welche Kirchthürme dieser Stadt sind. — Der größte Vortheil, den das Ersteigen hoher Gipfel gewährt, ist, daß man die großen Bergreihen entdeckt, die in niedrigern Gegenden nicht zu sehen sind, und so einen allgemeinen Begriff von der Geographie des Landes bekommt.

Die Tafelfichte ist bis auf ihren höchsten Rücken hinauf fruchtbar, und mit Gras und Bäumen bewachsen. An vielen Orten fand ich sie sumpfig, selbst auf den obersten Höhen. Dieß ist gerade auch der Fall mit den Irischen und Wallisischen Gebirgen. Ehe wir ihre höchste Höhe erreichten, kamen wir an einen

Stein, der die Lausitz, Schlesien und Böhmen scheidet. Sonst stand eine Fichte dabey, woher wohl dieser Berg den Nahmen Tafelfichte bekommen haben mag. Wenn man ihre höchste Höhe erreicht hat, findet man noch immer, daß die Aussicht keinesweges unbeschränkt ist, weil dieser Berg oben nicht spitzig, sondern breit und flach ist. Man muß also umhergehen und von seinem Führer die vortheilhaftesten Standpuncte sich zeigen lassen, um entweder die Lausitz, oder Schlesien, oder Böhmen am besten zu sehen. — Buchen wachsen bis auf eine beträchtliche Höhe an diesem Berge hinauf. — Er ist, nach Herrn v. Gersdorf, 3545 Pariser Schuh über der Meeresfläche; also noch nicht so hoch, als der Fichtelberg bey Wiesenthal an der Sächsischen und Böhmischen Grenze, dessen Höhe, nach eben demselben, 3731 ist. — Wir wohnten in einem Bäurischen, aber reinlichen Wirthshause. Platz ist nicht viel; aber mit allem andern hatten wir Ursache zufrieden zu seyn.

Man findet Meffersdorf weder auf den Landkarten, noch in Büsching, wohl aber Wiegandsthal. Die Ursache davon ist wohl, daß nur das Schloß und eine kleine Zahl von Häusern, nach dem Berge zu, diesen Nahmen führen; das Uebrige macht den eben genannten Marktflecken aus. Daß Handel hier getrieben wird, versteht sich, denn diese Orte liegen an der Böhmischen und Schlesischen Grenze, und überdieß befördern die Berge den Schleichhandel. Es sollen wirklich ein paar Häuser hier seyn, die recht hübsche Geschäfte machen. Auch wird hier Verschiedenes fabricirt.

Zittau, den 21. Sept.

Eine halbe Stunde Weges brachte uns von Meffersdorf an die Böhmische Grenze, wo ich in dem Städtchen Neustadt sogleich gewahr ward, daß wir weder in der Lausitz, noch in Schlesien waren. Seine

Unreinlichkeit und Armuth machen einen auffallenden Contrast mit den Lausitzer Städtchen und Dörfern, wo zwar kein Reichthum, aber durchaus ein gewisser Grad von Wohlstand herrscht, und wo auch die ärmste Hütte ein gewisses reinliches Ansehen hat, das für das Wohlseyn ihrer Besitzer bürgt.

Weiter hin kamen wir nach Friedland, ein Städtchen, das etwas besser ist, als das vorhergende, und nahe an welchem, auf einer Anhöhe, der Graf von Clamm Gallas ein stattliches Schloß hat. Es ist in dem Style des mittlern Zeitalters gebauet und endiget oben in einem hohen Thurme, der, so wie das rittermäßige Ansehen des Ganzen, eine gute Wirkung macht. Allein man hat dieses alte, hohe Schloß unbequem gefunden und gleich darunter, aber innerhalb der Ringmauern, oder, wenn Sie wollen, der Festung, ein modernes Wohnhaus gebaut. Die Aussicht auf dem obersten Theile ist schön, und hat etwas Auffallendes, indem der Abfall des Hügels auf der einen Seite fast senkrecht ist. Der berühmte Wallenstein besaß diese Herrschaft in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges; 1634 kam sie an das Haus Gallas. — Nicht weit von hier liegt das Bad Liebwerda, wo der Graf von Clamm Gallas hübsche Anlagen hat machen lassen.

Eine Stunde Weges weiter hinaus kamen wir wieder in die Oberlausitz, und bald darauf nach Reibersdorf. Auf diesen vier Meilen von Meffersdorf nach Reibersdorf bleibt man immer in der Nähe des Riesengebirges, ohne jedoch viel über Berge zu kommen. Eine solche Lage, welche schöne, auch ferne Aussichten, und doch bequeme Spaziergänge gewährt, ist gerade was man für einen Landsitz wünscht, oder suchen sollte, und Reibersdorf, der vorzüglichste Sitz des Cabinetsministers Grafen von Einsiedel, hat von dieser Seite große Schönheiten. Das Schloß, ein Gebäude des

gegenwärtigen Grafen, ist groß und in einem guten Geschmacke, und das Innere ist bequem und schön. Besonders sind hier viele und reiche Zimmer für Fremde, während daß die für die Familie das Gepräge einer edlen und zierlichen Einfalt tragen. Aus den Mittelzimmern hat man eine liebliche Aussicht auf Zittau. Die Büchersammlung ist sehr ansehnlich; aber von den Schätzen der Kunst, die hier aufbewahrt werden, konnte ich nichts sehen, als die verschlossenen Schränke, weil ich die Kränkung hatte, die Familie nicht hier zu finden. — Die Gärten sind nicht gar groß; desto ansehnlicher sind die Wirthschaftsgebäude, die der jetzt lebende Graf ebenfalls aufgeführt hat, und die dem Ganzen ein großes, stattliches Ansehen geben. — Hier brauet man schon seit vielen Jahren ein vortreffliches Bier, das unter dem Nahmen des Reibersdörfer Doppelbieres bekannt ist. Seit einigen Jahren aber wird auch eine andere Art gebraut, welche noch stärker ist. Dieses Letztere ist von allen Bierartrn, die ich je auf dem festen Lande getrunken habe, dasjenige, welches dem besten Englischen Ale am meisten gleicht. Es hat unter andern auch die Eigenschaft, daß es sich viele Jahre lang hält.

Von Reibersdorf hatten wir noch eine kleine Meile bis hierher. Zittau, Görlitz und Budißin in der Lausitz, und Chemnitz, Freyberg, Naumburg und Plauen in Sachsen sind die besten, ansehnlichsten und freundlichsten Städte der churfächsischen Lande, nach Dresden und Leipzig. Dieser letztern gleicht Zittau in der Bauart am meisten. Eine Menge großer und stattlicher Häuser scheinen hier mehr die Residenzstadt eines Fürsten von mittlerer Größe, als einen Ort anzudeuten, der hauptsächlich durch Fabriken besteht. Gleichwohl liegen noch eine Menge Häuser, von dem siebenjährigen Kriege her, in Asche, werden auch wohl noch lange Zeit Brand-

stätten bleiben, weil es hier an hinlänglicher Bevölkerung fehlt. — Noch immer ist die Hauptkirche nicht vollendet, und erhält doch schon beträchtliche Ausbesserungen, weil der Thurm so elend gebaut ist, daß er sinkt und die Kirche nach sich zieht.

In Rücksicht auf Handel und Fabriken gehört Zittau unter die wichtigern Orte der Sächsischen Lande. Seine Lage an der Böhmischen Grenze gibt ihm einen beträchtlichen Zwischenhandel und seine Linnenerzeugnisse gehören unter die ansehnlichsten der Oberlausitz. (Von den letztern wurden im Jahre 1801 durch 19 Handelshäuser 13,605 Centner ausgeführt.) (Seitdem ist in Zittau ein artiges, bequemes und zweckmäßiges Schauspielhaus errichtet worden. Einige wohlhabende Einwohner entwarfen den Plan durch Actien, fanden bald eine Menge Theilnehmer und kauften dazu eine Brandstätte in einer bequemen Lage.)

Die Gegenden um Zittau herum sind außerordentlich schön, und biethen herrliche Aussichten dar; doch ist Letzteres nicht der Fall unmittelbar um die Stadt herum, wo das Land etwas versteckt ist.

Wir gingen gestern, eine Meile weit, nach dem Oywin, ein Werk der Kunst, und weit mehr noch der Natur, das mich überrascht hat. Ein einzeln stehender, fast senkrechter Felsenberg, der unten seine hervorspringenden Substructionen hat, (gerade wie ein weiser Architekt, der auf Festigkeit sieht, bauen soll) auf einer mäßigen Höhe eine moderne Kirche, und auf der Spitze die Trümmern eines sehr alten Klosters. Dicht am Berge wohnt der Schulmeister, welcher der öffentlich bestallte Cicerone des Ortes ist, und dessen Frau mir sagte, daß der Berg der beste Theil des Dienstes wäre. Von des Schulmeisters Wohnung gehen schöne, steinerne Stufen, die theils belegt, theils in den natürlichen Felsen gehauen sind, nach einer klei-

nen Kirche, die von einem Geistlichen bedient wird, der eine Stunde weit davon auf der entgegengesetzten Seite von hohen Bergen wohnt. Die eine Seite dieser Kirche ist nicht gemauert, sondern aus dem natürlichen Felsen gehauen; da aber ein solches Gebäude keinen Klang hat, und man den Prediger nicht verstand, mußte man auch diese Seite in der Folge von dem Felsen trennen, so daß nun zwischen diesem und der Felsenwand eine Kluft ist. — Wir gingen nun, auf Stufen, weiter bis an eine Thür, die den ganzen obern Berg so verschließt, daß auch nicht einmahl ein Hund herauf, oder herab kann. Daß der Schulmeister dafür sorgt, daß diese Thür immer verschlossen bleibt, versteht sich! — Die Stufen und Gebaude werden von dem Zittauer Rathe sehr wohl unterhalten, und die Frau Schulmeisterinn thut durch Kehren und Aufräumen das Uebrige; so, daß alle Wege und Plätze ein niedliches, freundliches Ansehen haben.

Dr. Pescheck zu Zittau hat eine Beschreibung von dem Oywin geliefert, die dick genug ist, um einen Gulden zu kosten. Diese hatte unsere Führerinn, denn der Mann hielt eben Schule, so auswendig gelernt, daß sie über jeden Fleck, jede Mauer und jedes Gewölbe eine genaue Nachricht lieferte. — „Hier hatten die Mönche ihren großen, und dort ihren kleinern Keller zum täglichen Gebrauch! Hier standen ihre Pferde, und dort wohnte das Gesinde" ꝛc. ꝛc. Die Ruinen des Klosters so wohl als des alten Schlosses, welches noch vor dem Kloster existirt haben soll, sind wirklich recht hübsch. Besonders schön ist die Kirche, die theils aus großen gevierten Steinen gebaut, theils aus dem Felsen gehauen ist. —

In einem kleinen, modernen Hause essen die Zittauer oft eine Mahlzeit, die sie mitbringen, und wozu der Schulmeister alles nöthige Geschirr und Tafelzeug

liefert. Bier, Wein und Brot findet man auch bey ihm, so wohl als Wasser zu Kaffee und Thee, wozu er eine kleine Küche auf dem Berge hat. — Man wird sehr angelegen, schießen zu lassen, wozu ein eigener Kanonier bestellt ist, welcher immer sich einfindet, so bald er Fremde bemerkt. Der Schulmeister liefert das Pulver, und hat zu diesem Behufe eine eigene Pulverkammer auf dem Berge. Das Schießen macht eine große Wirkung, indem der Knall in den umliegenden Bergen rings herum wiederhallt. — Auf einem ebenen, reinlich gehaltenen Platze wird unter freyem Himmel öfters getanzt. — Auf der obersten Spitze des Berges steht ein kleines Lusthaus, hauptsächlich der Aussicht wegen. — Man hat von dem ganzen Berge ein radirtes Blatt in buntgewaschener Manier, das ihm aber nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Gleichwohl trug man kein Bedenken, zwey Thaler dafür zu fordern. —

Das Dorf und alles an dem Oywin herum ist äußerst romantisch, und auf dem Rückwege hat man vortreffliche Aussichten. — Verzeihen Sie, daß ich mich so lange bey einem Gegenstande aufgehalten, den ich wirklich mit Liebe gesehen habe. Ich wüßte in der Nähe einer Stadt kaum einen Ort, wohin sich eine in jeder Rücksicht so angenehme Landpartie machen ließe. — Wir fanden zu Zittau im Engel ein ziemlich gutes Wirthshaus.

Görlitz, den 23. Sept.

Wir verließen Zittau gestern früh, um nach Herrnhuth zu gehen. Dieser Ort liegt auf der Landstraße nach Löbau, und ist von diesem anderthalb Meilen und zwey von Zittau entfernt. So viel wenigstens lassen sich die Postmeister bezahlen. — Ich machte den Tag noch einige Besuche, und ging dann in den Abendgottesdienst, der in einem kurzen Gesange und in einer langen Vorle-

sung aus dem Alten Testamente bestand. Ich fand die Sprache so deutlich, so allgemein verständlich, und dabey so männlich und rein, daß ich nicht begriff, was das für eine Uebersetzung seyn könnte, bis der Geistliche an eine Stelle kam, die im Alten Testamente nicht stehen konnte. Ich erfuhr nachher, daß das Gelesene nicht eine Uebersetzung, sondern ein Auszug war, worin alles Anstößige, Schmutzige, Alles mit unsern Sitten, Begriffen und Grundsätzen nicht Uebereinstimmende weggelassen ist. Ueber das Anziehende des Herrnhuthischen Gottesdienstes, über die Einrichtung ihrer Bethhäuser und über die edle Einfalt des Ganzen sage ich nichts, weil das allgemein bekannt ist. (Ich gebrauche immer den Ausdruck Herrnhuther, weil er gewöhnlich und allgemein verstanden ist. Sie selbst aber nennen sich vereinigte Evangelische Brüder und, collectivisch, die Evangelische Brüdergemeinde.) — Den übrigen Theil des Abends brachte ich bey einem Schweizer zu, der von der Gemeinde ist, und bey dem ich mich über mancherley unterrichtete. — Frobergers Briefe über Herrnhuth werden hier geschätzt, und wurden von einigen Brüdern sehr empfohlen. Der Verfasser ist ein Lutherischer Geistlicher in der Nachbarschaft.

Heute früh besahen wir Alles, was ein Fremder gewöhnlich hier aufsucht: und da muß ich gestehen, daß ich Alles unter meiner Erwartung fand. Vermuthlich war es meine eigene Schuld! Aber wir haben in Sachsen von unserer Kindheit an so viel von Herrnhuth und Herrnhuther Arbeit gehört, daß wir uns leicht einen Begriff davon machen, dem das, was der Ort ist, und unter seinen Verhältnissen seyn kann, nicht entspricht. Herrnhuth ist kein schöner Ort, hat nicht das überaus Nette und Reinliche, das wir von allem erwarten, was Herrnhuthisch heißt, und das ich zu Christiansfeld in Schleswig wirklich fand. Die allermehresten Gebäude sind klein und unbedeutend. Indessen haben verschiedene Personen von

Stande und einige Kaufleute sehr niedliche Häuser. Das Reussische und das Wohnhaus des Lehnsherrn, sind groß und schön. Der Ort ist klein, und soll nicht über 2000 Seelen halten; er ist aber im Zunehmen.

Das Brüderhaus, d. h. das, wo die unverheiratheten Mannspersonen für die allgemeine Rechnung der Gesellschaft arbeiten, ist unansehnlich in seinem Innern und Aeußern. Hier schläft und speist man gemeinschaftlich; doch hat man die Tafel zu verschiedenen Preisen, und jeder wählt, je nachdem er mehr oder weniger verzehren will, oder kann. Die mehresten sind Handwerker, deren jeder sein besonderes Geschäft hier treibt. Das vorzüglichste Verdienst der hiesigen Arbeiten besteht in einer gewissen Nettigkeit, Vollendung und Dauer. Als Fabrik betrachtet, ist diese Stiftung unansehnlich und von kleinem Umfange. Jeder verheirathete Meister, wenn er nicht besondere Ursache hat, in das Brüderhaus zu treten, arbeitet zu Hause mit seinen Gesellen und Lehrburschen auf eigene Rechnung, gerade wie an allen andern Orten, wo Innungen sind. Von getheilter Arbeit weiß man hier eben so wenig, als von Betreibung irgend eines Geschäftes im Großen. Selbst diejenigen, welche im Brüderhause, und also für die Rechnung der Gemeinheit arbeiten, machen kein Ganzes aus; jeder ist für sich und bekommt eine verhältnißmäßige Bezahlung für das, was er liefert. Hier finden also keine Vortheile Statt, welche die Gesellschaft in den Stand setzten, wohlfeiler verkaufen zu können, als andere Orte. Da aber die hier verfertigten Waaren im Ganzen etwas besser sind, als sie im Durchschnitt in andern Städten gemacht werden, so sind sie nothwendig theurer. In der That fand ich Alles, was wir kauften, oder wovon ich den Preis erfragte, sehr theuer. Der Ruf der Herrnhuther Waaren gründet sich also auf die Vollendung und Dauer, welche man in den Kunsterzeugnissen der gewöhnlichen deutschen Mittel-

städte nicht in dem Maße findet. Da aber die Letztern in mehreren Artikeln sich auch gebessert haben, so finden die Herrnhuther Waaren weder den leichten Absatz, noch den Gewinnst mehr, den sie vor zwanzig und dreyßig Jahren hatten. — Ich besuchte mehrere Handwerker, die auf eigene Rechnung arbeiten, und sahe einige sehr hübsche Artikel, die jedoch nicht vorzüglicher waren, als unsere bessern Handwerker zu Berlin, Leipzig, Braunschweig u. s. w. sie jetzt liefern.

Im Schwesternhause dünkte mich Alles auf einem bessern und größern Fuße zu seyn! Ein ansehnlicheres Aeußeres, bessere Speisesäle, feinere Schlafzimmer, ein mehr niedlicher und freundlicher Anblick des Ganzen. Hier wohnen die unverheiratheten Schwestern, und arbeiten, so wie die Brüder, auf Rechnung der Gesellschaft. Sie speisen, so wie jene, gemeinschaftlich.

Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die Begräbnißstätte, die auf einer Anhöhe liegt, von der man die schönste Aussicht hat, die sich in der Nähe um Herrnhuth findet. Es ist ein großer, grün eingefaßter und von Alleen durchschnittener Platz, auf welchem jedes Grab seinen flach liegenden Stein hat, der den Nahmen und das Vaterland des Abgeschiedenen bezeichnet, nebst dem Jahre, in welchem er heimging, oder, wie ich es weit häufiger fand, entschlief. Was mich sehr interessirte, waren die Todten in der großen Hauptlinie, ungefähr in der Mitte. Es sind Menschen aus allen Ländern von Europa, und fast möchte ich sagen, aus allen Welttheilen. Nur sehr wenige waren aus Herrnhuth selbst. — Auf der obersten Höhe dieses Gottesackers hat man eine Art von Pavillon, oder, wenn Sie wollen, einen kleinen hölzernen Thurm erbaut, von dem die Aussicht vorzüglich schön ist.

Es fiel mir auf, daß unser Wirth, der sich angebothen hatte, mich in das Bethhaus zu begleiten, mir nachher einen Mann brachte, dessen gute Kleidung und Ton nicht wohl einen Menschen andeuteten, der für Geld herum führt. Er kam den andern Morgen wieder und ging mit uns an alle Orte, die wir zu sehen wünschten. Als ich nachher einen Herrn von meiner Bekanntschaft fragte, wer der Mann wäre, und ob ich ihm Geld anbiethen könnte? war die Antwort: „Keinesweges! Es ist ein privatisirender Bruder, der von der Gemeinde angestellt ist, Fremde zu begleiten.“

Wissen Sie wohl, daß die oberste Regierung aller Herrnhuthischen Gemeinden der Welt jetzt in einem Dorfe, eine halbe Stunde von hier, ihren Sitz hat? Es heißt Berthelsdorf, und ist der eigentliche Geburtsort der ganzen Gemeinde; denn dorthin zog Zinzendorf die ersten Mährischen Brüder. Man nennt diese Obern die Unitätssynode, die gewöhnlich aus zwölf, dreyzehn, bis vierzehn Personen besteht, und die nie einen festgesetzten, bleibenden Ort ihrer Residenz hat. Nachdem sie zehn, oder zwölf Jahre die ganze Herrnhuthergemeine unumschränkt regiert hat, schreibt sie eine neue Wahl aus, wozu sie irgend einen Ort bestimmt, der willkührlich ist. Dahin schicken nun die Brüdergemeinden aus allen Theilen der Welt Repräsentanten, welche, aus sich selbst, eine neue Unitätssynode wählen, und diese regiert nun wie die vorige. Die Mitglieder dieser Synode bleiben beständig beysammen, und können sich keinen andern Geschäften widmen. Es scheint, die deutsche Nation hat dabey ein eben so großes Uebergewicht, als die Italienische im Cardinalscollegium hat; ja alle Mitglieder der jetzt versammelten Synode sind, wie ich höre, Deutsche.

Görlitz, den 22. Sept.

Wir verließen Herrnhuth gestern Nachmittag. Ungefähr eine halbe Meile, ehe man Görlitz erreicht, kommt man zu Pfaffendorf ganz dicht an den Fuß der Landskrone, eines hohen, einzeln stehenden Berges, der von allen Seiten eine große Wirkung macht, und höher zu seyn scheint, als er wirklich ist. Man hatte mir sehr empfohlen, ihn zu ersteigen, und dieses Geschäft auf unserm Reise-Plane als die Sache eines halben Tages angesetzt. Jetzt lag der Berg zwischen uns und Görlitz, von welcher Stadt man viel weiter auf seine Spitze hat, als von hier. Es war eben vier Uhr, und der Himmel vollkommen heiter. Ich ließ anhalten, fand einen Führer auf der Stelle, schickte den Wagen nach Görlitz, erstieg in drey viertel Stunden die Spitze, verweilte eine halbe Stunde und ging dann auf der entgegengesetzten Seite in die Stadt, wo ich um sechs Uhr ankam.

Die Aussicht von der Landskrone, deren Höhe mit der Tafelfichte und andern Theilen des Riesengebirges in gar keine Betrachtung kommt, gehört unter diejenigen, die mir auf dieser ganzen Reise am meisten Vergnügen gemacht haben. So ist es immer! die schönsten Genüsse der Natur sind keinesweges diejenigen, die man am theuersten erkauft. — Jemand *) hat den Einfall gehabt, einen festen, steinernen Thurm auf der Spitze dieses Berges zu erbauen, von dem man denn die Aussicht von allen Seiten ganz frey hat. Sie ist von ungeheuerm Umfange, weil dieser Berg nicht

*) Es war der verstorbene Herr von Mayer, der eine Harmonika-Claviatur und einen Euphon erfand. Man rühmt seine Geisteskraft und Herzensgüte. Das obige Gebäude aber hat er nicht auf eigene Kosten, sondern durch eine Unterzeichnung von mehreren zu Stande gebracht.

nur von keinen höhern beherrscht wird, sondern auch so frey steht, daß nichts, in einer Runde von mehreren Meilen, dem Auge Grenzen setzt. Uebrigens erscheint der angeführte Thurm als eine Zierde des Berges von allen Seiten, wenn man ihn in der Entfernung betrachtet, dient zu einem Obdache, wenn man von einem unerwarteten Regen überrascht wird, und gewährt den Görlitzern noch einige andere Annehmlichkeiten zu ihren Lustpartien. Der Weg in die Stadt hinab ist ziemlich bequem, und zum Theil gemacht und unterhalten. Auch höre ich, daß man häufig Gebrauch davon macht, und daß selbst Frauenzimmer die Landskrone oft und gern ersteigen.

Görlitz, den 23. Sept.

Ein hiesiger Einwohner hatte die Gefälligkeit, uns heute früh in der Stadt herum zu führen, und das Merkwürdigste in der Gegend umher zu zeigen. Die Natur hier ist nicht ohne Schönheiten; aber die Gegenden um die Stadt kommen denen von Lauban und Zittau bey weitem nicht bey; auch hat der Ort selbst nicht das freundliche Ansehen der Letztern. — Wir besahen und hörten die berühmte Orgel, die wirklich, nach der Harlemer, das wichtigste Werk dieser Art ist, das ich in Europa kenne. — Bey Hrn. Nathe, einem geschickten Künstler, der sich seit einiger Zeit hier aufhält, sahen wir gute Zeichnungen, die mir auch darum interessant waren, weil sie eine Menge merkwürdiger Gegenden und Scenen dieser Landstriche darstellen.

Nach der Mahlzeit fuhren wir nach Königshayn, einem Dorfe, das eine Melle von hier entfernt ist, wo wir einen Führer bekamen, der uns in die Berge begleitete, die von diesem Dorfe die Königshayner heißen. Was man hier siehet, ist im Grunde das nähmliche als der Greiffenstein bey Ehrenfrieders-

dorf in dem Sächsischen Erzgebirge. Es sind aufgehäufte Granitmassen auf dem Rücken eines Berges, mit dem Unterschiede, daß diese hier viel dicker und umfangender, die auf dem Greiffensteine hingegen viel feiner und höher sind. Der Granit ist schlecht und grob und, wie mich dünkt, noch schlechter, als der in Sachsen. Indessen kann ich mich in dieser Vergleichung irren, weil es möglich ist, daß mein Auge durch den schönen Schwedischen Granit, den ich zwey Monathe lang beständig vor mir gehabt habe, jetzt verwöhnt ist.

Die Aussicht hier ist schöner, als die vom Greiffensteine, weil das ganze Land interessanter ist. — Auf einer dieser Granitmassen hat man dem Andenken des Herrn von Schachmann eine große Säule von der nähmlichen Steinart errichtet. Dieser Mann, der letzte seines Nahmens, war der Eigenthümer von Königshayn, welches jetzt seiner Witwe gehört, die das Schloß selten bewohnt, es aber in sehr baulichem Stande erhält. Ich ließ mir die Zimmer öffnen, weil in einem derselben das Original von Bachs so berühmt gewordener Zeichnung hängt κἀγω εν αρκαδια, oder, wie er, ohne Rücksicht auf den Dorischen Dialekt, geschrieben hat „και εγω" ꝛc. Das Stück gefiel so sehr, daß schon Bach selbst mehrere Copien davon machen mußte, die man denn im Grunde wie so viele Originale betrachten kann. Eine davon ist mit 300 Rthlrn. bezahlt worden. Dieser Umstand hat vermuthlich die Frau von Schachmann bewogen, eine weit größere Summe für ihre Zeichnung zu fordern, weil diese die erste seyn soll, die Bach über diesen Gegenstand gemacht hat. Ich suchte hier bloß dieses Stück auf, fand aber noch nebenher ein überaus artiges und sehr bewohnbares Haus, das ich mit vielem Vergnügen sah. Die Kunstsammlung ist unbedeutend; doch sind einige gute Stücke da. — Im Garten steht ein hübsches, aber etwas sonderbares Denk-

mahl, das die Eigenthümerin ihrem Gemahl hat errichten lassen.

Ueber die Entstehung und sonderbare Erscheinung dieser Granitmassen ist wohl kein Zweifel. Sie sind die letzten Ueberbleibsel größerer Berge, die zusammenhingen, von denen aber alles zerstört ist, bis auf diese härtern Massen, welche der Verheerung länger widerstanden haben. Aber auch selbst von diesen ist ein großer Theil zerstört, wie die herumliegenden Steine gleicher Natur zeigen; auch werden die noch aufrecht stehenden Theile immer mehr und mehr durch die Hand der Zeit und ihre eigene Schwere gestürzt, gerade wie die auf dem Greiffensteine. Aber freylich gehet, ohne Blitz und Erdbeben, diese Vernichtung so langsam vor sich, daß eine Periode von hundert Jahren nur wenig Veränderung zeigt. Ich habe in einer alten Chronik von Annaberg einen Kupferstich von dem Greiffensteine gesehen, der nun über hundert Jahre alt ist, und dem freylich die gegenwärtige Erscheinung nicht mehr durchaus gleicht. Indessen findet man auf dem Kupferstiche gewisse sehr in die Augen fallende Steinmassen, welche den Umsturz drohen, und die ich noch vor zwey Jahren in der Natur gesehen habe, immer drohend und doch sich erhaltend. — Daß übrigens diese Granitmassen hier, so wie die des Greiffensteines auf weniger harten Steinarten ruhen, ist bekannt, und setzt die Systematiker nicht mehr in Verlegenheit, wie ehemahls.

Auf dem Wege von Görlitz nach Königshayn liegt, dicht an der Stadt, das einst berühmte heilige Grab. Seitdem man das Original selbst für ein Machwerk späterer Zeiten erklärt hat, kann die Copie davon wohl nicht mehr sonderlich interessiren. Darüber ist kein Zweifel, daß es genau nach dem gemacht ist, welches man im funfzehnten Jahrhunderte in Palästina zeigte. Figuren, Verzierungen und alles, was dazu gehört, ist höchst ge-

schmacklos, und trägt im stärksten Grade das Gepräge des schlechtesten Styles des mittlern Zeitalters. Ich fand einen Mann dabey angestellt, der es mit vieler Oehlung zeigte, und in dem ich eher einen abergläubischen Katholiken, als einen protestantischen Görlitzer zu sehen glaubte. — Wir sind hier im Hirsche, einem guten Wirthshause.

Lauban, den 24. Sept.

Die Gegend zwischen Görlitz und Lauban ist nicht so schön und fruchtbar, als die Theile der Oberlausitz, die ich näher am Riesengebirge gesehen habe. Kiefernwälder und Sand wechseln mit Getreidefeldern ab, und die Bevölkerung, obschon noch immer sehr ansehnlich, kommt der in den mehr bergigen Gegenden nicht gleich.

Wenige Striche Deutschlands biethen mannigfaltigere und interessantere Gegenstände, auf einer Ausflucht von sechs bis sieben Tagen an, als der, den wir eben durchwandert haben. Eine schöne und zum Theil erhabene Natur, große Bevölkerung, Wohlstand, Fruchtbarkeit und Anbau, drey bis vier hübsche Städte, einige schöne Rittergüter und ein guter Menschenschlag voller Thätigkeit und Kunstfleiß!

Ich habe der berühmten Fabriken der Oberlausitz, auf dieser Reise, nur wenig gedacht, theils weil sie bekannt genug sind, theils, weil sie, als ein Ganzes, wenig in die Augen fallen. Sie werden hier, wie in Irland, Schlesien und fast in jedem andern Lande, wo man sie findet, so betrieben, daß sie, in der ersten Instanz, nichts zusammenhängendes haben und eine Krämerey zwischen dem Weber und dem Kaufmanne sind. Die Weberey ist leicht zu erlernen, und ihre Betreibung erfordert kein Capital. Ein Weberstuhl und etwas Garn ist hinreichend für den ersten rohen Anfang.

Daher findet man auf dem Lande fast in jeder Hütte einen Stuhl, worauf aber freylich sehr verschiedentlich gearbeitet wird. Manche empfangen das Garn, besonders das feinere, von dem Kaufmanne; andere weben auf eigene Rechnung und verkaufen ihre Waare, so gut sie können. Jeder Kaufmann hat eine gewisse Zahl von Webern an sich, die ihm ihre Producte bringen, ohne gerade an ihn gebunden zu seyn; oder er läßt sie zum Theil durch Factors aufkaufen, welche eine Erwerbclasse zwischen dem Kaufmanne und dem Weber ausmachen, und sich mehrentheils sehr gut stehen. Mancher Weber macht zugleich den kleinen Krämer und verführt seine Waare, anstatt sie dem Kaufmanne zu überlassen, auf Märkte und Messen. Hierbey kauft er vielleicht etwas bey seinen Nachbarn auf, die bey ihrem Stuhle bleiben und keine Märkte besuchen. — Nur die letzte Behandlung der Waaren geschiehet fabrikenmäßig und wird einigermaßen im Großen betrieben. Hier kommen wir denn in die Häuser, Bleichen, Färbereyen und Niederlagen der Kaufleute, oder, wenn Sie wollen, der Fabrikanten. Dergleichen sieht man in und bey Zittau, Lauban, Görlitz, Bautzen u. s. w. Manche dieser Kaufleute machen große Geschäfte und besitzen ein ansehnliches Vermögen, obschon diese Fabriken seit geraumer Zeit, und besonders durch den gegenwärtigen Krieg etwas zurückgekommen sind. Sie hatten sonst einen großen Absatz nach Spanien und Süd-America. Dieser Zweig ist seit mehreren Jahren im Verfalle. Ein anderer Umstand, der den Linnenfabriken sehr geschadet hat, sind die immer gemeiner werdenden Baumwollenzeuge, die in so vielen Artikeln des Lebens an die Stelle des Linnen getreten sind. —

Endlich theilen vielleicht diese Fabriken, auf einen gewissen Grad, ihr Schicksal mit allen alten Stiftun-

gen. Es gibt eine Rotation in der Welt, eine ewige Veränderung und Abwechselung, welche nie erlaubt, daß gewisse Dinge Jahrhunderte lang den nähmlichen Gang gehen. Ein beständiger Besitz ist nicht in der Natur der Dinge! Wo ist jetzt der Purpur der Alten, und wo sind die Irischen Poplins, die einst allgemein als ein Artikel des Luxus bekannt waren? Ich weiß nicht, welcher Italienischer Dichter im funfzehnten Jahrhunderte seiner Geliebten ein Kleid von Poplin verspricht. Freylich paßt dieß nicht auf Linnenartikel, welche im Leben so allgemein gebraucht werden; aber man muß auch bedenken, daß diese Kunst eine der allgemeinsten ist, und daß der Bauer in manchen Ländern, die keinesweges unter die civilisirten gehören, sie versteht. Hierzu kommen die vielen neuern Fabriken dieser Art, die nach und nach angelegt worden sind, und welche natürlich mit den alten concurriren.

Ein anderer Nahrungszweig, den die Lausitz, und besonders Görlitz, lange besessen hat, sind die Tuchfabriken! Seit zehn und mehr Jahren sind diese, hauptsächlich in Rücksicht auf Feinheit, merklich verbessert worden. So wie die Schafzucht, durch Einführung Spanischer Widder, veredelt worden ist, hat auch die feinere Wolle in den Sächsischen Staaten zugenommen, und die Tuchmacher haben nach und nach ihre Waaren so verbessert, daß sie jetzt Arbeiten liefern, wovon die feinern Arten den mittlern Holländischen nicht nachstehen. Zu Görlitz und Lauban werden Tücher verfertiget, wovon die Leipziger Elle drey Thaler und drüber kostet *). Uebrigens ist auch dieser Zweig mehr in den

*) Auch in verschiedenen Sächsischen Städten macht man jetzt sehr feines Tuch. Es gibt mehrere, die ein Tuch liefern, wovon die Elle zu Leipzig mit vier

Händen einzelner Meister, als daß er fabrikmäßig behandelt würde.

Thalern und etlichen Groschen bezahlt wird. (Seitdem habe ich in der Neuen Lausitzischen Monathsschrift — März 1802. — gelesen, daß man auch zu Lauban Tücher verfertiget, wovon die Elle fünf Thaler kostet. — Auch habe ich erfahren, daß die Görlitzer Tuchmacher blaue Tücher verfertigen, wovon die Elle fünf bis sechs Thaler kommt.)

Dritter Brief.

Reise von Lauban in das Schlesische Riesengebirge — Greiffenberg — Greiffenstein — Hirschberg — Warmbrunn — der Künast — das Prellersche Vitriolwerk — der Zackenfall — der Kuchelfall — die neue Baude — die Schneegründe — das große Rad — Schreibershau — Stondorf — Seydorf — St. Annenkirche — Steinseifen — Kahls Modell vom Riesengebirge — Buchwald — Schmiedeberg — Landshut — Kloster Grissau — Adersbach — Waldenburg — Fürstenstein — Schweidnitz — der Zobtenberg.

Hirschberg, den 26. Septbr. 1798.

Wir kamen von Lauban nach Greiffenberg (zwey Meilen) durch ein sehr interessantes Land, das auch vier Meilen weiter, bis Hirschberg, entweder das nähmliche blieb, oder durch größere Bevölkerung nur noch interessanter wurde. Ich sahe auf dem ganzen Wege eine Menge großer und stark bewohnter Dörfer, einen reichen Anbau und überall Spuren des Kunstfleißes. Auf der ersten Station ist der Weg ziemlich schlecht, wird aber besser, so wie man weiter kommt. (Wenn man überlegt, wie schlecht die Wege im Ganzen durch Norddeutschland und auch zum Theil in Niederschlesien sind, so läßt sich der, welcher von Greiffenberg über Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, oder Landshut und Schweidnitz nach Breslau führt, unter die guten rechnen. Das Land selbst ist von Lauban bis Schweidnitz größtentheils schön und mahlerisch.

Greiffenberg ist eine kleine, aber lebhafte, freundliche Stadt, voller Thätigkeit und Geschäfte. Ihr hauptsächlichstes Erzeugniß ist Leinwand; doch macht sie auch andere Geschäfte. Das in einiger Ferne davon gelegene Schloß Greiffenstein kann man auf dem Wege nach Hirschberg besuchen, von welchem es eine halbe Stunde rechts liegt. Es bauet sich sehr romantisch und groß auf einem Hügel, von dessen obschon unbeträchtlicher Höhe man eine vortreffliche Aussicht hat. Man muß vorläufig mit dem Postmeister, oder dem Postillon sich über den Umweg vergleichen. Wer Nachmittags zu Greiffenberg ankommt, thut am besten, da zu übernachten, und das Schloß mit Muße zu besehen. Aber freylich ist dann sein Nachtlager nicht so gut, als das, welches er zu Hirschberg findet.

Hirschberg hat eine ganz eigene, besondere Lage, dergleichen ich nirgends sonst gesehen habe! Umgeben von einer großen Menge kleiner Hügel, hat es in seiner Nähe eine Mannigfaltigkeit von Aussichten, die jeden besondern Spaziergang von den übrigen unterscheiden. Wir bestiegen heute ein paar Hügel, und hatten auch schon gestern Abend zwey besucht. In welcher Richtung man auch gehet, so kommt man in herrliche Gegenden, denn diese Stadt liegt ganz in den Bergen, die ich als die Vormauern des Riesengebirges, dem man hier sehr nahe ist, betrachte. Das ganze Land umher ist, wie Alles, was ich zwischen Lauban und Hirschberg gesehen habe, außerordentlich bevölkert. Gleichwohl soll diese letztere Stadt nicht 7000 Seelen enthalten. Herr Zöllner gibt 6334 Personen; seitdem aber hat sich die Bevölkerung um etwas vermehrt. Aber ein großer Theil der Menschen, die für Hirschberg arbeiten und von Hirschberg leben, wohnen auf Dörfern, die so dicht an die Stadt stoßen, daß sie überall wie ein Theil derselben erscheinen. Hier gibt es der reichen und wohlha-

benden Kaufleute eine große Menge, und dieser Ort wird, nebst Breslau, als die erste Handelsstadt von Schlesien betrachtet. In der Oberlausitz traf ich mehrere Männer, welche behaupteten, Hirschberg wäre, in Rücksicht auf den Umfang der Geschäfte, wichtiger als Stettin und Frankfurt an der Oder.

Ich sahe heute früh eine sehr wichtige Zuckersiederey, in der acht und dreyßig Personen beständig arbeiten. Zu Hamburg ist eine von zehn bis zwölf Personen schon nicht unbeträchtlich. Aber sollten Sie wohl glauben, daß jetzt das Pfund des besten Zuckers hier auf der Stelle sechs und sechzig Kreuzer kostet! — (Funfzehn Schlesische Kreuzer verhalten sich zu funfzehn Kaiserlichen gerade wie vier Preußische Groschen zu vier Sächsischen, das heißt, der Schlesische Kreuzer und der Preußische Dreyer verhalten sich gegen einander wie der Oesterreichische Kreuzer zu einem Dreyer Conventionsgeld. Der ganze Unterschied ist, daß der Schlesier und Oesterreicher nach Kreuzern, der Brandenburger und Sachse nach Dreyern rechnet, und daß die Oesterreichischen Kreuzer und die Sächsischen Dreyer sich nach dem Conventionsfuße richten, während daß in Schlesien das Geld nach dem Gehalte des Münzfußes in den Preußischen Staaten geprägt wird.)

In Hirschberg findet man viel gute Gesellschaft, und ich kenne selbst einige sehr gebildete Männer. Wir machten unter andern die Bekanntschaft eines hiesigen Kaufmannes, der lange in England gewesen ist, und die Sprache dieses Landes mit großer Leichtigkeit redet, und eben so ziemlich gut und richtig schreibt, wie ein Reiseplan in die Höhen des Riesenbirges bewieß, den er die Güte hatte, für uns zu entwerfen.

Hirschberg hat seit mehreren Jahren einen Stadtdirector (Schönau), der für diesen Ort und sein Gebiethe sich sehr viel Verdienst erworben hat. Durch seine

Sorgfalt und unter seiner Anführung sind in zwey Bergen, nahe bey der Stadt, eine Menge Anlagen gemacht worden, die wenigstens zeigen, daß die hiesigen Bürger viel Empfänglichkeit für so etwas haben, denn vieles ist auf individuelle Kosten gemacht worden, und selbst Handwerker haben das und jenes anlegen lassen. Den einen, der ganz nahe bey der Stadt ist, nennt man Pflanzberg, Cavalierberg, Favratberg, auch den Berg schlechtweg. Der Helikon, oder Hausberg ist weiter, und von ungleich größerem Umfange. Man kam auf den Einfall, den Helikon dem Apollo und den Musen zu widmen, und da der Berg von Natur viele Abtheilungen und Spitzen hat, so wieß man einer jeden der zehn Gottheiten einen eigenen District an. In jedem Striche, der einer Muse zugeeignet ist, hängt ein Bret an irgend einem Baume, auf dem der Nahme der Muse steht, welche da regiert, nebst ein paar lateinischen Versen. Z. E. Melpomene — cui liquidam pater vocem cum cithara dedit. — Urania — quae caeli motus Scrutatur et astra. — Terpsichore invitat! duc laeta puella choreas etc. Bey der letztern Muse ist ein geebneter mit Planken belegter Platz, auf dem man gelegentlich tanzt. Mehrentheils sind die Striche, die man jeder Muse angewiesen hat, ihr sehr gut angepaßt. So nimmt Urania den höchsten Theil des Berges ein, der in einem steilen, nackten Felsen endiget. Erato hat ihren Sitz in einer dunkeln, romantischen, zur Liebe geschaffenen Partie u. s. w. Man mag das Spielerey nennen, wenn Sie wollen; auch paßt es weder auf unsere Zeiten, Religion und Sitten, noch ist es für die größere Zahl der Menschen, die diesen Ort besuchen. Aber ich habe eine alte Vorliebe für alles Classische und besonders für die Griechische Mythologie; und ein paar Verse aus Horaz machen mir immer Vergnügen, so daß ich selten eine solche Aufschrift vorüber gehe, ohne sie zu lesen. Und dann bin ich, wie

Sie wissen, nicht ausschließlich, so wenig als ich es in meinem Herzen finden könnte, mich über das Bret lustig zu machen, das freylich nur ein armseliges Succedaneum für einen Tempel, oder für die Statue der jedesmahligen Muse ist. Die Tische und Bänke, die man hier findet, sind eben so zahlreich, als die Aussichten mannigfaltig sind. An schönen Tagen kommen die Bürger aller Stände in großer Menge heraus, freuen sich und trinken ihren Kaffee, wozu sie eine Menge kleiner Kamine errichtet haben.

Hirschberg, den 28 Sept.

Wir gingen gestern von hier nach Schreibershau, einem Dorfe, das zwey, oder, wie die Post sagt, zwey und eine halbe Meile entfernt ist. Eine Meile von Hirschberg kommt man nach Warmbrunn, einem ziemlich ansehnlichen Marktflecken, wo der Graf von Schafgotsch seinen vorzüglichsten Sitz hat. Das Wohngebäude ist ganz neu, hat zwey ansehnliche Flügel, und gehört unter die größern Schlösser, die ich in Deutschland gesehen habe. Fast das gesammte Land, das in diesem Theile des Riesengebirges liegt, gehört diesem Grafen. Während daß seine Güter sich bis auf den halben Weg nach Schmiedeberg erstrecken, reichen sie, auf der andern Seite, bis nach Meffersdorf und an die Sächsische Grenze.

Warmbrunn ist seit einigen Jahren durch eine warme Quelle sehr berühmt geworden, deren Tugenden wider die Gicht groß seyn sollen. Ich höre, daß in den letzten Sommern immer über 400 Gäste hier gewesen sind. Die Lage des Ortes, und mehr noch das Land umher sind reitzend. Auch sehe ich eine Menge guter Häuser, die zum Empfange der Fremden bereit sind, welche aber, wie es an solchen Orten gewöhnlich der Fall ist, ihre Wohnungen mit sehr hohen Preisen

bezahlen müssen. — Man baut jetzt hier, was sie die Gallerie nennen, ein sehr hübsches Gebäude zu Bällen, Speisesälen ꝛc.

Der Künstler Maywald, der sehr artig in Stahl und Stein schneidet, hält sich noch immer hier auf. Sein gewöhnlicher Preis für ein Wapen von mäßiger Größe, oder für eine Figur ist ein Louisd'or. Für dieses Geld hat seine Arbeit großes Verdienst. Er zeigte mir zwey Folianten von Abdrücken nach seinen Arbeiten, und ich fand sehr viel Gutes darunter; aber mit den bessern Englischen und Italiänischen Steinschneidern muß man ihn nicht vergleichen. Freylich ist auch der Unterschied der Preise ungeheuer. Für ein Wapen mit Krone und Schildhaltern bezahlt man einem guten Englischen Meister, der jedoch noch nicht in den ersten Rang gehört, funfzehn, zwanzig, auch fünf und zwanzig Guineen. Was man dort für acht bis zehn Guineen hat, gehört unter das Mittelmäßige.

Eine halbe Stunde weiter kamen wir nahe an den Fuß des Berges, worauf der Künast, ein altes Bergschloß, steht, von dem man eine reitzende Aussicht hat. Viele lassen auf dem alten Schlosse einen Pöller, oder kleine Kanone abfeuern, und belustigen sich an dem Wiederhalle, den die Berge umher verursachen.

Ganz unten am Dorfe Schreibershau liegt das Prellersche Vitriolwerk, das in vielen Rücksichten Aufmerksamkeit verdient. Es ist, wie man mir sagt, das erste, das in den Preußischen Staaten errichtet worden ist, und hat auch jetzt noch nur ein zweytes sehr kleines zum Nebenbuhler. Es versorgt die sämmtlichen Staaten dieses Reiches, und könnte, wie mich der Gesellschafter des Herrn Preller versicherte, sich sehr leicht noch mehr ausbreiten. — Das Erz, welches Schwefel und Eisen enthält, wird aus Bergwerken gehohlt, die vier Meilen weit entlegen sind. Dieß hat seine Un-

bequemlichkeiten; allein der Fleck, auf welchem die Fabrik steht, ist wieder des Holzes wegen sehr gut gelegen, das hier wohlfeil und in Menge zu haben ist. Die Klafter Fichten oder Kiefern kostet einen Thaler acht Groschen. — Herr Schaul, in Abwesenheit des Herrn Prellers, hatte die Gefälligkeit, uns das ganze Werk sehr umständlich zu zeigen, und was mir vorzüglich daran auffiel, war die äußerst ökonomische Art, mit der es betrieben wird, und die mancherley Vortheile, die man in dieser Rücksicht angebracht hat. Hier geht nichts verloren, kein Tropfen Vitriolwasser kommt um, und selbst das Caput mortuum wird nicht weggeworfen. Alles geht aus einer Gestalt in die andere; aus einem großen Theile des Caput mortuum wird sogenannte Englische rothe Farbe gemacht, und selbst das, welches durch alle Processe gegangen ist, gibt noch sehr guten Dünger ab.

Man macht hier den gemeinen grünen und weißen Vitriol, so wohl als den feinen blauen, Vitriolöhl, Vitriolsäure, Scheidewasser, Englisches Roth und Schwefel. Alles wird in den Gebäuden der Fabrik verfertiget, selbst die Töpfe und thönernen Röhren, die so gut seyn sollen, daß sie auch außerhalb gesucht werden. Die Masse Vitriol, die jährlich hier gemacht wird, beträgt ungefähr 6000 Centner.

Wir bekam gleich nach unserer Ankunft zu Schreibershau, einen Führer, der uns noch denselben Tag an den Zackenfall, und von da an den Kuchelfall brachte. Dieß sind zwey kleine Flüsse, oder Bäche, die recht artige Fälle machen, und für diejenigen, die die Schweiz nicht gesehen haben, sehr interessant seyn müssen. Im nördlichern, mittlern und westlichen Deutschland weiß ich nichts dieser Art, und in so fern verdienen sie den Ruf, den sie haben. Aber mit den Wasserfällen der Schweiz vergleiche man sie ja nicht, weder

mit den großen, wie dem bey Schafhausen, Laufenburg u. s. w. noch mit den mittlern, wie Pissevache, dem untersten Falle des Reichenbaches ꝛc. noch mit den hohen, wie dem Schächenfalle, dem Staubbache und zwanzig andern, die alle die beyden Schlesischen in jeder Rücksicht übertreffen. Die Gegend, in der sich die beyden hiesigen Fälle befinden, ist äußerst wild und romantisch, so wie die sämmtlichen Berge und Thäler zwischen Schreibershau und den ganz hohen Gipfeln, die sich hinter diesem Orte erheben. Der Kuchelfall ist kaum über hundert Schuh hoch. Diejenigen irren sich gewiß, die die Höhe des Zackenfalles auf zwey hundert setzen; auch gibt ihm Herr von Gersdorf nur wenig über hundert Pariser Fuß.

Wir hatten die Wahl, die Nacht in einem einsamen, hoch an einem Berge gelegenen Hause zuzubringen, und von Butter, Brot und Milch zu leben, oder auf dem Vitriolwerke zu speisen, wozu wir eingeladen waren, und in dem Wirthshause zu Schreibershau zu übernachten. Denen, die nicht sehr gut zu Fuße sind, rathe ich das erstere, weil sie sich dadurch den Weg, den sie in zwey Tagen zu machen haben, um eine und eine halbe Meile abkürzen. Wir zogen das Letztere vor, weil wir lieber ein paar Meilen mehr gehen, als uns einem schlechten Nachtlager unterwerfen wollten, wodurch man nicht nur die Ruhe einer Nacht verliert, sondern auch Kraft und Muth für den nächsten Tag sich raubt. Wir kehrten also nach einem Gange von sechs Stunden in das Vitriolwerk zurück, sahen dieses mit Muße, nahmen eine späte Mahlzeit ein, und fanden ein erträgliches Nachtlager im Wirthshause. Dafür mußten wir den folgenden Tag einen Theil Weges, den wir schon gemacht hatten, noch einmahl durchwandern.

Wir machten uns den acht und zwanzigsten mit Tages Anbruch auf den Weg, und erreichten nach etwas mehr als zwey Stunden, die sogenannte neue Baude.

Mit dem Nahmen Bauden bezeichnet man einige Häuser, die an den höchsten Höhen des Riesengebirges liegen, und wo man gewohnt ist, Fremde aufzunehmen, ohne jedoch etwas mehr für sie zu veranstalten, als was ich oben gesagt habe. Die Bewohner der Bauden sind Landleute, die auf diesen unwirthbaren Höhen mit einer gewissen Zahl von Vieh leben; zugleich ziehen sie einigen Gewinn von den Reisenden, die im Sommer bey ihnen einkehren, und mehr noch von den vielen Schleichhändlern, die in diesen Bergen ihr Wesen treiben, und von denen die Bauden des Nachts voll sind. Man heitzet hier fast das ganze Jahr hindurch, und ich fand die Stube so warm, daß ich kaum athmen konnte und genöthiget war, sie bald wieder zu verlassen, um frische Luft zu schöpfen. Wir wünschten uns jetzt Glück, hier die Nacht nicht zugebracht zu haben, wo wir in dem heißen Zimmer es nicht hätten aushalten können, während daß wir uns auf dem Heuboden, den viele der Stube vorziehen, nicht würden haben erwärmen können. —

Außer Gras wächst hier nichts, und diese Leute müssen die wenigen Bedürfnisse, die sie etwan haben, von unten herauf bringen. Das Haus, von dem ich rede, muß wenigstens 3500 Schuhe über dem Meere erhaben seyn. In weniger als einer Stunde erstiegen wir den höchsten Gipfel des Berges, kamen über die sogenannten Blausteine, welche nackte Felsen sind, an die Schneegründe, in die wir denn von oben herabsahen. Freylich haben sie ihren Nahmen daher, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch da liegen bleibt; (der aber doch endlich schmilzt; auch fanden wir ganz und gar keinen;) allein sie sind hauptsächlich deswegen merkwürdig, weil sie aus sonderbaren, fast senkrechten Felsenwänden bestehen, an denen sich wiederum einzelne Felsenspitzen wie große Thürme erheben. Von der einen Seite gleichen sie der Hälfte eines Craters; aber ausgebrannte Vulkane

sind es, wie einige glauben, gewiß nicht. — Wir bestiegen hierauf das sogenannte große Rad, welches eine der höchsten Spitzen des Riesengebirges ist, und dessen Höhe Herr von Gersdorf auf 4661 Pariser Schuhe über dem Meere setzt.

Von dieser Spitze gingen wir ein Stück Weges wieder zurück, und dann über die Böhmische Grenze, um an den Ursprung der Elbe zu kommen, welche hier nichts anders ist, als kleine Rinnen Wasser, die von Höhen herabkommen, hier und da in Pfützen oder kleinen Sümpfen sich sammeln, und dann nach ungeheuern Gründen zulaufen, die man die Elbgründe nennt. Gleich am Rande des ersten großen Grundes stürzt sich das gesammelte Wasser vielleicht zwey hundert Schuhe tief über nackte, fast senkrechte Felsen herab, und das nennt man den Elbfall. Er ist sehr mahlerisch, aber ich fand nur wenig Wasser, und es wird auch wohl selten viel mehr da seyn, es sey denn nach einem heftigen Regen, oder unmittlbar nach schnellem Thauwetter im Frühjahre. Es ist äußerst beschwerlich, hinab zu steigen, um diesen Fall von unten zu sehen, und man bedarf dazu eben so sehr der Hände, als der Füße. — Wir besahen noch einige Aussichten, gingen dann auf die neue Baude zurück, kamen nach etwas mehr als acht Stunden wieder nach Schreibershau, und fuhren sogleich nach Hirschberg.

Von der neuen Baude bis auf den Rücken des Berges hinauf, und so weiter fort, fand ich überall weiße Stangen, welche die Bewohner der Bauden, auf beyden Seiten unterhalten müssen. Sie dienen, den Weg zu bezeichnen, wenn die Berge mit Schnee, oder Wolken bedeckt sind. Der Verkehr über diese Höhen ist größer, als man erwarten sollte. Ich fand mehrere sehr betretene Pfade, welche die Verbindung zwischen den Schlesischen und Böhmischen Dörfern machen, die

auf beyden Seiten dieser Gebirge liegen. Eigentlich können diese Menschen nur wenige Geschäfte mit einander abzumachen haben; allein der Schleichhandel vermehrt die Verbindung, und so werden diese Pässe auch im Winter offen erhalten.

Wer keinen Wagen bey sich hat, den er zu Schreibershau wieder zu finden sucht, und eine eigentliche Bergreise machen will, übernachtet den ersten Tag in der neuen Baude, geht den zweyten über den Elbfall und das große Rad zum Jäger zu St. Peters, und so immer auf und an den Bergen fort bis an die Schneekoppe, von der er nach Schmiedeberg herab kommt. Von hier kann er wieder nach Hirschberg zurückgehen, oder, wenn ihn sein Weg weiter führt, seinen Wagen an den letztern Ort kommen lassen, welcher auf dem geraden Wege nur zwey Meilen von Hirschberg entfernt ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung überhaupt über diese zweytägige Bergreise sagen soll, so habe ich sie allerdings mit vielem Vergnügen und Interesse gemacht. Hohe Berge haben immer etwas Anziehendes, und die reine Luft, die man da einathmet, gibt dem Körper eine gewisse Schnellkraft und der Seele jene Erhebung, jenes eigene Gefühl, das man nie in der Ebene kennt. Man fühlt sich begeistert, ohne gerade den besondern Gegenstand nennen zu können, der das bewirkt. — Die beyden Wasserfälle sind immer sehenswerth, die Schneegruben interessiren den Naturforscher, und der Ursprung eines so großen Flusses, als die Elbe, ist denn doch auch ein Gegenstand, der die Neugierde reitzt. Dabey hat man den Vortheil, Warmbrunn und das ganze schöne Thal zwischen Hirschberg und Schreibershau zu sehen. Aber die höhern Regionen der Berge selbst sind nicht schön, und von dem Anziehenden und Interessanten der Schweizerhöhen haben sie nur sehr wenig. Die Formen sind weder romantisch, noch vorzüglich mahlerisch, und

der Boden ist kahl, rauh und unfruchtbar auf Höhen, auf denen man in der Schweiz noch durch Waldung, Wiesen, das schönste Grün und den üppigsten Wuchs aller Arten von Kräutern und Blumen entzückt wird. In dieser Rücksicht haben schon fast alle Gebirge des südlichen Deutschlands einen großen Vorzug vor dem Riesengebirge, auf dessen nördlicheren Breite ein schwererer Himmel ruht. — Einige Höhen, auf denen wir uns befanden, gaben mir den Vortheil, die Schneekoppe in ihrer Größe und Fülle zu sehen. Aber ich weiß auch, was ich von ihr zu erwarten habe, und fühle kein Verlangen, sie zu ersteigen. Uebrigens sind wir auch schon zu weit in der Jahreszeit vorgerückt; und, obschon dieser Herbst vorzüglich schön ist, so kann man doch des Morgens nicht oft auf einen ganz unbewölkten Himmel rechnen.

Endlich verdient auch das interessante Dorf Schreibershau, daß ich seiner mit ein paar Worten gedenke. Es liegt sehr mahlerisch an einem Hügel, an welchem es sich in einer langen Strecke hinauf zieht. Oben theilt es sich in ein paar kleinere Orte, die aber andere Nahmen haben. Seine Einwohner sind, wie fast überall, wo der Boden die Menschen nicht nährt, voller Thätigkeit und Erfindsamkeit. Man sieht die Hütte der Armuth; aber ihr Bewohner ist oft ein sehr gebildeter Mensch, und treibt die Künste, die man sonst nur in den Städten zu suchen gewohnt ist. Lang würde das Verzeichniß aller der Dinge seyn, die in diesem Dorfe verfertiget werden! Mir sey es genug, Ihnen bloß die Glaswaaren und Glasschneidereyen, mancherley musikalische und andere Instrumente und eine große Menge von Holzwaaren zu nennen. Mancher dieser Bergkünstler war sein eigener Lehrer; Kinder lernen vom Vater, und noch andere erwerben sich Fähigkeiten durch Beobachtung ihres Nachbars. — Der Gasthof

ist ungefähr was man von einer Dorfschenke erwarten kann. Wir fanden ein gutes Nachtlager, und hätten vielleicht noch mehr gefunden, wenn uns nicht die Hospitalität des Herrn Schaul bis hierher gefolgt wäre.

Wir waren im weißen Rosse zu Hirschberg ziemlich wohl. Indessen hätte ich in einer Stadt, wie diese, ein besseres Haus erwartet. Auch war es theuer. Man hat noch ein zweytes; es soll aber zwischen beyden wenig Unterschied seyn.

Schmiedeberg, den 29. Sept.

Wir verließen Hirschberg heute früh und kamen über Stondorf und Steinseifen nach Schmiedeberg in einem leichten Wagen, der die ruffs and thousand natural Shocks auszuhalten gewohnt war, während daß ich den Reisewagen auf dem geraden Wege schickte, der nur zwey Meilen ist. Auf dem unsrigen machten wir drey Meilen.

Dieser ganze Strich liegt in den Bergen, und zwar nahe am Fuße der höchsten Höhen des Riesengebirges. Wir kamen zuerst nach Stondorf, wo ein Graf von Reuß seinen Sitz hat. Die Anlagen sind beträchtlich und interessant, ohne daß gerade viel Aufwand gemacht worden wäre, denn die Natur hat in diesem ganzen Lande gethan, was keine Englische Gartenkunst hervorbringen, und kein Englisches Gold erkaufen kann. Alles, was ich im Riesengebirge gesehen habe, ist wirklich ein herrliches Land! Die Gärten des Grafen von Reuß sind freylich sehr wild, aber eben darum romantisch: und überdieß hat man von mehreren Flecken ganz vortreffliche Aussichten, dergleichen in diesem Lande alle Anhöhen gewähren.

Wir fuhren dann über einen abscheulichen Weg (es ist keine Landstraße) nach Seydorf, wo man einen

Führer nimmt, der die Reisenden auf die sogenannte St. Annenkirche bringt. Diese liegt an dem obern Abhange eines ziemlich langen Berges, und hat weiter nichts Merkwürdiges, als daß man auf dem ganzen Wege dahin eine weite und schöne Aussicht genießt, die man aber auf andern Höhen in diesen Theilen des Riesengebirges auch haben würde. Ja die Kirche liegt etwas verdruckt, und würde also nicht einmahl die Mühe des Hinaufsteigens lohnen, wenn sich nicht von da innerhalb einer Viertelstunde die oberste Höhe des Berges erreichen ließe. Am Ende fragten wir einander doch, warum man uns wohl eigentlich hierher geschickt habe? Allein es scheint, daß es einer von den Belustigungsorten der Hirschberger ist, welche Landpartien nach dieser Kirche, oder vielmehr nach dem daran gelegenen Jägerhause machen, wo sie vortreffliche Forellen finden, während daß sie die übrigen Speisen nebst dem Weine aus der Stadt mitbringen. Auf diese Art verwechselt der Einheimische sehr oft das, was ihm Vergnügen macht, mit dem, was den Fremden interessiren kann. Auch schien unser Führer an den Gang der Geschäfte gewöhnt zu seyn, und wunderte sich nicht wenig, daß wir bey dem Jäger nicht abtreten, und bey der Kirche von dem besten Wasser im Lande nicht trinken wollten. Zum letztern waren wir zu erhitzt. — Einmahl im Jahre wird in dieser Kirche katholischer Gottesdienst gehalten.

Wir kamen nach Steinseifen, ein überaus schön gelegenes Dorf, wo wir aber weiter nichts aufzusuchen hatten, als das Modell vom Riesengebirge, das ein gemeiner Landmann, Kahl, gemacht hat. Es gibt wenig Dinge, die ich mit so vielem Vergnügen sehe, als Modelle aller Art, hauptsächlich aber von Bergländern. Ein einziger Blick gibt Ihnen mehr und richtigere Begriffe, als hundert Beschreibungen und die umständlichsten Karten. Das, wovon ich jetzt rede, ist nur von

Lehm, Thon und etwas Holz, und wird in einer elenden hölzernen Hütte aufbewahrt, in der ich nicht aufrecht stehen konnte. Es ist zu bedauern, daß der Mann so schlechte und unbewegbare Materialien wählte, oder wohl vielmehr wählen mußte, denn das Ding ist wirklich gut gemacht, paßt vollkommen zusammen und soll überaus genau und richtig seyn. Es enthält aber nur einen kleinen Theil des Riesengebirges, und von der Böhmischen Seite gar nichts. Die Schneekoppe liegt ungefähr in der Mitte des ganzen Modells, und von da erstreckt es sich etliche Meilen weit auf beyden Seiten. Der Künstler ist todt; sein Sohn aber hat des Vaters Kunstgeist geerbt und macht von Holz Kühe, Pferde, Hunde, Katzen ꝛc. Diese gehen, sagt er, so sehr, daß er uns nicht ein einziges Stück von seiner Arbeit zeigen könnte. Ein Kaufmann des Ortes nähme ihm Alles ab und führte es nach Frankfurt u. s. w. Dafür brachte er einige Käfer und Insekten herbey, welche die Natur nachahmen sollten, aber sehr geschmacklos gemacht waren. — Ich wußte, daß Kahl, der Vater, nach seinem ersten Modelle ein anderes von besserem Stoffe für den König gemacht hat, und fragte den Sohn, ob er auch eins machen könne, und wie viel er dafür verlange? Er forderte 500 Rthlr. — In diesem Dorfe gibt es eine Menge Arbeiter in Eisen, die einen ansehnlichen Verkehr haben.

Zwischen Steinseifen und Schmiedeberg liegt Buchwald, ein Sitz des Grafen von Reden, mit sehr großen Anlagen. Ich besuchte ihn, von Schmiedeberg aus, noch denselben Nachmittag und — sahe wirklich etwas Neues. Nur in der Schweiz ließe sich so etwas hervorbringen; aber dort macht man wenig Englische Anlagen, weil man das Geld nicht dazu hat, und der Boden theuer ist. Nun ist der ganze Strich zwischen Hirschberg und Schmiedeberg der interessanteste und erha-

bendste des ganzen Riesengebirges! Hier ist man den höchsten Gipfeln und vorzüglich der Schneekoppe am nächsten. Von jeder Höhe ist also hier zu Lande die Aussicht unendlich groß. Denken Sie Sich nun Anlagen in einem so von der Natur geformten Lande, und Sie bekommen, was kein Brown hervorbringen, kein Engländer mit Millionen erkaufen kann.

Schmiedeberg ist ein allerliebster, offener Ort, mit einer großen Menge sehr guter Häuser, die theils wohlhabenden, theils reichen Leuten gehören. Kaufleute, die ein Vermögen von 100,000 Thalern haben, gibt es in den Städten am Riesengebirge mehrere. Jemand wollte mir von Millionairs reden; allein dieses ist wohl bey zwey Drittel übertrieben. Aber ausgemacht ist es, daß große Geschäfte in diesem ganzen Theile des Riesengebirges gemacht werden, daß man in jeder Stadt mehrere sehr reiche Häuser findet, und daß der Wohlstand allgemein ist. Gleichwohl gehört dieser Strich unter die theuersten in Schlesien, und viele der gemeinen Bedürfnisse des Lebens stehen hier ungleich höher, als in vielen Theilen von Deutschland. Aber so ist es immer! So wie sich das Geld in einer Gegend vermehrt, wird es wohlfeiler, d. h. der Preis aller Dinge steigt. Uebrigens ist es in allen Bergländern, die stark bewohnt sind, theurer, als in den Ebenen, weil mehrere Bedürfnisse mühsam dahin gebracht werden müssen. — Auch in unsern Rechnungen in den Wirthshäusern bemerkte ich einen großen Unterschied gegen Niederschlesien. — Die Bevölkerung von Schmiedeberg beträgt über 3500 Seelen; Herr Zöllner gibt für d. J. 1791 die Zahl 3250 an; aber die Zahl der Menschen, die in der Gegend umher leben und für die Stadt arbeiten, ist beträchtlich.

Von dieser Stadt aus besucht man am gewöhnlichsten die Schneekoppe. Sie läßt sich von ver-

schiedenen Seiten ersteigen, aber hier ist man ihr am nächsten. Man rechnet vier Stunden bis auf die Hampels Baude, welche, nach Herrn von Gersdorf, 3819 Pariser Schuhe über dem Meere ist. Die Schneekoppe selbst setzt er auf 4949 solcher Schuhe. Andere geben die runde Summe von 5000, einige noch mehr, und einer, ich habe vergessen wer, nimmt über 5700 an. Die Angabe des Herrn von Gersdorf gehört unter die niedrigsten, und wenn man auch nur die Mittelzahl der mehresten Angaben nimmt, so bekommt man immer reichlich über 5000 Schuh. Auf alle Fälle ist sie viel höher als alle Berge in den Fränkischen, Rheinischen, Sächsischen und Westphälischen Kreisen und nach den Schweitzergebirgen, den Pyrenäen, Apenninen und einigen Gipfeln der Carpathischen Gebirge, der höchste in Europa. Man geht gewöhnlich auf die Hampels Baude an einem Nachmittage, schläft da einige Stunden und ersteigt dann vor Sonnen-Aufgang die Spitze. Es regnete heute früh, und man verspricht sich für Morgen das nähmliche. Aber auch bey schönem Wetter in dieser Jahrszeit sind früh die Bergspitzen selten von Wolken ganz frey, ja diese bleiben oft den ganzen Tag darauf liegen. Uebrigens hatten wir schon längst beschlossen, diese Arbeit nicht zu unternehmen. — Wir wohnten hier bey Mascard, der ein kleines, aber ziemlich gutes Haus hält.

Landshut, den 30. Sept.

Wir hätten gern diesen Morgen Friesenstein gesehen, eine merkwürdige Felsenwand, die ungefähr auf dem halben Wege zwischen Schmiedeberg und Landshut etwas seitwärts liegt. Schon mehrere meiner Schlesischen Bekannten hatten mich aufmerksam darauf gemacht, und ein Einwohner von Schmiedeberg, an den wir empfohlen waren, sprach davon als von einem großen Naturwun-

der. — Es regnete, und wir wollten nicht einen Fußweg durch nasses Gras machen.

Der Berg, über den der Weg von Schmiedeberg nach Landshut geht, gehört unter die höhern Fahrstraßen von Europa. Die Straße ist gut gebaut, und ziemlich wohl unterhalten, wenigstens auf der Seite von Schmiedeberg. Die Station ist von zwey Meilen. So wie man diesen Berg zurückgelegt hat, endigen sich die ganz großen Scenen des Riesengebirges. Zwar bleibt man noch immer in den Bergen, und Landshut ist ganz davon umgeben; auch sieht man hier noch die Schneekoppe, und hat überhaupt sehr schöne Aussichten. Die Stadt kommt Hirschberg und Schmiedeberg nicht gleich. Indessen ist auch hier manches gute Haus, und man findet Thätigkeit und Wohlstand, die Charakteristik aller Schlesischen Städte am Riesengebirge. Die Bevölkerung soll etwas über 3000 Seelen betragen. Herr Zöllner gibt 2966 für d. J. 1791 an. — Wir sind mit dem Hause zum schwarzen Raben recht wohl zufrieden.

Waldenburg, den 1. Oct.

Wir verließen heute früh Landshut mit Tages-Anbruche, denn wir hatten sechs Meilen zu machen und mancherley zu sehen. Ich hatte für den ganzen Tag einen leichten Postwagen gemiethet, und den unsrigen mit dem Gepäcke und den Bedienten nach Waldenburg geschickt, welches auf dem geraden Wege nur drey Meilen von Landshut ist. Eigentlich hätte ich den Reisewagen von dem letzten Orte geraden Weges nach Schweidnitz schicken können, wo wir morgen eintreffen werden; allein da hätten wir uns mit wenigstens einem Bedienten und etwas Gepäcke beladen müssen. Jetzt waren wir nur zwey Personen, und hatten Ursache, mit unserer Postchaise zufrieden zu seyn, denn wir legten die sechs Meilen, die zum

Theil über einen abscheulichen Weg führten, in sieben Stunden zurück, so daß uns alle übrige Zeit zum Sehen blieb.

Diese letzte Ausflucht gehört mit zum Ganzen einer Reise durch das Riesengebirge, und hiermit ist diese Bergreise geendiget, über die wir vierzehn Tage zugebracht haben, und womit man sehr wohl drey Wochen ausfüllen kann. Wir haben Alles gesehen, was wir zu sehen wünschten; aber an einigen Orten und bey mehreren Gegenständen würden wir mit Vergnügen uns länger aufgehalten haben, wenn wir in einer frühern Jahreszeit hierher gekommen wären.

Wir kamen heute früh zuerst nach Grissau, (auch Grüssau) ein großes Cisterzienser-Kloster, mit einem infulirten Abte, das wirklich gesehen zu werden verdient. Man hat vor mehreren Jahren angefangen, es neu zu erbauen, und das nach einem Plane von Größe, der mich in diesen Zeiten, die den Klöstern so ungünstig sind, überraschte. Selbst die Architektur, die in Deutschland in Gebäuden dieser Art noch ziemlich barbarisch ist, hat viel Gutes und Schönes. Indessen ist doch in der Farbe und in den äußern Verzierungen immer etwas, das ich, auf das gelindeste, Klosterartig nennen will. Die Kirchen sind mit Farben und Zierathen beladen und für die große Menge berechnet, auf die so etwas nie seine Wirkung verfehlt. Das Stift hat große Einkünfte, besitzt etliche Städte und eine Menge Dörfer.

Wir kamen dann an das Städtchen Schönberg, das zwey Meilen von Landshut ist, und eine dritte Meile brachte uns nach Adersbach in Böhmen. Dieß war das viertemahl, daß wir auf dieser Bergreise nach Böhmen kamen, oder wenigstens die Grenze berührten. Adersbach ist ein schlechtes Dorf; aber die daran liegenden Felsen werden so häufig besucht, daß ich in dem Buche, in

welches man die Fremden sich einschreiben läßt, sechs und dreyßig Folioseiten mit den Nahmen der Personen beschrieben fand, die bloß diesen Sommer den Ort besucht haben. Die Hälfte dieser Seiten war freylich mit Versen und Ausrufungen angefüllt; aber es blieben der Nahmen doch immer mehrere hunderte. Ich bemerkte, daß von zehn Handschriften immer neun sehr schlecht, und daß die Verse, Ausrufungen und Bemerkungen grösstentheils schalen, pöbelhaften Witz enthielten, oder altväterisch fromm waren. Ueberhaupt werden die Gegenden des Riesengebirges weit mehr besucht, als ich mir vorstellen konnte. Auf dem Oywin bey Zittau sah ich auch an die zwanzig Folioseiten von Nahmen, die in diesem Jahre niedergeschrieben waren, (und ungefähr eben so zahlreich fand ich nachher die Gesellschaft, die diesen Sommer das Schloß Fürstenstein besucht hatte.)

Ich habe so viel gesehen, und ohne Unterlaß zeigt mir die Natur immer wieder etwas Neues. Nichts, das mir noch irgendwo vorgekommen ist, gleicht den Felsen von Adersbach. Ich weiß nichts, das ich mit diesen Steinpfeilern vergleichen könnte, denn selbst die Granitsäulen bey Königshayn und auf dem Greiffensteine sind doch so sehr von diesen verschieden. Ungeheure Felsenmassen, die sich, ohne alle Vorbereitung, schnurgerade aus einer grünen Wiese, aus einer vollkommenen Ebene erheben, und wovon einige an die 200 Schuh hoch seyn sollen! Und dann ihre Menge, die ein Labyrinth bildet, in welchem man sich verlieren könnte! Jede scheint für sich allein zu existiren, ist mit keiner andern verbunden, hat keine horizontale Ueberlage, sondern bildet eine isolirte, mehrentheils von allen Seiten senkrechte Felsensäule. Ich gebrauche das Wort Säule, oder Pfeiler, weil mir kein anderes einfällt, aber einen anschauenden Begriff geben diese Wörter nicht; denn einige dieser Felsenmassen sind von größerm Umfange, als die größten Kirchthürme.

Auch sieht man hier nichts von jener Verwüstung, die ich sonst überall fand, wo ich Felsensäulen sahe. Da ist, etwan ein paar Flecke ausgenommen, nichts Herabgestürztes, nichts Umgefallenes. Manche stehen aus dem grünen Grase hervor wie künstliche Pfeiler, deren Baumeister, nachdem er sein Werk vollendet hatte, es sorgfältig von dem Unrathe säuberte, der durch dessen Errichtung entstand. An manchen Orten stehen sie so nahe an einander, daß man so eben nur durchkommen kann. — Der Mann vom Wirthshause hat einen kleinen Bach, der zwischen einem Theile dieser Felsen läuft, in Ufer eingeschlossen, und da, wo die Nässe den Strich beynahe unwegsam macht, mit Planken belegt. Der Eingang in diese Gegend hat eine verschlossene Thüre, bey deren Oeffnung Ihr Führer Ihnen eine Büchse vorhält und um einen kleinen Beytrag für diese den Reisenden so nützliche Arbeit bittet.

Man stellt sich vor, daß diese Felsen nichts anders als Gerippe von Bergen sind, deren lockere Erde vom Wasser nach und nach weggespült, oder gewaltsam abgerissen worden ist. Dieß ist freylich die einfachste und natürlichste Art, die Erscheinung zu erklären, da wir nun einmahl alles erklären müssen. Aber wo hat die Natur je Berge geformt, die auf und zwischen solchen Felsensäulen ruhten? Ueberall sagt uns der Bergmann das Gegentheil! Und wie sind in diesem Berge diese Felsen entstanden, so mannigfaltig, so senkrecht, so schön zugehauen? O, lieber Freund, wir haben noch lange nicht Data genug, um vollständige Systeme über die Entstehung unserer kleinen Erdkugel zu bilden. Diejenigen, die einmahl eins haben, finden freylich überall die Bestätigung desselben, so wie ein jeder, der die Bibel annimmt, er gehöre übrigens zu welchem Glauben er wolle, seine Religion in der Bibel findet. Wer aber nur ein demüthiger Forscher ist, und bloß das

verfolgt, was Andere sagen, ohne selbst eine entschiedene Meinung zu haben, der wird ohne Unterlaß Dinge in der Natur sehen, die allen Theorien und Geogonien widersprechen. — Folgendes gehört ganz hieher. — Herr de Luc war dieses Jahr zu Berlin, wo er gewaltig über sein System angegriffen wurde. Er hielt standhaft aus, wie sich denn das von einem Systematiker nicht anders erwarten läßt, und die Berliner hatten, um ihn seiner Irrthümer vollkommen zu überführen, nichts weiter zu thun, als ihn an das Riesengebirge zu verweisen, wo er die vollständigste Widerlegung finden würde. Er kam, wie mir Herr * * * sagte, und — fand sein System vollkommen bestätiget.

Der Graf von Blümär hat zu Adersbach ein großes, plumpes Wirthshaus gebauet, mit einer Menge von Zimmern, die zwar geräumig sind, viele Menschen zu fassen, deren Inneres aber von der äußersten Armuth des Wirthes zeugt, der für das bloße Haus 120 Gulden Pacht gibt, und erklärt, daß es ihm unmöglich wäre, dabey auszukommen. Unsere Mahlzeit war mager, und der Schmutz, der überall hervorblickte, trug keinesweges dazu bey, sie zu würzen.

Zu Friedland kamen wir wieder nach Schlesien, und zwey Meilen weiter nach Waldenburg, nachdem wir wieder in eine ziemlich gute Straße eingefallen waren.

Waldenburg war mir als ein Städtchen bekannt, das sich seit einiger Zeit gehoben, und einen beträchtlichen Antheil an den Schlesischen Linnenfabriken hat. Aber ich erstaunte, eine Menge großer und vortrefflicher Häuser, und darunter einige von einer sehr guten Bauart zu sehen. Ich ging noch eine halbe Stunde umher, fand eine sehr hübsche neue Kirche, in einem guten Style, und erstieg dann eine kleine Anhöhe, nahe bey der Stadt, wo ich die Bemerkung bestätiget fand, die ich schon bey meiner Einfahrt gemacht

hatte, daß diese reinliche, artige Stadt auch eine sehr angenehme Lage hat. Waldenburg macht jetzt sehr ansehnliche Geschäfte, hat mehrere wohlhabende und einige reiche Handelshäuser, und eine Gesellschaft, in der sich artige, sehr gebildete Menschen befinden. — Wir waren im Wirthshause zum blauen Rosse recht wohl; nur muß man an solchen Orten nicht die Zierlichkeit und die Art größerer Städte erwarten.

Breslau, den 3. Oct.

Wir gingen gestern von Waldenburg nach Schweidnitz und übernachteten in einem armseligen Hause zu Gniegwitz, weil wir uns am Tage verspätet hatten, und Breslau nicht mehr erreichen konnten.

Zwischen Waldenburg und Schweidnitz liegt, nahe an der Landstraße, das Schloß Fürstenstein, das dem Grafen von Hoberg gehört. Dieser Sitz hat in seinem Aeußern eine gewisse Größe, und das Innere entspricht dieser in so fern, daß es, ohne gerade prächtig zu seyn, sehr gute, zierlich und geschmackvoll meublirte Zimmer enthält. Besonders gefiel mir die Wahl der Kupferstiche, womit vier Zimmer reichlich behangen sind. Eins enthält nichts als Aussichten von der Schweiz, alle in bunter Manier; ein anderes fast nichts als Englische Gegenstände in Englischen Stichen; ein drittes, Aussichten von Frankreich und Italien. In einem Cabinette hängen ein Dutzend Oehlgemählde von Reinhardt, die lauter Gegenden aus dem Riesengebirge vorstellen. Die Standpuncte zu allen diesen Gemählden hat der Künstler vortrefflich gewählt; aber sie haben kein gutes Colorit. Uebrigens ist dieser Reinhard nicht mit dem zu verwechseln, der sich lange in Rom aufgehalten hat, wo er, so viel ich weiß, noch ist. Von diesem Letztern, Mechau und Dies ist das große und interessante Werk Italiänischer Aussichten, das Frauenholz zu Nürnberg in Verlag hat.

Die Lage von Fürstenstein ist groß und edel, und auf der einen Seite außerordentlich wild. Ein sogenanntes altes Schloß, dem man es aber freylich noch ansieht, daß es erst kürzlich erbauet worden ist, erhebt sich aus dunkelm Nadelholze auf der Spitze eines steilen Berges, und macht für das Wohnhaus eine treffliche Aussicht. Man hatte mir die hiesigen Anlagen sehr gerühmt; allein bis jetzt ist noch nicht viel gethan worden: und in der That ist die Natur hier so, daß man wenig zu thun braucht. — Uebrigens ist dieser Graf einer von den vielen Schlesischen Edelleuten, die den größten Theil ihrer Zeit auf ihren Gütern zubringen, und da, anstatt sich in den Hauptstädten zu verlieren und an den Höfen eine untergeordnete Rolle zu spielen, in einer Art von Größe leben, die der Sommerexistenz des Englischen Adels nicht unähnlich ist.

Von nun an verloren wir allmählich das Riesengebirge, und das Land wurde mit jedem Schritte niedriger, nur daß wir noch den hohen Zobtenberg im Auge hatten, den wir auch erst auf der andern Seite von Schweidnitz verloren. — Wir kamen an das Städtchen Freyburg und sahen, etwas weiter hin, rechts, ein Bergwerk, das unsere Aufmerksamkeit darum erregte, weil wir es hier fanden, wo das Land wieder anfängt, eben zu werden, und weil wir in dem Riesengebirge selbst so gar wenige bemerkt hatten.

Schweidnitz, so berühmt durch die Belagerungen, die es zu verschiedenen Zeiten aushalten mußte, ist denn doch mehr eine befestigte Stadt, als eine eigentliche Festung. Ich fand auch hier mehrere große und gute Häuser, vermißte aber die Reinlichkeit, Heiterkeit und den allgemeinen Wohlstand, den nur Handel und Fabriken gewähren: und diese scheinen sich mit einer zahlreichen Garnison und der militärischen Oberherrschaft nicht zu vertragen. Gleichwohl ist Schweidnitz nicht ganz ohne

Handel, bringt auch mehrere Kunsterzeugnisse hervor, besonders allerhand Leder und vorzüglich Corduan. Auch ist seine Bevölkerung nicht unbeträchtlich, denn schon im J. 1788 zählte man hier 8983 Seelen, wovon aber 2865 zur Garnison gehörten. Demungeachtet steht es an Geschäften und Erwerb mehreren weniger bevölkerten Städten weit nach.

Etwan eine Meile über Schweidnitz hinaus, kamen wir dem Zobtenberg, oder wie die Leute hier sagen, Zotenberg, ganz nahe, und mit ihm endigten sich alle die großen und erhabenen Scenen, in denen ich zeither gewandelt hatte. Wenn man bedenkt, daß das Land, in welchem dieser Berg sich erhebt, auf drey Seiten ganz flach und auf der vierten nur wenig erhaben ist, so ist die Höhe von 2224 Pariser Schuh über der Meeresfläche, die man ihm gibt, ungeheuer. Es ist bekannt, daß hohe Berge immer mit andern zusammenhängen, und daß man auch an die höchsten nur dann erst kommt, wenn man eine Menge kleinere zurückgelegt hat. Ein einzelner Berg im flachen Lande von 1000 Schuh senkrechter Höhe ist schon eine sehr ungewöhnliche Erscheinung. Daher kommt denn auch die Wirkung, die der Zobten von allen Seiten her macht! Ueberall zeigt er sich wie ein ungeheurer Riese, der darum so gar groß ist, weil sich nichts in seiner Nähe findet, das man mit ihm vergleichen kann. Ich sah ihn schon zwischen Sprottau und Bunzlau, lange ehe wir die letztere Stadt erreichten; dann zwischen Bunzlau und Lauban, und gestern und heute ist er uns fast nicht aus den Augen gekommen. — Von nun an verlor sich das Land in eine große Ebene, die nur hin und wieder von kleinen Anhöhen durchschnitten wird: und so ungefähr ist die ganze Gegend um Breslau herum.

Vierter Brief.

Breslau — Garve — allgemeine Uebersicht der Stadt — Modell vom Riesengebirge — Betteley — Domslau — Jordansmühle — Nimpsch — Straßen durch das Riesengebirge — Größe und Bevölkerung von Schlesien — Producte — Menschen — Unruhen im Riesengebirge — Frankenstein — Stadt und Festung Silberberg — Glatz — Stadt — Festung — das Land — noch einiges über das Riesengebirge — Lewien — Nachod — Schloß — Jaromirz — Festung Pleß, oder Josephsstadt — Königinngrätz — Chlumetz: Schloß des Grafen von Kinsky — Kolin.

Prag, den 12. Oct. 1798.

Wir kamen gestern früh bey Zeiten von Gniegwitz (drey Meilen) hier an, und einer meiner ersten Gänge war zu unserm Garve. Der Bediente, der vermuthlich schon längst nicht mehr gewohnt ist, fremde Gesichter bey seinem Herrn zu sehn, schien verlegen zu seyn, ob er mich melden sollte. Ich verstand ihn, kündigte mich als einen alten Bekannten an und schickte meinen Nahmen ein. Ich wußte ungefähr, welche Trauerscene ich zu erwarten hatte, und doch erschrack ich, als Garve, so wie die Thür aufging, mir zurief: „Sie sehen einen elenden Menschen!“ Er lag auf dem Bette, welches er schon seit geraumer Zeit nicht mehr verlassen hat. Ich hatte ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen, und Sie können denken, wie ich ihn verändert

fand! Ich erinnerte ihn an die schönern Tage früherer Zeiten, an seinen Aufenthalt in Leipzig, an die Freunde, die er noch dort hat — und nach den ersten Augenblicken, die erschütternd für ihn zu seyn schienen, fand sich die Heiterkeit und Ruhe des Geistes wieder bey ihm ein, die ihn bey allen seinen Leiden, den schrecklichsten, die ich mir denken kann, nie verlassen haben. Die Unterredung wurde bald lebhaft, und ich fand, was ich freylich schon aus Briefen an einige seiner Freunde wußte, daß er noch an allem, was die menschliche Gesellschaft angeht, den lebhaftesten Antheil nimmt, mit seinen Zeitgenossen fortrückt, und in keinem Fache fremd ist, das im weiten Reiche der Wissenschaft bis hierher Aufmerksamkeit erregt hat. Meine Reise in die Nordischen Reiche interessirte ihn sehr, und er that eine Menge Fragen an mich, nicht wie einer, der seiner Auflösung entgegen sieht und ihre Beschleunigung sehnlich wünscht, sondern wie ein rüstiger Wanderer, der jede Erfahrung eines Andern gierig auffammelt, um sie auf seiner eigenen Reise zu benutzen. — Nachher kam ein junger Edelmann zu ihm, der viel um ihn zu seyn scheint, und wir sprachen noch eine gute Weile von mancherley Gegenständen. — Ich verließ ihn mit unaussprechlicher Wehmuth. Garve gehört unter die sehr wenigen, die ich Philosophen für das Leben nenne; Er hat, wie Sokrates, die Philosophie vom Himmel herabgerufen und die Gesellschaft damit verschönert. Er verließ die Sphären metaphysischer Spitzfindigkeiten und wandte die Philosophie auf jeden Gegenstand des bürgerlichen Lebens an. Ich werde ihn nie wieder sehen! und wo ist irgend einer seiner Freunde, der den Dulder noch lange zu sehen wünscht, für den jede Hoffnung in diesem Leben verschwunden ist! — Herr Manso, den ich heute kennen lernte, versicherte mich, daß für seinen Nachlaß schon längst gesorgt, und alles in den Händen

seiner Freunde geordnet wäre. In der That würden wir schon seine letztern Werke nicht erhalten haben, wenn sie nicht durch die Güte und Theilnahme dieser Freunde, worunter Herr Manso das meiste thut, in die Welt gefördert worden wären.

So sehr mir die kleinern Schlesischen Städte gefallen haben, so wenig hat das Aeußere von Breslau anziehendes für mich. Es ist eine unreine, alt und traurig aussehende Stadt, in der selbst die großen und schönen Häuser von außen so räucherig und rostig sind, daß man beynahe vergißt, daß Breslau wirklich eine schöne Stadt seyn würde, wenn man sie aufräumte und putzte. Die öffentlichen Plätze sind geräumig, und die Gassen ziemlich breit: welches denn auch sehr nöthig ist, weil die Häuser drey, vier und fünf Stockwerke hoch sind, das Erdgeschoß ungerechnet.

Der Hatzfeldische Pallast würde in jeder Hauptstadt von Europa bemerkt werden, und einige andere Gebäude sind sehr ansehnlich. Mehrere katholische Kirchen sind schön, aber mit Altären, Gemählden, Gold und kleinlichem Tand ungeheuer überladen. In dem großen, zum Theil prächtigen und mit Denkmähern verzierten Dom ist sehr wenig, das sich von Seiten der Kunst empfiehlt. Zwar nennt man Ihnen die Hessische Capelle wegen ihrer Bildhauerarbeit, und die Statue der heiligen Elisabeth auf einem Altare. Beyde zeichnen sich freylich vor dem übrigen aus; aber wie vieles hätte nicht auch hier der Kenner noch zu erinnern! — Auch von Statuen und andern öffentlichen Werken in den Gassen und auf den Plätzen ist wenig Merkwürdiges, das Denkmahl ausgenommen, das die Familie Tauenziehn dem vor einigen Jahren verstorbenen Grafen dieses Nahmens und Gouverneur von Breslau auf einem Spaziergange hat errichten

lassen. Er commandierte in Breslau während der Belagerung im Jahre 1760.

Die Aussicht vom hiesigen Rathsthurme ist so schön, als sie nur über ein reiches, aber flaches Land seyn kann. In der Ferne sieht man den Zobtenberg und einige andere, worunter auch die Schneekoppe ist. Letztere ist aber nur bey einer sehr klaren Luft zu sehen; ich wenigstens konnte sie nicht erkennen.

In der Kriegs- und Domainenkammer zeigte man uns ein hölzernes Modell vom Riesengebirge, von Kahl, wofür er 600 Rthlr. bekommen hat. Hat der Mann das Werk zwey- oder dreymahl gemacht? Ich wußte zeither nur von einer Copie, die Kahl für den König verfertigte, und die in der Akademie der Künste zu Berlin aufgestellt seyn soll. Oder ist diese letztere, und die, welche ich hier sahe, die nähmliche? Unser Führer konnte mir nichts Zuverlässiges darüber sagen. Dem sey wie ihm wolle, was ich hier sahe, ist ungleich besser gearbeitet und mit mehrerem Geschmacke ausgeführt, als das Original, das uns der Sohn zu Steinseifen zeigte.

Nicht weit vom Hafen, oder Packhofe stehen Casernen von großem Umfange, und sind schöner und reinlicher, als alle andere, die ich in den Preußischen Staaten gesehen habe.

Nach der letzten Zählung sollen in Breslau 60,000 Seelen gefunden worden seyn. Ist diese Angabe richtig, so hat die Bevölkerung dieser Stadt in den letzten Jahren nicht zugenommen; denn Herr Zöllner zählt schon im Jahre 1791 — 60,500 Menschen.

Die Zimmer, die wir in den sieben Bergen, welches hier der beste Gasthof seyn soll, noch unbesetzt fanden, waren für uns nicht zureichend. Wir fuhren in das nächste beste, wurden da eben so wenig befriediget, und ließen uns endlich durch Empfehlung, da meine

eigenen Kenntnisse nicht weiter gingen, in den goldenen Zepter bringen, welcher, wie ich nachher erfuhr, das vierte oder fünfte Wirthshaus ist. Unsere hiesigen Bekannte schienen sich zu wundern, als ich es ihnen nannte. Es ist ein schmutziges Haus; sonst sind wir zufrieden. Wenn ich einen Augenblick zu Hause bin, werde ich von Juden, Soldaten, kleinen Krämern, Obst- und Blumenmädchen überlaufen, wie ich es noch nirgends gewesen bin. Und dabey hat man Mühe, sie wieder aus dem Zimmer zu bringen, besonders die letztern, welche, wie es scheint, außer ihren vorgezeigten Waaren, noch andere abzusetzen haben. Die mehresten sind elende Geschöpfe; wenn durchaus nichts zu thun ist, betteln sie. Ueberhaupt scheint die Zahl derjenigen Bettler, die nicht unmittelbar unter dem Commando der Bettelvögte stehen, hier ungeheuer zu seyn, so wie mich überhaupt dünkt, daß ich zu Breslau, neben dem Reichthume der höhern und bessern Stände, Anzeigen von großer Armuth bemerkt habe.

Nimpsch, im Fürstenthum Brieg,
den 5. Oct.

Wir verließen Breslau heute früh, und machten zwey Meilen bis Domslau, drey bis Jordansmühle, und zwey hierher. Unser natürlicher Weg wäre über Jägerndorf und Troppau, Ollmütz und Brün gewesen, auf welchem wir nach Wien sieben und zwanzig Meilen kürzer gekommen wären und eine ziemlich gute Straße gehabt hätten. Allein Herr * * wünschte, Prag zu sehen, und darin hatte er auch nicht unrecht. Die Zahl von Meilen, die wir auf dieser Seite mehr zu machen haben, sind die geringste Betrachtung, und nach Wien kommen wir noch immer zeitig genug, da wir vermuthlich den ganzen Winter dort zubringen werden. Ueberdieß bringt uns diese Straße durch die Gebirge der

Grafschaft Glatz, die man als einen Theil des Riesengebirges betrachten kann, ob sie schon gewöhnlich nicht dazu gerechnet werden: und ich erinnere mich, daß ein Böhmischer Graf, den ich einst in Carlsbad kannte, und mit dem ich immer viel vom Riesengebirge sprach, mir ganz vorzüglich auch die Grafschaft Glatz zu besuchen empfahl.

Ich habe schon weiter oben erinnert, daß die Straßen zwischen den Städten Greiffenstein, Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut u. s. w. bis Breslau durchaus sehr erträglich, und hin und wieder recht gut sind. Von Schmiedeberg so wohl als von Landshut geht ein Weg nach Trautenau in Böhmen, welcher über Königinngrätz nach Kolin, und von da südlich nach Wien und nördlich nach Prag führt. Also geht von Breslau aus ein ziemlich guter, fahrbarer Weg bis an die Böhmische Grenze, welcher denn auch, am Riesengebirge hin und nach Lauban zu, so ziemlich bis an die Oberlausitz reicht. Es ist fast durchaus eine Chaussee, die schon Friedrich der Zweyte hat machen lassen. Freylich besteht sie hin und wieder bloß aus Sand und Kies, ist aber doch immer sehr fahrbar, und, in Vergleichung mit den Wegen, die ich in der Lausitz und zwischen Frankfurt und Lauban fand, vortrefflich. Der Entwurf war, durch ganz Schlesien eine Chaussee zu führen; allein unter der letzten Regierung ist Alles so langsam gegangen und so sehr vernachlässiget worden, daß mehr noch zu thun übrig bleibt, als was schon gemacht ist. So fanden wir z. E. von Breslau aus zwar die ersten fünf Meilen sehr erträglich, kamen aber dann zwischen Jordansmühle und Nimpsch auf einen so abscheulichen Weg, daß ich nicht glaubte, wir würden den Wagen unzerbrochen auf die letzte Station bringen. Sechs Pferde hatten schwere Arbeit. — Das Land war auf diesen sieben Meilen, verglichen mit dem, aus welchem wir kürzlich gekommen waren, wenig interessant, größtentheils flach, übrigens ziemlich wohl angebaut. Aber

schon nähern wir uns wieder erhabenern Scenen, und die hohen Gebirge, welche Glatz von Böhmen trennen, zeigen sich in der Ferne. Wir kamen diesen ganzen Tag durch nichts als Dörfer, und selbst das Städtchen Nimpsch, der beste Ort, den ich heute gesehen habe, ist sehr unbedeutend. Wir wohnen im Schwane, einem kleinen und nicht sonderlichen Hause.

Büsching setzt die Größe vom Preußischen Schlesien nebst der Grafschaft Glatz auf 642, Zöllner aber, vermuthlich nach neuern und bessern Nachrichten, auf 685 Geographische Quadratmeilen. Büsching setzt die Bevölkerung im

Jahre

1755 auf — 1,162,355 Menschen.

1774 auf — 1,372,754 — — Zöllner gibt nach einer wirklichen Zählung im Jahre

1791 = = 1,747,065 Menschen, (und nach der Zählung, die ich seitdem gesehen habe, fanden sich im Jahre

1799 = = 1,884,632 Menschen, ohne das Militär.)

Welch eine ungeheure Zunahme im Verlaufe von vier und vierzig Jahren, in welche noch überdieß der siebenjährige Krieg fällt! Nun ist es bekannt, daß ein großer Theil dieses Landes sehr schlecht bewohnt und eben so schlecht angebaut ist. Man schließe also auf die außerordentliche Bevölkerung und Industrie einiger anderen Striche, die den Abfall ersetzen müssen: und diese sind denn vorzüglich die Gegenden am Riesengebirge, die ich so eben bereist habe.

Auch in Rücksicht auf Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und Verschiedenheit der Naturscenen ist Schlesien ein äußerst merkwürdiges Land, und im Norden von Deutschland gibt es keine Provinz von so geringem Umfange, die ihm darin gleich käme. Und die Menschen sind nicht weniger interessant, und zeichnen sich

von andern, die unter der nähmlichen Breite leben, auf eine vortheilhafte Art aus. Mich dünkt, der Schlesier hat, in den Theilen, wo ich ihn gesehen habe, eine größere Lebhaftigkeit, als alle die Völker, die zwischen ihm und der Nordsee unter der nähmlichen Breite wohnen; eine Einbildungskraft, die ihn immer vorwärts treibt, und eine Thätigkeit, die auf die Verbesserung seiner bürgerlichen Lage abzweckt. Er ist gesellig, und schätzt vorzüglich die Künste und Wissenschaften, die unmittelbar auf das tägliche Leben wirken und auf die Gesellschaft den meisten Einfluß haben. Ungeheuer soll der Unterschied seyn zwischen dem Schlesier, der die Gegenden am Riesengebirge, und dem, der das Land an der Pohlnischen Grenze bewohnt. — Wer sich umständlicher über Schlesien unterrichten will, lese das fleißige, mit großer Sorgfalt geschriebene Werk des Hrn. Probst Zöllner.

Von den Unruhen in einigen Schlesischen Dörfern am Riesengebirge, haben Sie vielleicht mehr in den Zeitungen gelesen, als ich an Ort und Stelle darüber gehört habe. Gleichwohl bin ich durch mehrere Striche gekommen, wo Unruhen gewesen waren, aber durch keinen, wo ich noch Truppen gefunden hätte. Die Urtheile derer, mit denen ich in den Städten darüber redete, fielen über den Grund und Ungrund der Klagen äußerst verschieden aus. Mit Leuten niederer Stände trat ich nicht gern in Unterredungen darüber ein; doch mußte ich auf Dörfern und von den Postillons ein paarmahl davon hören. Und da habe ich denn so viel bemerkt, daß diese Leute ziemlich allgemein den unglücklichen Gedanken haben, es werde ihnen ihr Recht nicht geschehen, so lange der König nicht selbst komme. Vergebens stellte ich ihnen vor, daß ein König nicht überall seyn könnte. Sie antworteten: Minister, Commissarien

und andere Große hätten selbst Güter, und ihr Interesse wäre, den König die Wahrheit nicht erfahren zu lassen.

Glatz, den 6. Oct.

Wir kamen diesen Morgen eine und eine halbe Meile über einen abscheulichen Weg, oder vielmehr Unweg! Eine Stunde vor Frankenstein fing die Chaussee wieder an, die bis Glatz gehet. Auch dieses Städtchen, zwey Meilen von Nimpsch entlegen, ist, wie Alles, was ich zwischen Breslau und Glatz gesehen habe, höchst unbedeutend.

So wohl zu Frankenstein als zu Nimpsch fand ich große, ansehnliche Schlösser, die beyde zerstört sind, aber eine sehr schöne Lage und, auch in ihrer Zerstörung, etwas Gebiethendes haben. Ich erstieg das bey Frankenstein, ging darin herum und fand eine herrliche Aussicht auf die Glatzer Gebirge und auf die Stadt Silberberg, über welcher sich die Festung erhebt, an einem Hügel sich hinan zieht und den Rücken desselben deckt. Die Festung, die zum Theil aus dem Felsen gehauen und durch einen verdeckten Weg mit der Stadt verbunden ist, soll überaus interessant seyn und ist für viele Reisende der Gegenstand eines Seitensprunges. Wir verloren die Festung, auf der größern Hälfte des Weges von Frankenstein nach Glatz, fast nie aus den Augen. Sie liegt also sehr hoch; daher kommt denn ihr rauhes Clima und ihre Kälte; denn, wie ich höre, wird da den größten Theil des Sommers hindurch eingeheitzt.

So wie wir dem Städtchen Wartha näher kamen, eröffneten sich uns die Glatzer Gebirge in ihrer ganzen Größe und stellten eine Aussicht dar, welche der bey Schmiedeberg wenig nachgibt; so wie überhaupt, wenn ich meinen Augen trauen darf, ein großer Theil dieser Berge hier so ziemlich die Höhe derer haben wird, die zwischen Schmiedeberg und der Tafelfichte liegen, wobey

ich denn die Schneekoppe und ein paar andere der höchsten Gipfel ausnehme.

Wartha liegt am Eingange in diese Gebirge, die sich von da hinter einander aufthürmen, immer höher und höher werden, und endlich, ein paar Meilen hinter Glatz, in ungeheuern Wänden sich endigen, die jeden Durchgang zu versperren scheinen. Alles um Wartha herum ist mahlerisch und romantisch! Besonders hübsch ist die Einsiedeley nahe bey der Stadt, die hier nicht, wie in einer Englischen Anlage, als eine leere Zierde steht, sondern wirklich bewohnt ist. Das Städtchen selbst ist unbedeutend, scheint aber eine hübsche Nahrung von den Wallfahrten zu haben, die hierher geschehen. Ich sah gewiß über zehn Buden, die alle Rosenkränze zu verkaufen hatten. In mehreren konnte ich nichts als gemahlte Wachskerzen, kleine Figuren und Arme und Beine von Wachs entdecken. Um zu wissen, was damit geschiehet, darf man nur einen Blick in die Kirche thun, wo diese Gegenstände in Menge ex voto aufgehangen sind. Diese Kirche ist, so wie das Kloster, (eine Propstey) sehr ansehnlich. — Die Bewohner des ganzen Strichs sind größtentheils Katholiken, und von altem Schlage und Korne! Ich glaubte, mitten in Böhmen, oder Mähren zu seyn, und nicht in irgend einem Theile der Besitzungen einer protestantischen Regierung. Jedermann grüßte durch ein „Gelobt sey Jesus Christ!" Alles, alt und jung, trug Rosenkränze; die Leute sahen in ihrem Gange vor sich hin und betheten, und überall waren Crucifixe, Madonnen und Nepomuke aufgestellt. Viele der Landleute, die von Wartha zurückkamen, trugen andächtig kleine Kerzen in den Händen.

Glatz, den 7 Oct.

Nicht gerade, um die Wunder von Glatz zu sehen, sondern weil wir noch immer Absichten auf das Land

umher hatten, beschlossen wir gleich vom Anfange, den heutigen Tag, und vielleicht noch mehrere hier zu bleiben. Ein Buchhändler, an den uns jemand empfohlen hatte, sprach mit Entzücken von diesem Theile des Riesengebirges (ich betrachte es mit jenem so gern als ein Ganzes) und schlug uns allerley Abstecher vor. Besonders redete er viel von ein paar Wasserfällen, die die schönsten im ganzen Riesengebirge, und höher als die bey Schreibershau seyn sollen. Allein alle diese Abstecher waren von der Natur, daß jeder wenigstens eine ganze Tagereise erforderte; die Nebel aber, die schon seit einiger Zeit in diesen Bergen sich zeigen, und den größten Theil des Tages dauern, überzeugten uns vollkommen, daß wir dieses Jahr mit solchen Naturscenen nichts weiter zu thun haben müßten. Diese Herbstnebel sind schon seit einigen Tagen in den hohen Bergen so stark, daß man in gewissen Augenblicken nicht hundert Ellen weit sehen kann, und sie dauern immer mehrere Stunden des Vormittags. Schön ist es zu sehen, wie die Sonne eines heitern Tages mit aller Macht dagegen kämpft; aber am Ende steigt doch ein Theil der Nebel in die Höhe und macht die Atmosphäre heerrauchig und schwül.

Die Stadt liegt an einem Berge, dessen obern Theil die Festung einnimmt, so daß sie merklich über jene hervorragt. Ich durchging heute früh die Gassen in allen Richtungen, und fand sie größtentheils enge und, wie es sich in einer Bergstadt erwarten läßt, immer auf- und abgehend. Indessen sind hier einige gute Häuser, und das ehemahlige Jesuitencollegium ist sehr ansehnlich. Es wird jetzt zu mancherley Zwecken der Regierung gebraucht, und die angesehenern Einwohner der Stadt haben einen Theil desselben zu einem Club und zu Versammlungen und Bällen inne.

Unterdessen hatte unser Bekannter die Erlaubniß erhalten, uns die Festung zu zeigen. Ich habe ihrer so

viele gesehen, von Vauban und Coehorn, von vermischtem und anderm Style; aber Bergfestungen sind immer interessant, weil ihre Form und ihr Styl nicht durch den gewöhnlichen Schlendrian, sondern durch die Natur und Lage des Ortes bestimmt wird. Glatz ist, in dieser Rücksicht, vorzüglich merkwürdig, und dünkt mich einer der festesten Orte zu seyn, die ich irgendwo gesehen habe. Allein wer eine Festung besucht, sieht bloß die Mittel der Vertheidigung, nicht die des Angriffes! Glatz wurde 1760 von den Oesterreichern genommen; aber freylich ist seitdem vieles verändert und verbessert worden: und überdieß sagt man, daß diese Eroberung durch Ueberraschung (coup de main) geschahe, auch daß der Commendant nicht ganz von Verdacht frey war. Wirklich arbeitet man, seit einigen Jahren, aufs neue an Verbesserungen und Erweiterungen der Werke. — Was mich sehr anzog, war die Aussicht auf das ganze Land umher, die man in hiesiger Gegend nirgends besser hat, als von einem Thurme der Festung.

Das Ländchen Glatz hat seine großen und vorzüglichen Schönheiten, auf denen wir, in einer frühern Jahreszeit, mit Vergnügen länger weilen würden. Es ist auch stark bewohnt und außerordentlich angebauet. Vor nicht viel mehr als zehn Jahren konnte es sich nicht selbst ernähren! Jetzt, bey vermehrter Bevölkerung, wird so viel Korn gebaut, als das Land bedarf, und noch etwas ausgeführt. Aber Mangel an Holz hat sich seitdem gezeigt, über den man schon anfängt zu klagen. An diese Klagen bin ich jedoch gewöhnt, denn man führt sie überall; selbst da, wo die Klafter Kiefern 1 Rthlr. 8 gr. kostet, klagt man über hohen Holzpreis. So bald die Menschen für irgend einen Artikel etwas mehr zahlen sollen, als sie seit vielen Jahren gewohnt waren, so reden sie von Theurung; daß sie aber den Preis aller Dinge, die sie selbst erzeugen, allmählich erhöhen, daran denken

sie nicht. In allen Ländern, die noch im Steigen sind, steigt auch der Preis der mehresten Dinge; und doch wird man finden, daß irgend eine gegebene Zahl von Menschen jetzt eine größere Zahl von Dingen braucht und verzehrt, als vor zwanzig Jahren, der erhöhten Preise ungeachtet. Je fleißiger ein Volk ist, je mehr Dinge aller Art ein Land hervorbringt, desto mehr verzehrt das Volk und desto theurer wird alles. So oft Sie ein Land sehen, wo die ersten Bedürfnisse des Lebens alle sehr wohlfeil und die Artikel des verfeinerten Lebens sehr theuer sind, so können Sie mit Zuversicht schließen, daß dieses Land noch nicht hoch auf der Leiter der gesellschaftlichen Ausbildung steht.

In der Stadt Glatz zählet man 8000 Menschen, worunter die Garnison mit begriffen ist, welche aus 2 Regimentern Infanterie, 1 Bataillon Grenadiers, 1 Compagnie Invaliden, 1 Compagnie Minirer und 1 Compagnie Kanoniers besteht. Im ganzen Lande rechnet man 75,000 Seelen. —

Man führte uns Abends in die Ressource, wo ich an die funfzig Mannspersonen, mehrentheils von der Armee, und etwan zehn Frauenzimmer fand. Die Gesellschaft hat hier eine Menge großer, aber schlecht meublirter Zimmer, in denen man weit geselliger zu leben scheint, als es gewöhnlich an Orten von der Größe von Glatz der Fall ist. Allein die Ursache ist natürlich. Hier sind eine Menge ziemlich gebildeter Menschen; aber Armuth, oder Eingeschränktheit erlaubt ihnen nicht, viel Gesellschaft in ihren eigenen Häusern zu sehen: und so gehet jeder an den Ort, wo er gewiß ist, andere zu finden, und wo der Aufwand ohne alle Bedeutung ist. Man zeigte mir auch einen großen Speisesaal, und einen noch größern Tanzsaal. Ich wunderte mich über den Umfang und die Menge aller dieser Zimmer, dergleichen man in vielen großen Städten nicht

findet, und erfuhr, daß das Alles ein Theil des ehemahligen Jesuitencollegiums ist, dessen ich oben gedachte. — Platz ist abermahls einer von den Artikeln, der nur in solchen Städten von hohem Werthe ist, wo die Gesellschaft schon beträchtliche Fortschritte gemacht hat.

Nachod, in Böhmen, den 8. Oct.

Ich will meine Reise durch das Riesengebirge, worunter ich hier auch die Berge der Grafschaft Glatz begreife, mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen. Es ist allerdings die größte, schönste und erhabenste Naturerscheinung, die ich im nördlichen und mittlern Deutschland kenne. Großbritannien und Irland haben keine so hohen Gebirge; Frankreich, nördlich der Loire, auch nicht, und die höchsten Schwedischen und Norwegischen, die ich gesehen habe, kommen ihnen nicht gleich. Was den reichen Anbau und die starke Bevölkerung betrifft, so haben sie in Europa wenige ihres Gleichen. Die Aussichten, die sie darbiethen, sind überall groß und schön, und selbst der ganz wilde und romantische Theil derselben hat seinen eigenen Charakter, und verdient gesehen zu werden. Bey alle dem aber irren diejenigen, welche, mit einigen Schlesiern und Lausitzern, glauben, daß man hier die Schweiz sehen könne. Freylich ist hier das und jenes, was man in der Schweiz auch sieht, und manches dieser Art ist im Riesengebirge schöner und besser; aber dafür hat die Schweiz so gar vieles, das hier ganz fehlt, so wie sie denn einzig und allein fast alle Naturscenen in sich vereiniget. Ich höre bey gewissen Gegenden so gar oft sagen; „Hier ist die Schweiz!“ — So vergleicht man z. E. die Gegenden um Dresden und Meissen mit der Schweiz: und man hat gewissermaßen recht; denn im Grunde ist weiter nichts damit gesagt, als daß das, was man da siehet, auch in gewissen Strichen der Schweitz zu finden ist. —

Im Riesengebirge fehlt es durchaus an Wasser. Außerdem daß hier kein einziger See ist, findet man auch nicht einen Fluß, der nur von einiger Bedeutung wäre. — Der Alpencharakter ist hier eben so wenig zu sehen, und alle die mannigfaltigen Aussichten, die durch jene ungeheuern, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen und Bergmassen hervorgebracht werden, fehlen hier ganz. —

Die Ansichten, die man in den innern Theilen der Alpen hat, sind ein anderer Charakter der Schweizernatur, der sich nur in den Alpen findet und finden kann. Ohne der Gletscher zu gedenken, die, für mich wenigstens, nie so vorzüglich schön waren, fehlt es hier ganz an jenen ungeheuern nackten Felsmassen, an der Mannigfaltigkeit der Formen, an dem bald Romantischen, bald Erhabenen, — kurz, an jenem großen Charakter, den alles trägt, was zu den Alpen gehört. — Eben so wenig findet man hier jene Fruchtbarkeit, jene glühenden Farben aller Kräuter und Blumen, jenen prächtigen Schmelz von Grün, der Ihnen in der Schweiz bis auf Höhen von 5000 und 6000 Schuh folgt. Welches Leben und Weben, welche Herden und Sennhütten auf Höhen, die im Riesengebirge fast ganz unbewohnt sind.

Wichtiger und merkwürdiger allerdings ist das Riesengebirge, als das Sächsische Erzgebirge, als die Vogesen, und schöner selbst, als ein großer Theil des Jura. Es ist und bleibt eine schöne Naturscene, die gesehen zu werden verdient. — Mit den Apenninen habe ich das Riesengebirge absichtlich nicht verglichen; denn wer mag einen kleinen Strich mit einer Bergkette vergleichen, die sich über eine Weite von fast 200 deutschen Meilen erstreckt. Auch wäre es unbillig, unter der Breite von Schlesien die Herrlichkeiten des Italiänischen Clima zu suchen. Ueberdieß sind die Apenninen in Ge-

nia, im Bolognesischen, Römischen und Neapolitanischen wieder so unter einander verschieden, daß gewisse Theile der nähmlichen Bergkette kaum eine Vergleichung zulassen.

Noch will ich bemerken, daß die Schlesischen Berge, die ich besuchte, mit Heidel- und Preiselbeersträuchern ganz bedeckt waren. Dabey fiel mir auf, daß ich am Ende des Septembers noch so viel Preiselbeeren fand, die nicht reif waren. Heidelbeeren habe ich auch in ungeheurer Menge getroffen; diese waren aber durchaus überreif, und standen nur noch, weil sich niemand die Mühe genommen hatte, sie zu pflücken. Mit Schweden verglichen, finde ich hier alles sehr spät. So sah ich auch in der Gegend von Stockholm, kurz vor meiner Abreise, und nachher in den Provinzen Schonen und Blekingen, eine Menge Dinge, die, vierzehn Tage später, in Pommern und Brandenburg weit mehr zurück waren. Auch fand ich, daß in Schonen und Blekingen alle Arten von Korn vor Ende des Augusts eingebracht waren; in der Lausitz und Schlesien aber hörte ich, vier Wochen später, wiederhohlte Klagen, daß der Hafer noch nicht ganz reif sey. — (Auch sind diese späten Ernten in Norddeutschland gar nichts ungewöhnliches, denn im Jahre 1799 sahe ich im Herzogthume Bremen zu Anfange des Septembers mehrere Kornarten, die noch im Felde standen, weil sie nicht ganz reif waren.) Es scheint also, daß in Schweden und Norwegen, wenn der Sommer gut ist, (und das ist er mehrentheils) alles besser gedeihet und früher reif wird, als in dem südlicher liegenden Norddeutschlande. Der vergangene Sommer war in Schweden ungewöhnlich heiß, während daß in Pommern, Brandenburg, in der Lausitz und Schlesien manches verdarb, weil er zu naß und kalt war. — Ueberall, wo ich in den letztern beyden Ländern Weintrauben an den Häusern sahe, wa-

ren sie unreif, und so waren es auch alle die, welche ich in Breslau, zu Anfange des Octobers auf dem Markte sahe. Zu Stettin standen überall schöne und reife Pflaumen zum Verkaufe; seitdem sind mir keine wieder vorgekommen, die ganz reif gewesen wären.

Noch als etwas Eigenes muß ich bemerken, daß das Riesengebirge größtentheils Grafen gehört. Die Grafen von Einsiedel, Harrach, Hohberg, Hoym, Pläfair, Reuß, Roden, Schafgotsch und einige andere sind die vorzüglichsten Besitzer.

Wir verließen Glatz heute früh und gingen über und durch die Berge dieser Grafschaft, die in einiger Ferne unersteigbar schienen. Freylich kamen wir mehrere Stunden lang über Höhen; aber die Straße windet sich so, daß keine von denen, über die man geht, vorzüglich hoch ist. Das ganze Land ist schön und interessant. — So bald man Lewien, die letzte Preußische Stadt im Rükken hat, bleibt die Straße beständig in der Ebene, ob man schon noch lange nicht aus den Bergen heraus kommt.

Wir hatten heute nur sechs kleine Meilen zu machen, und erreichten bey guter Zeit Nachod, das erste Böhmische Städtchen, das, so wie die Herrschaft, dem Herzoge von Curland gehört. (Er ist seitdem gestorben.) Das Schloß, ehemals ein Besitzthum des Fürsten Piccolomini, hat auf einer beträchtlichen Höhe über der Stadt eine kühne Lage. Es ist festungsartig gebauet und gewährt eine hübsche Aussicht. Man besserte so eben an allen Theilen desselben; und das ist höchst nöthig, denn es ist in der That sehr verfallen. —

Die Zollbedienten waren hier nicht beschwerlich. — Im Lamme fanden wir ein anständiges Wirthshaus und überaus gutmüthige Menschen. — Das Städtchen ist elend.

Kolin, den 10. Oct.

Wir gingen gestern von Nachod nach Jaromirz (drey Meilen) und übernachteten zu Königinngrätz (zwey Meilen.) Obschon dieß die Hauptstraße zwischen Breslau und Prag ist, so fand ich sie doch im Ganzen bis Kolin sehr vernachlässiget, und die ersten drey Meilen von Nachod waren abscheulich. Jaromirz und Nachod sind beyde böhmische Städte. Sie wissen, daß man in diesem Lande zwischen Böhmischen und Deutschen Orten unterscheidet: und nicht wenig auffallend ist es, daß die Sprache in beyden so ausschließend geredet wird, daß die einen oft gar nichts von der Sprache der andern verstehen. Da ich, wie gewöhnlich, viel zu Fuße ging, redete ich eine Menge Landleute an, die mir begegneten, und fand auch nicht eine einzige Person, die mich verstanden hätte. Nicht einmahl den Gruß erwiederten sie mir. Ich hielt es anfangs für eine Art von Ziererey; allein heute habe ich mit drey Postknechten zu thun gehabt, die ganz und gar nicht Deutsch wußten, und das Mädchen, die uns zu Mittage zu Chlumetz aufwartete, verstand kein Wort von dieser Sprache. — Die Gastwirthe der Böhmischen Städte schicken ihre Kinder auf einige Jahre in deutsche Orte; allein selbst an diesen habe ich bemerkt, daß sie unsere Sprache nur sehr unvollkommen und mit Beschwerde reden. Ganz falsch ist es, was ich bisweilen außerhalb dem Lande gehört habe, daß der Unterricht in allen Böhmischen Schulen auf Deutsch ertheilt werde. Es mag in einigen Strichen des Landes der Fall seyn; allein in sehr vielen ist die Böhmische Sprache, in den Schulen so wohl als auf der Canzel, die gangbare, und hin und wieder die einzige. Schon vor mehreren Jahren hatte ich auf der großen Landstraße in Böhmen und Mähren mit Leuten zu thun, die nicht Deutsch verstanden, (und das nähmliche begegnete mir auch dieses

Mahl auf der Post zu Böhmisch-Brot, einer Stadt, die nur ein paar Meilen von Prag liegt.) — Ich habe immer gefunden, daß nichts den Regierungen so schwer wird, als eine Sprache auszurotten.

Ich habe die Gebirge der Grafschaft Glatz schon zu verschiedenen Mahlen das Riesengebirge genannt, weil ich die erstern immer als einen Theil des letztern betrachtet habe; die Ansicht, die ich davon gestern und heute auf der Böhmischen Seite hatte, überzeugt mich vollkommen, daß es, natürlich betrachtet, nur ein Gebirge ist, ob man schon den einen Theil das Glatzer nennt, und es von dem Riesengebirge unterscheidet. Das Ganze, so wie ich es nun auf beyden Seiten gesehen habe, hängt in einer Kette zusammen, hat so ziemlich die nähmliche Höhe und der allgemeine Charakter ist auch derselbe. — Zu Nachod hat man die großen Höhen dieser Bergkette zurückgelegt, und alle diejenigen, durch die der Weg nun führt, sind verhältnißmäßig nur niedrig, ob man schon immer sehr viel Berg auf und Berg ab fährt. Das Land ist auch nicht mehr so schön, sondern nimmt allmählich etwas von dem allgemeinen Charakter des Innern von Böhmen an. Deswegen ist es noch immer ein sehr hübsches Land, und die Aussicht von dem Schlosse des Grafen Ferdinand von Kinsky zu Chlumetz ist sehr schön. Wir hielten uns gestern zu Mittage mehrere Stunden da auf, und hatten eine gute Gelegenheit, das Riesengebirge von dieser Seite zu beobachten. Aus den Fenstern des Schlosses sieht man sehr gut jene Kette, welche bey Schmiedeberg Böhmen und Schlesien trennt, d. h. die höchsten Gipfel des Riesengebirges. Bey hellem Wetter sieht man die Schneekoppe. Schon zwischen Nachod und Jaromirz hatten wir eine volle Aussicht auf diese ganze Bergkette, auf deren Spitzen in diesem Augenblicke schon ziemlich viel Schnee liegt, der

erst ganz kürzlich gefallen seyn muß; denn als ich dort war, bemerkte ich keinen.

Nahe bey Jaromirz liegt die Festung Pleß, oder, wie man sie nennt, Josephsstadt. In dieser Gegend kann sie nicht anders, als gegen Preußen gerichtet seyn. Es ist eine neue Festung, und zwar sahen gewisse Theile davon so frisch aus, daß sie erst vor wenig Jahren geendiget seyn können *).

Königinngrätz, zwey Meilen von Jaromirz, ist die Hauptstadt des Kreises, und die einzige von einiger Bedeutung, die ich zwischen Schlesien und Prag gesehen habe. Sie hat einen großen und schönen Markt mit Arkaden, mehrere recht hübsche Gebäude und eins der bessern Wirthshäuser, (zum blauen Adler) die ich seit langer Zeit gesehen habe. Hier fand ich die Wachslichter wieder, einen Artikel, dessen wir seit vier Monathen ganz entwöhnt worden sind. Selbst zu Stockholm und Kopenhagen brennt man in den Wirthshäusern gewöhnlich Unschlitt. — Die Festungswerke dieser Stadt sind seit 20 Jahren sehr vermehrt und verbessert worden. Kunstverständige versichern, daß der Platz jetzt als unnehmbar zu betrachten ist, nicht sowohl wegen seiner Wälle und Schanzen, als wegen seiner weitgehenden Ueberschwemmungen, der Unmöglichkeit, sie abzuleiten, und der großen Mühsamkeit, womit es sich im dortigen Erdreich arbeiten läßt. Man versichert mich, daß unbefangene Ingenieurs es beynahe für so fest als Luxemburg erklären, nur aus andern Gründen. Die Stadt selbst ist dadurch ungesund geworden. — Königinngrätz hatte vor nicht

*) Wirklich hat der Bau dieser Festung bis 1791 gedauert. Pleß hieß sie anfangs von dem benachbarten Dorfe; den Nahmen Josephsstadt erhielt sie durch eine förmliche Verordnung des jetzigen Kaisers. Joseh II. bestimmte zum Bau der 3 Böhmischen Festungen, so lange er dauerte, jährlich 4 Millionen Gulden; sie reichten aber nie zu.

langer Zeit einen Bischof, dessen man sich noch in später Zukunft mit Dank und Ehrerbiethung erinnern wird. Er hieß Hay und war Schwager des Herrn von Sonnenfels.

Das vortreffliche Obst und die reifen Trauben, die ich auf dem Markte in großer Menge aufgestellt fand, gaben mir ein eigenes angenehmes Gefühl; es war das süße Bewußtseyn, wieder in einem mildern Clima zu wandeln. Auch zu Chlumetz fanden wir die Trauben in Menge, gut und wohlfeil. — Es gibt noch etwas anderes, das mir in vielen Böhmischen Städten Vergnügen macht, und mich an bessere Tage und einen schönern Himmel erinnert. Mehrere derselben haben — ich weiß nicht welch Italiänisches Ansehen. Es ist etwas in der Form ihrer Kirchen, in den Arkaden, in der Größe gewisser Gebäude, im Ansehen der Dächer, und dann einiger Kleinigkeiten, das mich immer mit Sehnsucht nach dem Lande füllt, aus dem das Alles ursprünglich kam, so sehr es auch oft von seinem schönen Urbilde abweicht.

Das Schloß des Grafen v. Kinsky zu Chlumetz, ist von einer sonderbaren Architektur! eine Rotunde, mit vier daran gesetzten Quadraten, so daß das mittlere, runde Gebäude einen großen Saal macht, aus dem man durch vier Thüren in die vier Quadrate kommt, deren jedes seine eigene Treppe hat. Ich will keinesweges diesen Geschmack empfehlen; aber von weitem hatte das Ganze ein gewisses Ansehen von Größe, (ich meine nicht Umfang; denn auf diesen verstehen wir uns im Norden allenfalls auch) das mich abermahls an Italien erinnerte. Das Innere ist nicht sonderlich; auch wohnt die Familie, wenn sie hier ist, in einem kleinern Gebäude, das etwas tiefer liegt, als das Schloß.

Von Chlumetz geht eine Straße gerade nach Prag; sie ist aber, wie die, die wir schon zurück gelegt hatten, sehr schlecht. Wir gingen also über Kolin, wo

man auf die sogenannte Kaiserstraße kommt, und von wo man noch acht Meilen bis Prag hat, die wir denn freylich auf unserm Wege nach Wien abermahls zu machen haben.

Der schwarze Adler zu Kolin hat sich, seitdem ich das letzte Mahl hier übernachtete, wenig gebessert, so wie die Stadt selbst noch eben so armselig aussieht. Indessen habe ich dieß Mahl entdeckt, daß sie an der Elbseite angenehme Partien hat. Dieser Strom, den ich kürzlich als einen Zusammenfluß von Pfützen sah, und der bey Jaromirz ein sehr kleines Wasser ist, macht hier schon keine ganz verächtliche Figur; aber nur erst die größere Moldau gibt ihr die Würde, in der sie an Dresdens Mauern dahin strömt.

Fünfter Brief.

Prag — Allgemeine Ansicht — Palläste — Kirchen — der Dom — eine Böhmische Predigt — Teinkirche — Tycho Brahe — Jacobskirche — Sternwarte — Universitätsbibliothek ein Zauberbuch — Buchläden — Geschmack — Reisebeschwerden des Passes wegen — der Lobkowitzische Garten — Groß- und Klein-Venedig — Sammlung des Grafen von Hartig — der Kaiserliche Pallast — das große Schauspielhaus — Böhmisch-Brot — Deutsch-Brot — Aussicht auf die ganze Kette des Riesengebirges — Weinland in Mähren und Oesterreich — Weinlese — Weinkeller auf dem Felde — Znaym — Aussicht auf die Styrischen Gebirge — Andere Berggruppen — Annäherung von Wien — der Kahlenberg — Städte in Böhmen — Landstraße.

Prag, den 13 Oct. 1798.

Wir kamen vorgestern bey Zeiten hier an und freueten uns der guten Wege und der schnellen Beförderung, die man auf den großen Landstraßen dieser Monarchie findet, und wovon wir seit Schweden auch nicht ein einziges Beyspiel gehabt haben.

Ich weiß nicht recht, woher es kommt, daß ich dieses Mahl mit mehrerem Wohlgefallen auf dieser Stadt weile, als vor vier Jahren. War es, daß sich mein Auge durch einen zehnmonathlichen Aufenthalt in Italien an Formen gewöhnt hatte, die ich auf dieser Seite der Alpen nicht wieder fand? — Prag ist wirklich eine

sehr feine Stadt und, nach Berlin und Wien, vielleicht die schönste Stadt in Deutschland. Dieses Urtheil mag Sie befremden, da Sie gewiß erwarteten, daß die dritte Stadt auf dieser Liste nothwendig Dresden seyn müsse. Vielleicht haben Sie auch recht, und fast glaube ich selbst, daß der strenge Kenner zum Vortheile der letztern entscheiden sollte. Aber es gibt in Prag wirklich an die funfzig Gebäude, die Sie mit allem Rechte Palläste nennen können, und wovon die größere Hälfte ansehnlicher ist, als die wichtigsten Gebäude dieser Art in Dresden. So artig und niedlich auch diese letztere Stadt ist, und so sehr ich sie durch meinen letzten Aufenthalt daselbst aufs neue liebgewonnen habe, so hat sie doch etwas Kleines, so bald man sie mit Prag vergleicht. Freylich muß man die großen Gebäude zu Prag nicht nach den strengen Regeln der schönen Baukunst beurtheilen! Nur wenige würden eine scharfe Prüfung aushalten. Aber ihre allgemeine Ansicht hat etwas Großes, das immer eine gute Wirkung macht, und worüber man oft das Einzelne vergißt, obschon dieses Große bisweilen in nichts anderm besteht, als in Höhe, Breite und Tiefe. Und so glaube ich, daß irgend eine gegebene Zahl von ansehnlichen Gebäuden in Dresden von einem bessern Geschmacke ist, als eine gleiche Zahl derselben in Prag; aber die Wirkung im Ganzen bleibt immer groß und schön, und dann hat das reichere Prag solcher Gebäude in weit größerer Menge. Die Privathäuser, oder, wenn Sie wollen, Palläste, die ich dieses Mahl besonders bemerkt und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit betrachtet habe, sind die der Fürsten von Lichtenstein, Lobkowitz, Kinsky, Mansfeld und Kaunitz; — die der Grafen Czernin, Martinitz, Klamm, Kolowrat, Nostiz, Waldstein und einiger anderer, deren Nahmen mir nicht einfallen; — das Haus des General Thun, und des Großherzogs von Toscana, der Erzbischöf-

liche Pallast und einige Gebäude der Regierung. — Auch hat die hohe Lage, der Altflorentinische Styl und die rustische Größe, die sich an dem Hause des Fürsten von Schwarzenberg findet, etwas Auffallendes, das mich an das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert in Italien erinnert. — Das Haus, nicht weit vom Kaiserlichen Pallaste, das Ferdinand I. erbaute, und das sich durch seine Architektur auszeichnet, konnte ich dießmahl nur in einiger Ferne sehen, denn leider hat man ein Laboratorium für die Armee daraus gemacht, und die innern Verzierungen sollen sehr beschädiget seyn.

Der Erzherzog Carl, der jetzt zu Prag seinen regelmäßigen Aufenthalt hat (obschon er in diesem Augenblicke nicht hier ist) wohnt nicht auf der Kaiserlichen Burg, sondern besitzt ein paar ansehnliche Häuser, die ihm seine Tante, die Herzoginn von Sachsen-Teschen hinterlassen hat, und die nun so verbunden sind, daß sie eins ausmachen. (Seitdem ist Wien der regelmäßige Aufenthalt dieses Prinzen geworden.)

Unser Lohnbedienter ist ein großer Liebhaber von Kirchen, und da es uns nicht darauf ankommt, wie lange wir hier bleiben, so sind wir ihm gestern und heute in alle diejenigen gefolgt, in die er uns geführt hat. Ich habe ihrer vielleicht zwölf bis funfzehn gesehen, wovon die größere Zahl, in ihrer Art, schön ist, und ich halte Prag, in dieser Rücksicht, für die erste Stadt in Deutschland, denn ich glaube, es hat hierin selbst vor Wien den Vorzug. Von außen zeichnen sich nur wenige vortheilhaft aus; aber ihr Inneres ist gut, und zum Theil in einem großen und schönen Style. Schade, daß in den allermehresten so viel Tand und kostbare Spielerey ist. — Der Dom, oder vielmehr das Stück davon, das man so nennt, verdient in einem hohen Grade gesehen zu werden. Es ist ein feines Gothisches Gebäude

aus der besten Zeit, und würde ein herrliches Denkmahl dieses Styls seyn, wenn es ganz wäre. — In meinen Wanderungen durch die Kirchen hörte ich auch einen Theil einer Böhmischen Predigt von einem Franziskaner. Der Mann unterhielt mich durch die äußerste Ruhe, mit der er jede Periode anfing, und durch den Feuereifer, womit er sie endigte. Sein ganzes Wesen gerieth dadurch in Bewegung, und doch erhielt er augenblicklich die Ruhe wieder, womit er jede folgende Periode anfing. Ich konnte mich lange von dem Manne nicht losreissen, ob ich schon kein Wort von seiner Predigt verstand. So bald ich heraus kam, fragte ich, was alle die Wörter in — owsky bedeuteten, deren er eine ungeheure Menge am Ende jeder Periode zusammenhäufte? Und da erfuhr ich, daß es lauter Sünden waren, als Hurerey, Völlerey, Concerte, Spiele, Theater, Moden, Tanzen und was dergleichen Sünden mehr sind. — In der Teinkirche besahe ich das Denkmahl des Tycho Brahe, welches nichts weiter als eine übel zugeschnittene ritterliche Figur auf einem Leichensteine ist. Dieß war das dritte Mahl, daß ich im Verlaufe von vier Monathen lebhaft an ihn erinnert wurde. Ich stellte mancherley Betrachtungen über einen Mann an, dessen ganz besonderes Schicksal es war, daß alles, was er in seinem Leben bauete, anlegte, sammelte und that, vernichtet und zerstreut werden sollte. Sein Schicksal im Leben war nicht glücklicher. Sie wissen, daß er große Summen auf ein Gut verwandte, das er auf der Insel Hween zwischen Seeland und Schweden besaß, daß er da einen großen Thurm bauete und ihn mit vielen mathematischen Instrumenten ausstattete. Als ich vergangenen Sommer in der Nähe dieser Insel war, und einige Lust hatte, sie zu besuchen, erfuhr ich, daß von dem Schlosse so wohl, als von den übrigen Anlagen fast gar nichts mehr zu sehen wäre. Ich verfolgte sein Andenken auf der Sternwarte zu Kopenhagen, und fand

auch da keine Ueberbleibsel des Mannes. Sie erinnern sich, daß er Dänemark mit Verdruß verließ, und seine Instrumente, die damahls vielleicht die wichtigste Sammlung in Europa waren, mitnahm. Er setzte sich nunmehr zu Prag; aber auch hier ist wenig mehr von ihm übrig. Man zeigte uns aus der Sternwarte ein paar Stücke auf seiner Sammlung, die aber nicht von Wichtigkeit sind. Vieles haben die Schweden im dreyßigjährigen Kriege von hier weggeführt; aber auf der Sternwarte zu Stockholm findet sich nichts davon. Zu Upsala soll man ein paar Stücke haben; aber ich konnte die dortige Sternwarte nicht zu sehen bekommen. Endlich bleibt das System dieses Mannes übrig, worauf er vielleicht seine Unsterblichkeit bauete; aber dieses ist längst auf die Seite gelegt, und würde schon vergessen seyn, wenn es nicht auf Schulen und Universitäten in der Geschichte der Sternkunde gelehrt würde, wie man so etwas historisch mitnimmt.

Es gibt noch mehrere Denkmähler in der Teinkirche so wohl als in andern, worunter sich einige finden, die es wohl der Mühe lohnt, näher zu untersuchen. Auch besitzen mehrere Kirchen gute Gemählde, unter denen ich nur den schönen Rubens in der Augustiner-Kirche anführen will.

Ueberhaupt findet sich in Prag so manches, das den Liebhaber der Kunst interessiren muß. Wer mehr Zeit hat, als wir dieser Stadt schenken wollten, würde in den Kirchen so wohl als in einigen Privathäusern so manches finden, das ihn angenehm beschäftigen könnte. Hierher gehört unter andern ein Deckenstück im Czerninschen Pallaste, das von Reinert in einem großen Style gemahlt ist. — Auch fehlt es nicht an Aufmunterung für das lebende Geschlecht, und die neu entstandene Gallerie und Zeichnungs-Akademie der Stände verdient in dieser Rücksicht eine ehrenvolle Erwähnung.

Unter den hiesigen öffentlichen Gebäuden verdienen die, welche den Jesuiten gehörten, vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie zeichnen sich durch einen Styl von Größe aus, den ich fast an allen Gebäuden dieses Ordens, wo ich sie auch fand, bemerkt habe. Ihre 3 großen Collegien in der Altstadt, Neustadt und Kleinseite würden, wenn man sie an einander reihen könnte, beynahe eine kleine Stadt bilden. Das Altstädter enthält 7 große Höfe. Joseph II. errichtete hier ein Seminarium für 600 junge Theologen mit ihren Lehrern, Dienern, Speisewirthen u. s. w. Außerdem finden sich hier die Sternwarte, die große Bibliothek, das Naturaliencabinet und die Hörsäle der theologischen Facultät.

Die Sternwarte hat kein gutes Local und einen beschränkten Horizont. (Ich habe seitdem erfahren, daß die Stände den Bau einer neuen beschlossen, die auf dem Laurentiusberge errichtet werden soll.) — Von Instrumenten sahe ich nicht viel, das von Bedeutung wäre. Der astronomische Professor hat 1000 Gulden Gehalt, freye Wohnung und noch außerdem einigen Gewinnst durch den Kalenderdruck.

Ich fand einen höflichen und verbindlichen Empfang bey dem Aufseher der Bibliothek. Sie nimmt einen beträchtlichen Theil des ehemahligen Jesuitencollegiums ein, und gehört gewiß unter die größern und wichtigern in Europa. Man versichert mich, daß sie, einer genauen Zählung zu Folge, 130,000 Bände enthält und jährlich gegen 3000 Gulden zu ihrer Vermehrung hat. (Ihre Aufseher waren damahls wenig beschränkt, und der Ankauf neuer Bücher geschahe nach Grundsätzen, die der Gelehrsamkeit und einer liberalen Denkungsart Ehre machen. Aber seitdem sind sie sehr eingeschränkt worden. Eine große Menge von Büchern darf der Bibliothekar nicht mehr in das Lesezimmer bringen, und andere werden nur

mit Beschränkung und bloß Gelehrten vorgezeigt.) Ich sahe hier eine große Menge der neuesten Bücher aller Länder und aller Religionen, ohne alle politische, oder religiöse Hinsicht. Auch wunderte ich mich über die Zahl der großen und kostbaren Werke, besonders solcher, die es durch ihre Kupferstiche sind; ich fand da nicht nur die wichtigen und bekannten Bücher der Archäologie, Naturgeschichte, Zergliederungskunst ꝛc. sondern auch jene Werke, durch welche die letzten Jahrzehende sich auszeichnen, als da sind die verschiedenen Voyages pittoresques, die Aussichten von Indien und die mannigfaltigen, durch ihre Kupferstiche kostbaren Werke der Engländer. Von diesen letztern sahe ich mehrere, die nur ganz kürzlich erschienen sind, und die bis zu dem Anfange des gegenwärtigen Jahres gehen. Ich schließe aus dem allen, daß diese Büchersammlung unter einer sehr erleuchteten und dabey sehr aufmerksamen und thätigen Aufsicht stehet, (d. h. damahls stand.) — Ein großer Theil dieser wichtigen Büchersammlung besteht aus der ehemahligen Kinskyschen, die in der Landtafel 80,000 Fl. geschätzt worden ist. — Sehr merkwürdig ist die sogenannte National-Bibliothek, ein Vorrath von 6 bis 7000 Böhmischen Büchern und kleinern Schriften, der einzig in seiner Art ist. — Den Beschluß unserer Unterhaltung machte ein Zauberbuch, das man vor einigen Jahren einem Menschen unter einem Thore abnahm, und von dem ich etwas umständlicher reden will, weil es mich zu gar mancherley Betrachtungen über den Geist unserer Zeiten, über Aufklärung auf der einen und dunkele Finsterniß auf der andern Seite führt. Der Eigenthümer ward gefänglich eingesetzt, und eine hohe Obrigkeit erkannte, nach weiser Ueberlegung und nach gehörig geäußertem Abscheue, dem Buche zu, daß es verbrannt werden sollte. Jemand, der klüger war, (der damahlige Bibliothekar, wenn ich nicht irre) meinte, daß so ein Buch in die Geschichte des Zeitgeistes gehöre, daß es sich

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

immer der Mühe lohnte, in den öffentlichen Sammlungen es aufzuheben, und kurz, er wußte es dahin zu vermitteln, daß die Sache nach Wien verschickt wurde, wohin denn auch das Buch, als corpus delicti, ging. Joseph der Zweyte fand viele Belustigung daran, behielt es einige Zeit, zeigte es gelegentlich in Gesellschaften, und schenkte es nachher der Prager Bibliothek. Es ist ein ansehnlicher Quartant, mit unsäglicher Mühe ausgearbeitet. Alles ist umständlich in deutscher Sprache beschrieben, und die hervorgezauberten Erscheinungen sind gezeichnet und in Farben ausgeführt. Die Buchstaben sind fast durchaus Römisch, sehr wohl geschrieben, noch weit besser aber die Hebräischen. Tohu Vapohu, Adonai, Tetragrammaton und alle die bekannten Wörter der Geisterbanner und Hexenmeister zeichnen sich durch ihre Schönheit vorzüglich aus. Ich las hin und wieder, und fand die Sprache schlecht, ungrammatisch und zum Theil barbarisch. Man sollte denken, Leute von Erziehung könnten unmöglich durch ein solches Buch geäffet werden! Wer sind nun diejenigen, auf die, in unsern Zeiten, ein solcher Betrüger wirkt, der von der Art zu seyn schien, daß ihn gemeine Leute nicht hinlänglich bezahlen konnten? Vermuthlich also wohl auf vornehme, oder reiche Leute ohne Erziehung. — Nebenher bemerke ich, daß man diesen Menschen entkommen ließ.

Ein anderer Beytrag zur Geschichte unserer Zeit und dieses, oder jenen Landes! — Wenn ich Muße habe, verweile ich regelmäßig vor den Buchläden der Städte, durch die ich reise, und lese die Titel aller Bücher, die man an den Fenstern und Glasthüren aushängt. Fast in allen diesen Läden zu Prag (die Calvische und zum Theil die Bahrdtische Buchhandlung machen eine rühmliche Ausnahme) fand ich — Rittergeschichten, Geistergeschichten, Schaudergeschichten ohne Ende; wundervolle Erzählungen, außerordentliche Begebenheiten, kurz eine

Welt, die für mich so neu ist, daß ich nicht wußte, ob ich mehr über meine Unwissenheit, oder über den Zeitgeist eines Theiles von Deutschland erstaunen sollte. (Freylich wäre hier bloß vom großen Prager Publicum die Rede; allein ich fand in der Folge das nähmliche in mehreren Städten von Süddeutschland, selbst Wien nicht ausgenommen; und ich weiß überdieß, daß diese herrlichen Bücher auch einem Theile der Bewohner von Norddeutschland nicht ganz unwillkommen sind.) Herr Spieß machte unter diesen Werken eine vorzügliche Figur, und ich fand seinen Nahmen öfterer, als irgend einen andern. — Wenn ich zusammennehme den Geisterunfug, den man fast zwanzig Jahre lang in Deutschland getrieben hat, die mystischen Bücher gewisser hoher Orden, die Barbareyen einiger Philosophen, die Zügellosigkeit und den Sanculotism einiger sogenannten schönen Geister, und nun dieses Heer von Schauder-Ritter-Geister- und Wundergeschichten, so erschrecke ich vor der Zeit, in der ich lebe, und sehe wieder den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters entgegen. (Seitdem ist gegen die Ritter- und Geistergeschichten ein besonderes kaiserliches Rescript ergangen.)

Wenn ich von ungefähr in ein Familienzimmer komme, das Leuten von der bessern Art der Mittelclassen gehört, und ein paar herumliegende Lesebücher öffne, so besteht die eine Hälfte aus Werken dieses Schlages. Die Nahmen unserer besten Köpfe, und besonders unserer frühern Schriftsteller laufe ich Gefahr zu vergessen, so gar selten kommt mir einer davon vor. — Auf einem Posthause bath ich mir kürzlich eins von diesen Büchern aus, die ich auf einem Tische aufgehäuft fand. Ich wählte eins über Geistererscheinungen vom Hofrath von Eckartshausen zu München. Dieser Schriftsteller geht sehr weise und systematisch zu Werke, und sucht dem Aberglauben ernstlich vorzubeugen. — „Man muß, sagt er, nicht

geradezu Alles glauben, sondern eine Erscheinung erst genau prüfen, ehe man ihr vollen Glauben beymißt." Und nun gibt er eine Menge Regeln an, nach denen man verfahren soll; und dabey zeigt er so viel Wunderglauben und gibt ein solches Heer von Erscheinungen, Poltergeistern, Träumen ꝛc. daß ich keiner kränklichen Person das Buch zu lesen rathe, wenn sie eine ruhige Nacht haben will. Unter andern führt er eine Stelle aus Lavater an: „Erscheinungen sind mit Dank anzunehmen, müssen aber nicht mit Gewalt herbeycitirt werden!" — Daß es Gespenster, Hexen, bedeutende Träume und Geistererscheinungen gibt, beweist er aus der Bibel, und da ist denn freylich weiter nichts darüber zu sagen.

Prag, den 14. Oct.

Wer seit einiger Zeit in den österreichischen Staaten reist, muß ohne Unterlaß an seinen Paß denken, denn immer macht ihm dieser etwas zu schaffen. Wer jetzt die Hauptstädte dieser Monarchie besucht, muß den Paß bey seiner Ankunft abgeben, und erhält ihn nicht eher wieder, als den Tag vor seiner Abreise. Sind Sie nicht ganz gewiß, daß Sie Morgen abgehen wollen, so thun Sie wohl, ihn wenigstens nicht heute früh hohlen zu lassen. Schicken Sie aber Nachmittags nicht vor einer festgesetzten Stunde, so bekommen Sie Ihren Paß nicht, und können Morgen Vormittags nicht abgehen, denn ohne Einsicht des Passes darf der Postmeister keine Pferde bewilligen. Dieß war gerade gestern mit uns der Fall. — Auch ist es sehr nöthig, daß Sie jedes Mahl, wenn man etwas auf Ihren Paß schreibt, das Geschriebene nachlesen. Als ich dieses zu Königinngrätz that, fand ich, daß wir angewiesen waren, den unsrigen zu Czaslau wieder vorzuzeigen. Ich hatte eine dunkle Ahndung, daß dieses ein Mißverständniß seyn könnte, woraus uns Verdruß erwachsen möchte, und suchte Belehrung. Da fand ich denn,

daß, vermöge eines Befehles, den man auf meiner letzten Reise durch die Kaiserlichen Staaten noch nicht hatte, jeder Fremde gefragt wird, nach welchem Orte er gehen will: und nun wird ihm sein Weg so vorgeschrieben, daß er weder rechts noch links abweichen darf, weil man ihm keine Pferde gibt. Nun hatte ich Wien als den Hauptort unserer Bestimmung genannt; folglich wieß man uns den geraden Postweg dahin an. Hätte ich also den Ort Czaslau in unserm Passe nicht ändern lassen, so hätten wir zu Kolin keine Pferde nach Prag bekommen, sondern hätten den geraden Weg nach der Haupstadt Oesterreichs wandern müssen. Dieß ist ein sehr gutes Mittel, die Reisenden von allen Grillen, Einfällen und Abänderungen ihres einmahl gemachten Plans zu heilen.

Da wir heute nur bis Böhmisch-Brot (vier Meilen) gehen wollten, so benutzten wir diesen Tag, so gut wir konnten. Wir besahen die schöne Aussicht, die man auf die Stadt von dem obern Theile des Lobkowitzischen Gartens hat: eine Aussicht, die ich schon vorher bemerkt hatte, als wir ein nicht weit davon entferntes, aber höher gelegenes Kloster besuchten.

Dieses Kloster (des Prämonstratenser Ordens) verdient in mehreren Rücksichten den Besuch! Seine Kirche mit schönen Gemählden und der berühmtesten Orgel in Böhmen, sein ansehnliches Münzkabinet, und seine Bibliothek, die aus 50,000 Bänden besteht und in einem schönen Büchersaale und in prächtigen Schränken aufbewahrt wird, machen es, nebst einigen andern Gegenständen, zum merkwürdigsten Kloster in Prag und vielleicht im ganzen Reiche. So wenig auch sonst die Schränke einer Bibliothek Aufmerksamkeit verdienen, so sind doch diese hier durch ihren Luxus merkwürdig; man versichert mich, daß sie 80,000 Fl. gekostet haben. Sie waren für das Kloster Bruck gearbeitet, und kamen, nachdem dieses

aufgehoben worden war, mit 6000 Gulden Fuhrkosten, hierher.

Ein wenig höher als die große Brücke, liegen in der Moldau zwey kleine von Bäumen beschattete Inseln, die man groß und klein Venedig nennt, und die einen angenehmen Spaziergang gewähren, aber ganz und gar nicht an Venedig erinnern. Auf der einen Seite ist das Schützenhaus, wo fleißig geschossen wird, wie das die vielen Scheiben bezeugen, die ich da sahe, und auf denen ich die Quintessenz eines falschen Witzes und eines höchst verderbten Geschmackes fand. Uebrigens gehet man da spazieren, ißt und trinkt.

In dem Hause des jüngst verstorbenen Grafen von Hartig sahe ich eine ziemlich ausgesuchte Sammlung aus allen Theilen der Naturgeschichte und einige physikalische Instrumente, besonders für die Elektrizität. Dieser Mann war Kaiserlicher Gesandter in Dresden, befand sich dort zur Zeit des berühmten Pillnitzer Congresses, und soll großen Antheil an den damahligen Geschäften gehabt haben.

Der Kaiserliche Pallast schien mir gerade zu seyn, was er vor vier Jahren war, eben so freundlich und reinlich, so einfach und so leer. Noch schienen alle Gemählde dort zu seyn, besonders das Heer der Bassano's; aber es war auch nichts Neues hinzugekommen, und vorzüglich — nichts Besseres. — Aber schon die Lage und Aussicht dieses Residenzschlosses sind hinreichend, daß ich es immer wieder mit Vergnügen besuchen würde.

Das große Prager Schauspielhaus ist ein ansehnliches Gebäude mit vier Reihen Logen und einem Parterre, in dem man vierzig Kreuzer bezahlt und zum Theil sitzen kann. Ich sahe da die „Folgen einer einzigen Lüge" und fand die mehresten Schauspieler mittelmäßig, und ganz vorzüglich so den weiblichen Theil der Gesellschaft. — Man erzählt eine lange Geschichte

von den Ständen, oder vielmehr von einigen Familien derselben, die es an sich gekauft haben; und wie sie es nun klüglich handhaben, und eine wahre Aristokratie in Censur, Schauspielwahl, Verzierungen und selbst in Ausschmückung gewisser, 6 Familien gehöriger Logen ausüben.

Außer diesem gibt es noch ein kleineres, das man als den Stiefbruder des Wiener Casperl, oder des dortigen Marinellischen Theaters betrachtet.

Die Bevölkerung dieser Stadt, der ziemlich allgemeine Wohlstand, den man hier sieht, die Lebhaftigkeit, die aus beyden entsteht, und der Frohsinn der Einwohner machen Prag zu einem angenehmen Aufenthalt für jeden Fremden, der sich einige Tage hier bloß umsehen will. Für einen längern Aufenthalt ist Wien freylich weit vorzuziehen; indessen gibt es doch hier einen zahlreichen Adel, wovon eine beträchtliche Zahl den ganzen Winter hindurch bleibt; und in gewissen Zeiten des Jahres finden Sie hier einen großen Theil der Gesellschaft, welche die erste in Wien ausmacht. Eine Menge Familien, die dort die Großen genannt werden, haben auch Häuser zu Prag, und machen, wenn sie hier sind, jede eine Art von kleinem Hofe, der desto merkbarer wird, weil ihre Zahl nicht so groß ist, als zu Wien. Schon die Nahmen der mehresten Palläste, die ich Ihnen zu Anfange dieses Briefes nannte, zeigen Ihnen Familien an, die man gewöhnlich unter den Großen von Wien nennt.

(Im Jahre 1798 zählte man in Prag gegen 71,500 Menschen, worunter 9000 Juden mit begriffen waren. Damahls hatte der Ort fast gar keine Garnison, welche seitdem auf 8000 Mann gestiegen ist. Man kann also die gänzliche Bevölkerung so ziemlich auf 80,000 Menschen setzen.)

Weder jetzt, noch bey einem frühern Aufenthalte in Prag war ich so glücklich, in ein Wirthshaus zu kommen, das ich vorzüglich gut nennen könnte. Man sagt mir, das Baad, das Eichhorn und vorzüglich das rothe Haus seyen besser, als das, welches ich bewohne. (Seitdem soll der schwarze Löwe, der jetzt Erzherzog Carl heißt, sich zum besten erhoben haben.)

Wien, den 19. Oct.

Wir verließen Prag den 14ten und waren in weniger als vier Stunden zu Böhmisch-Brot (vier Meilen), wo wir in dem sehr guten Hause des Postmeisters übernachteten. — Den 15ten machten wir zwölf Meilen bis Deutsch-Brot, wo wir ein schlechtes Wirthshaus fanden, wo man uns elenden Wein gab, wo ich meine eigene Bettwäsche auflegen lassen mußte, und wo die Rechnung einen Gulden zwanzig Kreuzer mehr betrug als zu Böhmisch-Brot. —

Von Prag bis Iglau, eine hübsche Mährische Stadt, war Alles für mich betretener Boden, denn ich habe diesen Weg vor vier Jahren gemacht, da ich von Wien nach Ungarn, und von Presburg über Brün nach Prag ging. Und doch sahe ich damahls nicht, was ich jetzt auf einer Strecke von zwölf Meilen, fast ohne Unterlaß in den Augen hatte. Sey es, daß die Luft damahls weniger rein war, oder daß ich nicht wußte, daß man diese ganze Zeit über die große Kette des Riesengebirges, und nahmentlich die Schneekoppe, sehr deutlich von der Straße erblickt, wenn nähmlich das Wetter so klar ist, wie wir es seit mehreren Tagen in einem hohen Grade gehabt haben. Es ist wirklich ein erhabener Anblick, diese prächtige Scheidewand in ihrer ganzen Hoheit und so scheinbar nahe zu sehen, daß man sie Anfangs lange und zu wiederhohlten Mahlen betrachten muß, um ganz gewiß zu seyn, daß das, was man bey Kolin, bey Czaslau, bey Jenikau

und bis nach Steinsdorf sieht, wirklich die Bergkette ist, die von Glatz bis an die Lausitzer Grenze läuft. Die größte Entfernung kann nicht viel weniger als eine Linie von zwanzig deutschen Meilen seyn. Da liegt denn zwischen inne beynahe ein Drittel des Königreichs Böhmen, das mit allen seinen Hügeln und Bergen, die freylich gegen das Riesengebirge in keine Betrachtung kommen, wie eine ungeheure Ebene erscheint. Gleichwohl findet man auf dem ganzen Wege zwischen Prag und Iglau wenig flaches Land, und zwischen dieser Straße und dem Riesengebirge ist es noch weniger so. Aber so ist es! Nichts ist schlechterdings groß, oder klein! Alles, in der Natur, so wie in der moralischen Welt, ist verhältnißmäßig, und Gott ist allein groß. Diese Täuschung hat mich auch schon in der Schweiz sehr oft überrascht! Das ganze Land, das zwischen den Alpen und dem Jura liegt, und das doch hin und wieder von nicht kleinen Bergen durchschnitten ist, erscheint wie eine vollkommene Ebene, so oft man es von irgend einer Spitze des Jura, oder der Alpen übersieht.

Wir hatten auf dem ganzen Wege von Prag nach Wien ein ununterbrochen schönes Wetter, und die reinste Luft, die Sie Sich nur denken können. Dabey war alle Nächte ein starker Frost und des Morgens eine reine trokkene Kälte, die unserm ganzen Wesen eine gewisse Schwungkraft gab. Die Sonne war überaus kraftvoll und erwärmend, und doch überlebte das dünne Eis die Hitze des Tages. Zwischen Hollabrun und Wien war in den Mittagsstunden eine Hitze, die das Gehen beschwerlich machte, und doch blieb im Schatten der gefrorne Boden vollkommen hart und trocken.

Von Iglau bis Wien war mir Alles neu. Es ist ein schöner Strich von zwey und zwanzig Meilen, wovon die eine Hälfte in Mähren, die andere in Oesterreich liegt. Die Berge sind höher und die Aussichten mannigfaltiger und angenehmer, als im Innern von Böhmen. Dabey

ist ein großer Theil davon Weinland, und einige Striche tragen ein Gewächse von Nahmen, das auch außer den engen Grenzen seines Geburtsortes bekannt und geschätzt ist. Ich fand in zwey Wirthshäusern einen sehr guten Wein aus diesen Gegenden, besonders zu Hollabrun, wovon uns das Maß, das reichlich eine und eine halbe Kanne hält, mit sechs und dreyßig Kreuzern angerechnet wurde. Ich bin gewiß, daß dieses Maß dem Einheimischen, der im Ganzen kauft, höchstens achtzehn Kreuzer zu stehen kommt; das wäre die Kanne zu zwölf Kreuzern. Glückliches Volk der Weinländer, die sich mit wenigem Gelde den Genuß eines reinen Gewächses verschaffen können, das in manchen Städten von Norddeutschland für keine Summe zu haben ist.

Es fiel mir auf, daß in mehreren Strichen den 17ten und 18ten October die Weinlese noch nicht ganz zu Ende war; und bey der Gelegenheit erfuhr ich, daß sie hier selten früher und in Ungarn noch später gehalten wird. — Das Geschäfte des Weinmachens ist in allen den Strichen von Mähren und Oesterreich, durch die ich jetzt gegangen bin, in den Händen armer Leute, die ihr Gewächse mit wenig Vortheil auszubringen wissen. Die grossen und starken Pressen, die man in der Schweiz und in den Rheinländern gebraucht, scheinen hier fast unbekannt zu seyn, und statt ihrer sahe ich hin und wieder, oft an der Landstraße und unter freyem Himmel, kleine, armselige Maschinen ohne Kraft. — Die Hülsen und Kämme, aus denen in Frankreich ein vortrefflicher Branntwein gemacht wird, und die man auch in der Schweiz hin und wieder zu dem nähmlichen Zwecke verwendet, wissen sie hier gar nicht zu gebrauchen. Sie werfen sie geradezu weg, nach ihrem eigenen Geständnisse, so daß sie an manchen Orten nicht einmahl den Vortheil eines Düngers daraus ziehen.

In vielen Gegenden bemerkte ich auf den Feldern, längst den Weinbergen hin und an der Landstraße, eine Art von Gewölben, die man schief an einen Hügel hineingearbeitet, oder auch auf der Ebene aufgemauert und mit Erde bedeckt hatte. In diese legt man Vorräthe von Wein, der so eben auf dem Flecke gemacht worden ist, und den man nachher für den Hausgebrauch so wohl als für die Versendung herausnimmt und von da verführt, so wie Bedürfniß und Umstände es erfordern.

Wir kauften Trauben fast überall, wo sie zu haben waren, und fanden sie mehrentheils wohlfeil, und darum nicht weniger gut. An manchen Orten gab man sie in solcher Fülle, daß ich nicht im Stande war, für drey Kreuzer auf einmahl zu essen. Uebrigens ist die Weinlese hier, so wenig als in der Französischen Schweiz, eine Zeit der Freude und des frohen Genusses. Der Unterthan frohnt entweder für seinen Herrn, oder, was gewöhnlicher ist, der Landmann betrachtet die Weinlese bloß als das Mittel, das ihn in den Stand setzt, seinen Pacht, seine Zehnten und seine übrigen Abgaben zu erschwingen.

Znaym, der einzige Ort von einiger Bedeutung zwischen Iglau und Wien, ist eine recht hübsche Provinzialstadt, mit einem guten, reinlichen Wirthshause am Markte. Das in einer kleinen Ferne davon entlegene Kloster, welches man dicht an der Landstraße sieht, ist groß, schön und versprechend. Es ist ein reiches Prämonstratenserstift in einer angenehmen Lage am Flusse Taya.

Von hier aus werden die Aussichten in die Ferne allmählich interessant, und endlich groß und prächtig. Sie sehen nähmlich, so oft Sie auf eine Anhöhe kommen, eine Reihe von Bergen, deren weite Ferne und unbestimmter Umriß ein hohes Gebirge andeutet, dergleichen es in der Gegend, wo Sie es zu sehen glauben, keins gibt. Wer auf der Seite von Linz nach Wien gekommen ist, weiß,

daß auf dieser ganzen Straße nur Berge von einer sehr untergeordneten Größe zu sehen sind. Indessen legen sie eine Meile nach der andern zurück und diese Bergkette wird immer höher, ohne daß Sie ihr verhältnißmäßig näher kommen. Sie fragen die Postknechte von einer Station zur andern, und bekommen immer zur Antwort, daß es hohe Berge hinter Wien sind. Sie kommen endlich Wien immer näher, und die fernen hohen Gebirge werden niedriger, weil sie durch näher liegende zum Theil bedeckt werden. Endlich begreifen Sie denn freylich, daß Sie diese ganze Zeit über die hohe Bergkette gesehen haben, welche die Grenze von Oesterreich und Steyermark macht, und erstaunen über ihre Höhe und über die Reinigkeit der Luft, die sie Ihnen in einer ungeheuern Ferne schon in Mähren und durch einen großen Theil von Niederösterreich sehen ließen. In der Ferne von sechs, sieben und acht Meilen von Wien, zeigten sie sich am schönsten.

Auch nach der Seite hin, wo Oesterreich, Mähren und Ungarn an einander grenzen, sah ich einige schöne Berge, die ich, als ich von Presburg nach Brün reiste, ebenfalls nicht gewahr worden war, ob ich ihnen schon damahls näher gewesen seyn muß. Aber die äußerst reine Luft, die wir auf dieser Reise hatten, zeigte uns so manches, was man zu andern Zeiten nicht siehet. Uebrigens waren diese letztern mehr einzelne Berge und Berggruppen von kleinem Umfange, als ganze Gebirgsreihen.

So wie man der Stadt Wien näher kommt, erheben sich die Berge in der Nähe der Donau und verstecken die fernen höhern. Innerhalb zwey Meilen von dieser Stadt kommt man in eine liebliche Gegend, in der eine Anhöhe besonders sich auszeichnet, in welcher ich den Kahlenberg wieder erkannte. Jedermann besucht ihn von Wien aus; aber die Aussicht, die ich vor vier Jahren da fand, dünkt mich nicht die pomphaften Beschreibungen zu verdienen, die einige meiner Vorgänger davon gemacht

haben. Von seiner nördlichen Seite, von der ich ihn jetzt sahe, zeigte er sich mir ungleich schöner.

Ich habe nun die Länge von Böhmen zwischen Wien und Dresden, und dann wieder zwischen Prag und Glatz durchlaufen, und auf diesen Strecken von mehr als sechzig Deutschen Meilen, auch nicht eine einzige Stadt von Bedeutung gefunden, Prag ausgenommen. Auf dieser ganzen weiten Ausdehnung findet sich keine Stadt, die dem Sächsischen Chemnitz, Zittau, Naumburg, Freyberg und mehreren andern am innern Werthe gleich käme. — Eben so wenig finden Sie hier die Menge von kleinen Edelhöfen, die einem in Sachsen ohne Unterlaß vorkommen, und alle Dörfer und Straßen beleben. Zwischen Prag und Dresden, oder Prag und Iglau wüßte ich doch auch nicht einen einzigen Ort, in der Nähe der Landstraße, der sich nur einigermaßen auszeichnete. Und gleichwohl ist Böhmen ein Land, das die Natur mehr begünstiget hat, als Sachsen. Aber das Land in Böhmen gehört den Großen, die sich nur wenig da aufhalten, und die auf einem weiten Landstriche nur ein einziges Schloß haben; und der kleine Adel, ich meine den, der kleine Güter hat, ist nicht zahlreich.

Es ist doch etwas Eigenes, daß Deutschland zu schlechten Straßen gleichsam verurtheilt zu seyn scheint! Während daß alle benachbarte Länder umher die ihrigen auf einen guten, oder erträglichen Fuß gesetzt haben, gibt es in Deutschland noch ganze Provinzen, die keine gemachten Wege besitzen; und in mehreren Strichen, wo man noch hin und wieder einige bauet, werden sie nicht unterhalten. — Zeither zeichneten sich die Oesterreichischen Staaten in diesem Puncte auf eine vortheilhafte Art aus, und vor vier Jahren machte ich in den Ländern dieser Monarchie immer acht Meilen in sieben Stunden, den Aufenthalt mit eingerechnet. Zwischen Prag und Wien hat dieses nun auch ein Ende. Die ersten Meilen zwar

waren gut; aber so wie wir weiter kamen, fand ich diese Straße ganz ausgefahren, und die Spuren so tief, daß ein Wagen, der das Geleis nicht hält, zu Grunde gerichtet wird und dabey im höchsten Grade beschwerlich ist. Je besser alsdann Ihre Federn sind, je elastischer Ihr Wagen hängt; desto mehr werden Sie umhergeworfen. —

Sonst ging die große Straße für die Frachtwagen zwischen Wien und Hamburg über Tabor nach Prag, und von da über Schlan nach Marienberg in Sachsen, Chemnitz u. s. w. so daß die Postraße gar nicht berührt wurde. Diese Straße über Tabor ist seit kurzem eingegangen, d. h. sie ist so schlecht, daß sie nicht mehr fahrbar ist, und nun gehen alle Güter auf der Poststraße. Die Zahl der Leute, die man zum Ausbessern hielt, ist vermuthlich noch die nähmliche, wie ehemahls, während daß jetzt doppelt diese Zahl kaum hinreichend seyn würde für das vermehrte Bedürfniß. — Ueberhaupt aber werden wir nie im Stande seyn, eine große Güterstraße gut zu erhalten, so lange das breite Rad nicht eingeführt, und die Last nicht bestimmt wird, über die ein Fuhrmann nicht laden darf. Das breite Rad aber können wir nicht erzwingen, so lange nicht alle Provinzen, durch die ein Fuhrmann zu gehen hat, gemachte Straßen besitzen. — In England hat man Räder an den Lastwagen, die von acht bis vierzehn Zoll breit sind. Je breiter seine Räder sind, desto weniger bezahlt der Fuhrmann Straßengeld. Die von vierzehn Zoll bezahlen gar nichts.

Sechster Brief.

Schwierigkeit, in den Wirthshäusern von Wien unterzukommen — Privatwohnungen für Fremde — Dornbach — Belvedere — Schönbrunn — Bastion hinter der Kaiserlichen Burg — der Augarten — der Prater — neue und große Gebäude, die seit einigen Jahren errichtet worden sind — Veränderung auf dem Stephansplatze — die Millersche Kunstsammlung — das Kaiserliche Naturaliencabinet.

Wien, den 1. Nov. 1798.

Als wir den 18ten October hier ankamen, mußten wir vor sechs öffentlichen Häusern anfahren, ohne daß wir Platz finden konnten. Wir waren endlich des Herumtreibens müde, und nahmen im siebenten ein einziges Zimmer an, weil man uns bald mehrere und bessere versprach. Wirklich erhielten wir nie mehr, als zwey für uns und ein drittes für die Bedienten. Aber die öffentlichen Gasthöfe zu Wien sind, wie bekannt, nicht dazu geeignet, lange in ihnen zu bleiben. Jeder Fremde, der einigen Aufenthalt in dieser Stadt zu machen gedenkt, sieht sich, so bald als möglich, nach einem Privathause um. Das thaten wir denn auch und besahen, zehn Tage lang, eine Menge Wohnungen, für die man dreyßig, vierzig bis funfzig Ducaten monathlich forderte. Aber es ging hier, wie überall; man findet immer nur mit Mühe das, was man gerade bedarf. Diejenigen betrügen sich, welche glauben, daß sie hier in wenigen Stunden eine Wohnung

von vier, fünf bis sechs Zimmern sich aussuchen können, wie sie gerade sie wünschen, zumahl im Winter. Ich machte diese Erfahrung schon einmahl im Sommer, und fand immer einige Unannehmlichkeiten, oder zu wenig, oder mehr, als wir gerade brauchten. — Wer entschlossen ist, einige Zeit zu bleiben, thut nicht wohl, seine Wohnung monathlich zu nehmen. Wer auf drey Monathe miethet, bekommt sie um zwölf, funfzehn und achtzehn pro Cent wohlfeiler. Manche Hauswirthe, die die Ruhe lieben, wollen sich auf monathliche Miethen gar nicht einlassen. So schlug der Eigenthümer des Hauses, das wir in ein paar Tagen beziehen werden, sechs und dreyßig Dukaten monathlich aus, ließ es aber für neunzig auf drey Monathe, nachdem ich ihn versichert hatte, daß wir vermuthlich ein halbes Jahr bleiben würden. Sie ist in einem der besten Theile der Stadt, und besteht aus fünf Zimmern, wovon drey auf den Graben und zwey auf den Peterskirchhof gehen. Bey allen Wohnungen der Art wird die weibliche Bedienung noch besonders bezahlt. Man gibt dafür monathlich von sechs bis zehn Gulden. Manche Hauseigenthümer lassen sich gar nicht darauf ein, wie es z. E. bey dem unsrigen der Fall ist. Dieß macht aber keine Schwierigkeit; denn es gibt eine Menge weiblicher Personen, die sich für obige Preise miethen lassen, und zu festgesetzten Stunden täglich ein paar Mahl kommen und alle weibliche Geschäfte verrichten. Viele dieser Personen wohnen schon im Hause, oder arbeiten für den Hauseigenthümer, (und so fand ich in der Folge, daß die unsrige immer in der Nähe war, und daß wir über diesen Punct nie zu klagen hatten.)

So bald wir einmahl für künftigen Monath unserer Wohnung gewiß waren, beschlossen wir, in dem Gasthofe zu bleiben, in dem wir zuerst abgestiegen waren. Es ist ein Haus, das hier weder vom ersten, noch zweyten Range ist; gleichwohl hält man in demselben einen Kü-

chenzettel, auf dem ich täglich drey bis vier Arten von Fisch, Hasen, Hirsch, wildes Schwein, Fasanen, Rebhühner, Schnepfen, kleine Vögel, und Fisch und Geflügel ohne Ende finde. Diese Leute glauben, ihre Gäste nicht standesmäßig zu bedienen, wenn sie ihnen nicht den Tisch mit einem ganzen Heere von Speisen bedecken. Jede Schüssel wird besonders gerechnet, und doch ist die Mahlzeit für uns beyde selten viel über drey Gulden gekommen. Für zehn bis eilf Gulden täglich, haben wir zwey vortreffliche Mahlzeiten, drey bis vier Flaschen sehr guten Wein, drey Zimmer und Wachslichter. In Berlin, Dresden, Leipzig, ist kein Gastwirth im Stande, Ihnen für diesen Preis das zu geben, was wir hier haben. Wien, obschon theurer, als sonst, ist also, verhältmäßig, noch immer eine wohlfeile Stadt.

Da wir den größten Theil des Winters hier zuzubringen gedenken, so haben wir Zeit, mit Muße Alles zu sehen, wieder zu sehen und zu genießen. Ich habe die ersten zwölf Tage vorzüglich damit zugebracht, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen, und unser gesellschaftliches Leben in einen gehörigen Gang einzuleiten. Hier machte ich abermahls die alte und richtige Erfahrung, daß Reisende sich immer wieder finden. Welche Menge von Menschen, die ich mehr oder weniger kenne, habe ich nicht schon getroffen, in der kurzen Zeit, die ich hier zugebracht habe! Mich dünkt, gewisse Gesichter sieht man überall wieder! Es gibt Menschen von einem so rastlosen Geiste, daß sie immer in einigen Jahren eine gewisse Zahl der Hauptstädte von Europa durchwandern. Ich kenne einige Engländer dieser Art; aber noch weit mehr Pohlen, und dann eine gewisse Zahl von Liefländern und Curländern. Sonderbar ist es immer, daß man sich so bald findet, in einer Stadt wie Wien! Aber es scheint, alle Reisende haben für mehrere Dinge ein gemeinschaftliches Interesse, und an den Orten, wo es befriediget wird,

stößt man ohne Unterlaß wieder zusammen. Angenehm ist immer eine bekannte Stimme an Orten, wo man sie nicht erwartet. Am Tage unserer Ankunft, noch ehe wir ein Obdach finden konnten, riefen uns, vor einem Gasthause, Stimmen in den Wagen, aus dem wir noch nicht steigen durften. Es waren Engländer, die ich vor vielen Jahren in ihrem Vaterlande kannte, und die ich schon zu einer andern Zeit in der Schweiz wieder gefunden hatte.

Wer im Herbste nach Wien kommt, und den Winter hier zuzubringen gedenkt, sollte in den ersten Tagen die Stadt vergessen, und jede Stunde guten Wetters anwenden, die Gegenden umher zu durchwandern und die vornehmsten Landsitze zu besuchen. Der Winter beraubt sie ihrer Zierde, und die Natur gewinnt in der Nachbarschaft von Wien nicht eher ihre volle Schönheit wieder, als ziemlich spät im Frühjahre. Diesem Grundsatze zu Folge haben wir zeither mehrere Orte besucht, die ich einst in einer schönern Jahreszeit sahe.

Am Sonntage war ich zu Dornbach, dem Landsitze des Feldmarschalls Lascy. (Dieser hat den Ort seitdem an den regierenden Fürsten von Schwarzenberg unter der Bedingung verkauft, daß die Anlagen immer unterhalten werden sollen, und daß er, Lascy, ihn bis an seinen Tod bewohnen könne.) Ob es schon jetzt zu spät im Jahre ist, Orte dieser Art in ihrem besten Gewande zu sehen, so brachten wir doch den größten Theil des Tages da zu, und das Ganze dünkte mich selbst schöner, als es mir vor vier Jahren erschien. Dornbach ist einer der glücklichsten Lagen zu einem Landsitze, die ich irgendwo gesehen habe, und hat das Besondere, daß die Aussichten auf der einen Seite eben so eingeschränkt, wild und romantisch, als sie auf der andern offen, groß und reich sind. Vor vier Jahren konnte ich nicht alle Aussichten sehen, weil gewisse Gebäude noch nicht standen, die jetzt einen weiten Ueberblick gewähren. Von einem derselben sieht

das Auge zwischen Bergen, die reich mit Bäumen besetzt sind, über die Stadt Wien hinweg, folgt weit hinab dem Laufe der Donau, und entdeckt in der Ferne die Stadt Presburg. Man sieht das aus einem Gebäude, das einen Theil des sogenannten Holländischen Dorfes ausmacht. Dieses Dorf ist übrigens nichts, als eine Spielerey, die aus einem Dutzend kleiner Häuser und Hütten besteht, wovon die mehresten zur Wohnung einer einzigen Person eingerichtet sind. Sie sind von außen mit Schilf bedeckt, um ein ländliches Ansehen zu haben, inwendig aber sehr anständig und reinlich meublirt. Auf diese Art enthält das Dorf einige Herrenwohnungen, andere für Bediente; eine dieser Hütten ist für die Küche, eine andere für den Holzstall ꝛc. eingerichtet. Die größern Häuser aber enthalten Gesellschafts- und Speisezimmer.

Je mehr mir dieses Mahl die Natur gefiel, desto weniger Vergnügen machte mir das allermehreste, was Menschenhände hier gethan haben. Auf einer ansehnlichen Höhe findet sich ein gewisser Pavillon, von dem man so ziemlich die Anlagen ganz übersieht, und da erschienen sie mir, mit der Natur verglichen, nur kleinlich.

Ich wollte einem jeden rathen, sich das Wohnhaus des Marschalls zeigen zu lassen, nicht so wohl um der Architektur, und der innern Verzierungen willen, denn alles das ist unbedeutend; wohl aber wegen einer Aussicht, die man auf die Stadt Wien hat, als prächtiger und größer man nicht leicht eine sieht. Es ist ein Gemählde in einem großen Rahmen! Die Stadt zeigt sich nähmlich in der Tiefe zwischen zwey nahen Bergen, wovon der eine ganz bewachsen ist, der andere zum Theil mit nackten Felsen abwechselt. Da diese Berge das Gemählde so einschließen, daß man im Hintergrunde nichts sieht, als die Stadt, so wird das

Auge durch keine andern Gegenstände zerstreut, und Wien zeigt sich als ein mahlerischer, erhabener Gegenstand.

Eine andere sehr schöne Aussicht auf die Stadt und die Gegend umher, die man ebenfalls sehen muß, ehe die Natur ganz einwintert, ist die vom Schlosse Belvedere, dem ehemahligen Sommer-Pallaste des Prinzen Eugen, in welchem jetzt die Kaiserliche Gemähldesammlung steht. Durch die letztere ist dieses in einer Vorstadt liegende Gebäude den Fremden bekannt genug. Aber gewöhnlich ist man so viel mit den Gemählden beschäftiget, daß man nicht genugsam auf die erhabenen, reichen, und äußerst schönen Aussichten Achtung gibt, die dieses Gebäude darbiethet. Ueberhaupt ist Belvedere ein sehr angenehmer Spaziergang in dieser Jahreszeit. Seine hohe Lage, seine Terrassen und die wohl unterhaltenen Gänge machen, daß es hier immer trocken ist: und dabey genießt man einer reinen, freyen Luft.

Wer den Schatz von Gemählden, der hier aufbewahrt wird, mit Muße sehen will, thut ebenfalls wohl, die guten Herbsttage noch zu benutzen, denn im Winter ist es hier sehr kalt, da nicht alle Zimmer geheitzt werden. Das Haus ist wöchentlich drey Mahl offen, und da nehme ich gewöhnlich einen ganzen Vormittag dazu und besuche jedesmahl nur ein paar Zimmer, mit dem beschreibenden und räsonnirenden Verzeichnisse in der Hand, das Joseph der Zweyte durch Herrn von Mechel aus Basel machen ließ. Es ist aber nur zum Theil brauchbar, weil man die Ordnung verändert hat, in welcher die Gemählde aufgestellt waren. Aus dieser und andern Ursachen arbeitet man schon seit einiger Zeit an einer andern Beschreibung. Wer die ganze Sammlung in einem oder zwey Vormittagen durchläuft, wird einen sehr verworrenen Begriff davon mitnehmen,

und sich des Ganzen nur wie einer Aussicht in einem Nebel erinnern. Er wird nicht Zeit haben, auch nur von den wichtigsten Stücken ein Bild seinem Gedächtnisse einzudrücken, und an ruhigen Genuß des vielen Schönen, das sich wirklich hier findet, ist nicht zu gedenken.

Auch zu Schönbrunn bin ich wieder gewesen, dem vornehmsten Sommerschlosse des Kaisers, eine Meile von der Stadt. Ich fand Alles ungefähr, wie ich es vor vier Jahren gesehen hatte, und bewunderte aufs neue die herrliche Sammlung ausländischer Gewächse und besonders ihre Größe. Joseph der Zweyte ließ nicht den Saamen, sondern die Bäume und Gewächse selbst kommen. Das macht einen großen Unterschied in ihrem Wuchse, und ich mußte mir eingestehen, daß ich nie dergleichen anderswo in dieser Vollkommenheit gesehen habe.

Im Sommer macht man häufig Lustpartien hieher, und findet gute Bewirthung in einem Theile des Schlosses, das der Monarch einem Speisewirthe aus Wien gütig einräumt. Dieser aber gibt mit Ende des Sommers diese Wirthschaft auf. Indessen fanden wir eine anständige Mahlzeit in einem andern Gasthofe, der den ganzen Winter hindurch offen bleibt.

Wir ließen uns die Zimmer des Schlosses zeigen, und ich fand da noch immer die nähmliche Simplicität, die ich in allen Besitzungen zu sehen gewohnt bin, die der regierenden Familie vom Hause Oesterreich gehören. Indessen sieht man hier mehrere sehr gute, stattliche Zimmer, die aber freylich nicht den vorzüglichsten Sommersitz des Kaisers von Deutschland andeuten. Daß sich diese weitläuftigen Gebäude in einer tiefen, übel gewählten Lage befinden, haben schon viele andere vor mir angemerkt.

Unter den Thieren, die hier aufbewahrt werden, sahe ich dieses Mahl einen vorzüglich schönen Auerochsen. Ich habe nie etwas von der Pracht und Majestät gesehen. Er gehörte sonst in die Hetze, und ist das einzige wilde Thier, das nicht verbrannte. Er machte sich von seinen Banden los, sprengte die Thür und entkam. Ob schon von sehr wilder Natur, ließ er sich doch sogleich fangen. (Seitdem ist die Gesellschaft mit zwey Elephanten, einem Löwen, einigen Tigern, Leoparden und Hyänen vermehrt worden.)

Wien, den 22. Nov.

Das Wetter ist in den fünf Wochen, die ich hier zugebracht habe, größtentheils schön und mild gewesen. Indessen sind doch die Styrischen Gebirge, wovon man einen Theil von dem Stadtwalle sieht, schon seit drey Wochen mit einem neuen Schnee bedeckt, der nicht wieder geschmolzen ist. Vor ein paar Tagen schneyete es auch hier, und gestern fand ich alle die nahen Hügel, die unter dem Namen Gallitzin, Kobenzel und Kahlenberg bekannt sind, weiß. Doch ist die Sonne noch immer sehr mächtig, und ich habe in den ersten drey bis vier Wochen gefunden, daß Wien, selbst in dieser späten Jahreszeit, noch manchen herrlichen Naturgenuß gewährt.

Vor vier Jahren fand ich viele Unterhaltung im Prater, im Augarten und auf dem Theile des Walles, der gerade hinter der Kaiserlichen Burg liegt, und den man vorzugsweise den Wall, oder die Bastion nannte. Hier fand ich alle Abende viele hundert wohlgekleidete Menschen versammelt, die sich auf dem kleinen Platze durchkreuzten, an der Kühle des Abends sich labten, der Musik zuhörten, die in einem Zelte spielte, oder schwatzten und Erfrischungen zu sich nahmen, die bey einem in den Zelten angestellten Wir-

the zu haben waren. — Im Augarten, den Joseph der Zweyte dem Publicum frey gab, und wovon er das Hauptgebäude einem Speisewirthe einräumte, fand ich immer viel Gesellschaft, speiste auch gern da zu Mittage. — Was der Prater im Sommer ist — die glänzendste Menschenversammlung in Europa unter freyem Himmel (nebst der im Hyde-Park und im Garten von Kensington bey London) — ist bekannt genug. Diese drey Orte des öffentlichen Vergnügens misse ich ungern; aber sie sind nur für den Sommer. Der Platz auf dem Walle ist auch nicht mehr der nähmliche! Man dachte es recht gut zu machen, wenn man ihn mit Bäumen bepflanzte; allein man überlegte nicht, daß kein Mensch je dahin ging, um Schatten zu suchen, und daß sich die Gesellschaft immer erst nach Sonnenuntergange da einfand. Die Bäume dienen also zu nichts anderm, als den ohnehin kleinen Platz noch mehr zu verengen, und zu verursachen, daß die dicht an einander gedrängten Menschen theils wider die Stämme anlaufen, theils in ihren Bewegungen von ihnen gehindert werden. Freylich gewinnen dadurch, auf der andern Seite, diejenigen, die am Tage da spazieren gehen, denn sie finden wohlthätigen Schatten an einem Orte, wo vorher die Sonnenstrahlen, durch das Abprallen von den nahen Mauern unerträglich waren. (Seitdem ist auch auf dem Theile der Bastey, der hinter der Seilerstadt liegt, eine Allee angepflanzt worden. Endlich hat die Bastey eine beträchtliche Erweiterung nebst einem großen freyen Platze in der Nähe des Herzoglich Albertschen Pallastes erhalten.)

Dagegen finde ich andere große Veränderungen, durch die Wien sehr gewonnen hat, und wodurch es zugleich verschönert worden ist. Es ist auffallend, welche Menge neuer und großer Gebäude ich in der Stadt, so wohl als in den Vorstädten sehe, die vor vier Jah-

ren noch nicht standen. Wien dünkte mich immer eine schöne Stadt, so bald man bloß auf die Wirkung der Gebäude im Ganzen sieht, und nicht im einzeln nach den strengen Regeln der Baukunst und des guten Geschmackes sie untersucht; und nun ist sie es in einem noch höhern Maße. Auch bemerke ich an den mehresten neuern Gebäuden einen ziemlich guten Styl. (Seitdem hat die Anzahl der neuen und großen Gebäude, besonders seit dem Frieden, jährlich zugenommen. Auf dem hohen Markte allein sind 5 alte Häuser niedergerissen und durch neue und schönere ersetzt worden. Das Gräflich Palfyische, das Gräflich Brownsche, das Hönigsteinsche und mehrere andere Häuser sind seit kurzem neue Zierden von Wien. Der längst der Landstraße erbaute Canal, mit dem geräumigen Hafen, unweit des Stubenthors, wird sich, wenn er einmahl schiffbar ist, vortrefflich ausnehmen.)

Auf dem Stephansplatze habe ich merkliche Veränderungen gefunden, indem mehrere kleine Häuser abgebrochen und eine Menge Buden, die ihn entstellten und den Weg versperrten, weggeräumt worden sind. Indessen ist der Plan, den man befolgt, noch nicht völlig ausgeführt, und es stehen noch immer Häuser, die weggenommen werden sollten.

Unter den neuen Gebäuden fällt das Millersche, am rothen Thore, vorzüglich in die Augen, weil es dem Walle ganz nahe ist und von diesem auf einer langen Strecke gesehen wird. Es ist von sehr großem Umfange, und von nicht geringen Ansprüchen von Seiten seiner Architektur. Solche Gebäude werden immer beydes sehr gerühmt und getadelt. Beyde Theile haben gemeiniglich Recht. Der Kenner hält sich bey jedem Verstoße gegen die Strenge der Regeln auf; der Liebhaber ist mit der allgemeinen guten Wirkung des Ganzen zufrieden. Sicher ist es, daß dieses Gebäude

den Theil der Stadt sehr verschönert, während daß jedermann, zu gleicher Zeit, bedauern wird, daß es da in einer verdruckten Tiefe steht, und nur vom Walle gut gesehen werden kann.

Der hauptsächlichste Saal dieses Gebäudes enthält ein Kunstcabinet, das der hiesige Bildhauer Miller aufgestellt und bleibend gemacht hat. So lange Sie darin umherwandeln, lassen Sie Sich verführen und blenden — durch den großen und hohen Saal, durch die Verzierungen, durch den Reichthum einiger Artikel, und durch das mancherley Schöne, das Sie mehr zu sehen glauben, als wirklich sehen. Kommt man wieder heraus und wiederholt sich in Gedanken, was man eigentlich gesehen hat, so erstaunt man, daß man sich zu einem gewissen Grad von Wohlgefallen konnte hinreißen lassen. Von Originalen ist hier eigentlich nichts, als eine gewisse Zahl von Statuen, größtentheils in Wachs! Der Kaiser und die Kaiserinn, auf einem antiken Wagen, gezogen von vier Pferden und begleitet von den drey Hauptleuten der verschiedenen Leibwachen; Joseph der Zweyte mit Laudon; der König, die Königinn von Neapel, der Kronprinz und verschiedene andere Personen. Es versteht sich, daß Alles in Lebensgröße ist, mit natürlichen Farben und mit Kleidern von wirklichen Stoffen, alles sehr reich und gut gearbeitet. — Der Erzherzog Carl, in ritterlichem Harnisch auf einem Fußgestelle, an dessen Stufe eine weibliche Figur (vermuthlich Minerva, wirklich aber Lady Hamilton, Gemahlinn des Englischen Gesandten zu Neapel) steht, die ihm das Ordensband knüpft. Vorne sitzen zwey weibliche Figuren, ebenfalls Portraits, wovon die eine ein Buch hält, in welches die andere schreibt; also wohl die Geschichte und die Unsterblichkeit. Und was steht in diesem Buche? — „Große Männer!“ Unter dieser Rubrik lesen Sie

auf zwey Seiten — Alexander Maced. — Hannibal — Carolus M. — Otto I. und so ein halbes Dutzend mehr. Und der Nahme, womit die Geschichte dieses Verzeichniß vermehrt, ist — Carl, Erzherzog von Oesterreich. —

Außer den Wachs- und Kleiderfiguren finden sich hier Abgüsse in Gyps vom Laocoon, vom Apollo im Belvedere, dem Schleifer und einigen andern Meisterstücken Griechenlands, nebst einer Menge von Brustbildern nach der Antike. Dieß ist alles recht gut für diejenigen, die die Originale nicht gesehen haben; ja sie sind auch dem Liebhaber willkommen, der jene gesehen und wieder gesehen hat; aber dann sollten die Abgüsse scharf und gut seyn; das sind nun aber die allerwenigsten. — Die Venus mit dem schönen Hintern (Kallopygia) und die Mediceische sind auch hier, aber in Wachs, und mit natürlichen Farben, wirklichem Haare und einem leichten seidenen Gewande, das gerade so klein ist, daß es auf gewisse Theile mehr die Aufmerksamkeit reißt, als sie bedeckt. Geschmacklos ist das immer; aber ich kann nicht sagen, daß das Ganze eine üble Wirkung macht, und diejenigen, die an diesen Götterbildern blos ein Stück schönes Frauenfleisch sehen, müssen noch dadurch gewinnen. Auch werden diese ihre Herzensfreude an dem üppigen Haarwuchse haben, der sich selbst an den Theilen hervorsträubt, die das seidene Gewand bedecken soll. Aber daß der Künstler alle diese Haare pechschwarz wählte, ist wenigstens ein neuer und ungewöhnlicher Gedanke! — Wir lesen ohne Unterlaß von dem goldenen Haare der Alten! Zwar weiß ich wohl, daß die Griechen auch ein schwarzes Haar schön fanden; aber wir sind nun einmahl gewohnt, uns die Venus blond zu denken. Von einigen andern Antiken sind hier nicht Abgüsse, sondern verkleinerte Copien in Wachs, wie z. E. die Kämpfer aus der Tribuna zu

Florenz und der Hermaphrodit. — Die Gemählde, die sich hier finden, sind Copien, und nicht etwan Copien vom ersten Range. — (Seitdem hat der Eigenthümer seinen alten Familiennahmen als Graf von Dohna wieder angenommen; auch hat er die Sammlung merklich vermehrt und verbessert, so wohl als neue Einrichtungen getroffen. Neu hinzugekommen sind — die aus dem Grabe gen Himmel schwebende Gemahlinn des Palatinus — das Bad der schönen Circassierinn und — Lord Nelson mit seinem Mohren. Zur Bekleidung seiner Figur ließ dieser Admiral eine vollständige Uniform mit allen seinen Orden zurück!)

Diese Sammlung ist bis Abends um zehn Uhr offen, und in den letzten Stunden beleuchtet zu sehen, wofür man etwas mehr bezahlt.

Unter den Wachsbüsten ist auch die der Prinzessinn von Frankreich. Ich sahe dieses wirklich schöne Mädchen, kurz nach meiner Ankunft, im Opernhause. Das letzte Mahl hatte ich sie im J. 1788 gesehen. Als ich drey Jahre nachher mich wieder in Paris befand, war sie mit ihren Aeltern in den Thuillerien eingeschlossen. — Zu welchen mannigfaltigen, schmerzlichen Betrachtungen führte mich ihr Anblick!

Unter die sehenswürdigen Dinge, die ich das letzte Mahl noch nicht hier fand, gehört das Kaiserliche Naturaliencabinet, so wie es jetzt eingerichtet ist. Es befindet sich auf dem Josephsplatze, dem großen Redoutensaale gegen über, ist alle Woche an einem bestimmten Tage zu sehen, und steht einem jeden offen, der sich die Mühe nimmt, vorläufig ein Billet hohlen zu lassen, das unentgeldlich gegeben wird. Haben sich der Liebhaber schon zu viele melden lassen, (welches selten der Fall ist) so daß das Gedränge zu groß werden würde, so wird es für den Tag abgeschlagen; man

kann sich aber eins für die künftige Woche ausbitten. Ich habe so manche und wichtigere Sammlungen gesehen, aber noch keine in der Form, die man der gegenwärtigen erst seit ein paar Jahren gegeben hat; denn den größten Theil des Wesentlichen besaß man schon längst. Anstatt ein jedes Thier ohne Zusammenhang, ohne Hindeutung auf seine Natur in einem Zimmer aufzustellen, oder gar den nördlichen Bär mit dem südlichen Löwen zu verbrüdern, hat man jedes Thier in einer gewissen Handlung aufgestellt, und in irgend eine Art von Verbindung gebracht, die seinem Vaterlande und seiner Natur am angemessensten sind. So steht ein wildes Schwein auf einer kleinen Anhöhe, die die Natur nachahmt, und vertheidiget sich gegen Hunde, wovon der eine ihm hinten aufsitzt, der andere, der schon unter ihm liegt, es in den Schenkel beißt u. s. w. Der Tieger hat so eben ein nicht Europäisches Schaf niedergeworfen, und im Genicke gefaßt; der Geyer, an dem Fuße eines wilden Hügels, steht auf einem Hasen, von dessen Eingeweide er zehrt. Die kleinern Vögel sitzen auf Bäumen, auf denen ein Nest, in der Nähe, entweder ihre Eyer, oder ihre Jungen zeigt. Fischottern laufen über eine kleine Brücke, während daß andere noch den Fisch im Munde tragen, den sie unter der Brücke gefangen haben. Die Wände aller Zimmer sind so gemahlt, daß sie irgend eine Gegend der Natur vorstellen, die auf die Thiere, welche sich in der Nähe finden, Beziehung hat. In mehreren Sälen sieht man rings herum an den Wänden — nicht gemahlte, sondern plastisch abgebildete Landschaften, Berge, kleine Häuser, Brücken, Bäume ꝛc. In diesen Landschaften finden Sie die kleinern Thiere auf die vorher beschriebene Art. Solche Theile sind dann durch Glas vom übrigen Zimmer getrennt, so daß keiner der aufgestellten Gegenstände betastet, oder beschädiget werden kann. —

Die ausgestopften Thiere sind vortrefflich gearbeitet, besonders in Rücksicht auf ihre Stellungen, in denen die Natur sehr genau befolgt worden ist. — Eigentlich war es ein glücklicher Gedanke, die Thiere auf diese Art zu behandeln, wenn er nur immer mit Geschmack ausgeführt worden, und man nicht hin und wieder in das Spielende gefallen wäre. Die plastischen Künstler, die die Natur nachahmten, haben keinesweges ihr Ideal erreicht. Mich dünkt, gar vieles könnte, sollte besser seyn. Allein wenn man auch wirklich alles gethan hätte, was sich durch Kunst erreichen läßt, so müßte, bey einem solchen Unternehmen doch noch vieles mit unterlaufen, was einem Spielwerke ähnlich sieht. Dieser Fehler muß nicht zu scharf getadelt werden, wie es viele thun; denn er entsteht aus der Natur der Unternehmung selbst, und würde nie völlig zu vermeiden seyn, wenn man auch noch ganz andere Künstler angestellt hätte, als hier gebraucht worden sind. Das Ganze ist immer eine nützliche und unterhaltende Darstellung, und das Interesse, womit man jedes besondere Thier sieht, wird allerdings dadurch vermehrt. — Den meisten Tadel verdient es wohl darum, daß alle wissenschaftliche Ordnung, die man doch in einem Naturaliencabinette zu erwarten berechtiget ist, dabey wegfällt. Es heißt, man habe zunächst dem jungen Erzherzoge das Studium der Naturgeschichte angenehm machen und erleichtern wollen.

Außer dem, was eigentlich zur Naturaliensammlung gehört, finden sich hier auch physische Instrumente, ein sehr großes Elektrophor, eine Harmonica, ein schönes Pianoforte und andere Gegenstände der Kunst. Auch eine Bibliothek der Naturgeschichte. —

Die wenigen Fische, die hier lebendig aufbewahrt werden, befinden sich in großen gläsernen Gefäßen, in

deren Mitte ein kleiner Wasserstrahl senkrecht aufsteigt und so niederfällt, daß die Vase das Wasser faßt, ohne daß irgend ein Theil des Zimmers benetzt wird. Solche kleine, springende Wasser haben auch die lebendigen Vögel, sowohl als die Bäume, auf denen sie sitzen.

Siebenter Brief.

Porcellanfabrik — Jahrmarkt — Oesterreichische Kunsterzeugnisse — Fabriken — das Universitätsgebäude — großer Saal — physischer Hörsaal — anatomischer Hörsaal — Sternwarte — Universitätsbibliothek — Naturaliensammlung — Theresianum — Capucinerkloster — Schule der Wundärzte — Stiftung für Taubstumme.

Wien, den 14 Nov. 1798.

Ich bin zeither noch immer täglich umhergegangen, um die Orte zu besuchen, die man im vollen Winter mit wenigerm Vergnügen, oder mit Beschwerde sieht. So war ich kürzlich wieder in der Porcellanfabrike, oder, um richtiger zu reden, in der Niederlage. Der Vorrath, den ich fand, war viel unbeträchtlicher, als was ich ehemahls hier sahe. Man sagt mir, die mehreste Arbeit, die jetzt gemacht werde, sey Bestellung. Wirklich rührt dieser Mangel des Vorrathes von dem starken Absatze her. (Die Fabrik hat seitdem eine Filialschule für die gröbere Arbeit nach Engelhardszell verlegt.) Eine Menge Familien haben ihr Tafelsilber einschmelzen lassen, und auch dadurch muß der Absatz des Porcellans vermehrt worden seyn. So viel ist gewiß, daß der Vorrath von großen, wichtigen und prächtigen Aufsätzen jetzt äußerst geringe ist, und daß man, um von den Arbeiten der Fabrik einen Begriff zu bekommen, sich bloß an die Probestücke halten muß, die auf Tafeln ausgestellt sind, und nach denen ein jeder seine Bestellungen

machen kann. — Im Ganzen, dünkt mich, hat diese Fabrik an Geschmacke und Schönheit seit einigen Jahren gewonnen. Ob sie auch ihre Farben besser aufzutragen versteht, als sonst, muß die Zeit lehren. Ueberall, wo ich Wiener Porcellan in den Häusern sehe, bemerke ich, daß die Farben sich bis auf einen gewissen Grad verwischen, und daß das Grün weniger dauert, als die übrigen. — Eine neue Erfindung bemerkte ich, und, wie ich nachher erfuhr, ist sie ein Geheimniß, das nur diese Fabrik besitzt: man trägt Gold so auf, daß es ganz die Wirkung einer feinen Bronze hat. Denken Sie Sich z. E. eine goldene Guirlande, wie man sie zu Meißen und in andern Fabriken macht. Man sieht augenblicklich, daß sie blos gemahlt ist; und dabey fehlt es an aller der Feinheit und Schärfe, und besonders an der Basrelief-Erhöhung, die sich nur der wirklichen Bronze geben läßt. Hier hingegen finden Sie in dem aufgetragenen Golde wirklich die Erhöhung, die Sie nicht nur mit dem Auge sehen, sondern mit dem Finger fühlen können, und dabey ist jede kleine Verzierung, jedes Blatt, jede Faser so fein und so scharf, daß sie von hartem Metalle und mit dem feinsten Meisel ausgearbeitet zu seyn scheint. Dieß ist allerdings etwas Neues in der Geschichte des Porcellans, und gibt ihm eine große Schönheit und Vollendung. Ob aber diese feine und erhöhte Arbeit dauern, und nicht vielmehr eben darum, weil sie erhöht ist, um so geschwinder vergehen wird, läßt sich jetzt noch nicht entscheiden *). — Die Arbeiten in Bis-

*) Ich habe seitdem Arbeit aus der Meißner Fabrike gesehen, worauf ich die nähmliche Behandlung des Goldes in Basrelief gefunden habe. Zwar war das Basrelief weder so scharf, noch so erhaben, als ich es zu Wien sahe; aber dieser Umstand beweist doch, daß diese Kunst kein ausschließliches Geheimniß mehr ist. (Uebrigens ist mir seitdem von Wien aus versichert worden, daß man

cuit kommen den Meißnern nicht gleich; in gewissen andern Artikeln aber arbeitet man zu Wien besser und mit mehr Geschmack.

Was den Absatz der hiesigen Porcellanfabrik außerordentlich befördern muß, ist die fast gänzliche Abwesenheit der Englischen Producte von Wedgwood und den übrigen Staffordshire Fabrikaten in Steingut. Gewisse Dinge vermißt man oft lange nicht, eben darum, weil man sie nicht sieht. Ein Umstand, ein Ungefähr muß uns erst darauf aufmerksam machen. Vor einigen Tagen wünschte ich einen Wedgwood-Theetopf zu kaufen. Der Lohnbediente wußte nicht, was das war. — „Eine von jenen schwarzen Theekannen, die man in der einen Hälfte von Europa fast in allen Häusern findet!" — Der Mensch hatte nie davon gehört, und wußte nicht, wo sie zu finden waren. — Eben so wenig sieht man Teller von Englischem Steingute! Die, welche mir hin und wieder in den Wirthshäusern der Provinz vorkamen, waren gewöhnlich Landesfabrik, schwer, sehr zerbrechlich und theurer, als man in Norddeutschland das Englische verkauft. In bessern Häusern gebraucht man Porcellan. So sehe ich z. E. in den zwey Speisehäusern, die ich hier besuche, nichts anderes. Wenn man bloß zwischen etwas Gutem und etwas sehr Schlechtem die Wahl hat, so kauft man mehrentheils das Gute, so bald man den Preis bezahlen kann. (Seitdem ist mir von Wien aus geschrieben worden, daß die Wedgwood Fabrikate in mehreren Gewölben dort zu finden sind; aber ein kleines Theeservice, das in Leipzig mit 6 Thalern bezahlt wird, koste in Wien 18 bis 20 Gulden.)

diese Kunst dort schon seit zwanzig Jahren auf Tassen ausgeübt habe.

Seit mehr als acht Tagen ist hier Jahrmarkt. Ich gehe täglich durch eine Menge Gassen, besehe die Gewölber und durchwandere die verschiedenen Reihen von Buden, womit der Hauptmarkt bedeckt ist. Diese Besichtigung hat mich zu allen Zeiten und überall, wo ich gewesen bin, belustiget, und hin und wieder habe ich einen neuen Begriff dadurch bekommen. Aber meinen Theetopf habe ich nirgends gefunden, auch sonst nichts von allen den mannigfaltigen und artigen Artikeln, die Wedgwood und seine Nachahmer in die halbe Welt gebracht haben, und wovon man in manchen Städten anderer Länder viele und große Läden voll sieht. Der Schluß von diesen und andern Erfahrungen der Art ist: Oesterreich hat es durch seine Verbothe ausländischer Waaren so weit gebracht, daß man sich hier einer Menge Landeserzeugnisse bedient, die man in andern Ländern aus der Fremde zieht. Zwar hat man hier nichts, das z. E. die Wedgwoodschen Artikel nachahmte; aber wer sie nicht findet, sieht sich genöthiget, Porcellan dafür zu kaufen, oder mit den schlechtern Landesartikeln vorlieb zu nehmen. Die mehresten Waaren, die ich hier in den Gewölbern, Buden und Privathäusern sehe, sind inländische; doch hat dieses seine Ausnahmen, wovon ich in der Folge reden will.

Eine Menge Artikel macht man hier zu Lande recht gut; aber sie sind theurer, als die nähmlichen Artikel zu Leipzig, Braunschweig, Hamburg ꝛc. sind, wo man sie aus England zieht: und am Ende haben sie doch nicht die Vollendung und Dauer der Englischen. Letzthin suchte ich ein feines blaues Tuch. Man zeigte mir eine sehr schöne Art, die in Mähren gemacht wird, und forderte zwölf Gulden für die Wiener Elle, wovon man zwey und zwey Drittel zu einem Rocke braucht, zu welchem also das Tuch zwey und dreißig Gulden kosten würde. Ich both eilf Gulden und der Mann

ließ mich gehen. Tücher von andern Farben sind wohlfeiler; aber die besseren Gattungen kosten auch die Elle neun bis zehn Gulden und drüber. — Zu Genua hatte man sonst ein Sammetkleid, Rock und Beinkleider, gemacht und mit Atlas gefüttert, für siebenzig Gulden; hier mußte einer meiner Bekannten für den bloßen Sammet, der bey weitem nicht so gut ist, als der Genuesische, neunzig Gulden bezahlen. — Solcher Vergleichungen könnte ich Ihnen in Menge liefern; aber die Sache ist bekannt, und bedarf keiner weitern Erläuterung. —

Auch glaube ich keinesweges, daß die Oesterreichische Monarchie durch diese Waarenverbothe gewinnt. Die Nation muß eine Menge Artikel theurer bezahlen, als man sie aus dem Auslande ziehen könnte, und die Fabrikanten und gewisse Kaufleute werden dadurch zu Monopolisten. — „Aber, sagt man, dafür bleibt auch das Geld im Lande.“ — Freylich bleibt es im Lande; es wird aber auch auf der andern Seite keins hereingebracht. — Wer Alles machen will, macht Alles nur mittelmäßig. Betrieben die Oesterreichischen Staatengewisse Fabriken, die ihrem Lande am angemessensten wären, so würde man ausführen, und bald in den Stand gesetzt seyn, auch ausländische Artikel zu bezahlen. Ueberdieß befördert der Kauf ausländischer Güter allemahl den Absatz der einheimischen Erzeugnisse. Jetzt führt Oesterreich sehr wenig eigene Fabrikate aus, und von Naturerzeugnissen noch lange nicht so viel, als es entbehren könnte. Auch will es mit den Fabriken im Großen in diesen sämmtlichen Staaten keinesweges fort. Der Fabrikant weiß, auf der einen Seite, daß er sich in den mehresten Artikeln an keine ausländische Concurrenz wagen darf, und daß ihm, auf der andern, ein gewisser Absatz allemahl gesichert ist, weil seine Landsleute seine Waaren nehmen müssen. Und so geht er

seinen alten Gang fort, denkt wenig an Verbesserung und Unternehmung im Großen, und liefert seinen Landsleuten eine verhältnißmäßig zu theure Waare, ohne selbst dabey eben reich zu werden.

So viel von den Waaren, die in den Oesterreichischen Staaten noch ziemlich gut gemacht werden! Aber es gibt andere, in denen sie noch auffallend zurück sind. So verstehen sie sich z. E. noch sehr schlecht auf die mannigfaltigen baumwollenen Artikel, für welche die Stadt Manchester vorzüglich berühmt ist. Man versichert mich, daß die mehresten gedruckten Kattune aller Art, die Piqués, Dimmities, Fustians, Calicos, Musselinets, und wie sie alle heißen, die mannigfaltigen Stoffe, die zuerst aus Manchester kamen, und die man in mehreren Theilen Deutschlands erträglich nachahmt, — in den Oesterreichischen Staaten sehr schlecht verfertiget werden, und daß von allen diesen Artikeln, die ich in den Gewölbern und Läden von Wien ausgestellt sehe, der größte Theil durch Schleichhandel in das Land kommt. Der ganze Unterschied ist, daß der Fabrikant häufig selbst den Schleichhändler macht, und daß er eine Menge Waaren, die aus seiner Fabrik zu kommen scheinen, wirklich aus dem Auslande zieht. Und dadurch wird er abermahls zum Monopolisten und verkauft dem Publicum um einen hohen Preis ausländische Güter, die dieses weit wohlfeiler haben könnte, wenn die Einfuhr derselben allgemein erlaubt wäre. — Was ich über diesen Punct sage, ist nicht auf geradewohl hingeschrieben! Ich habe es längst durch Kaufleute anderer Länder gewußt, und habe zu Wien von Personen, denen die Sache wohl bekannt war, die volle Bestätigung davon erhalten.

In Gold, Silber, Bronze, großen Uhren, Spiegeln, Papier- und seidenen Tapeten, in Holzarbeiten, Schnitzwerk, Vergoldung und Meublen aller Art arbeitet man hier sehr gut und mit Geschmacke. Ich habe Sil-

berarbeiten gesehen, die die Römischen übertreffen. Fast alle Meublen und Verzierungen der zwey und zwanzig Zimmer in dem schönen und kostbaren Lichtensteinischen Pallaste sind im Lande verfertiget. Wenn etwas daran zu tadeln ist, so ist es eine gewisse Schwerfälligkeit, die ich in den Häusern dieser Art in Frankreich nicht gefunden habe.

Ich fahre fort in meinen Bemerkungen über Gegenstände, die ich noch vor dem vollen Einbruche des Winters besucht habe.

Das Gebäude, welches man hier gewöhnlich die Universität nennt, ist eins der ansehnlichsten in Wien, und wurde unter Franz I. errichtet. Es steht in zwey Gassen und würde der Stadt zur Zierde dienen, wenn es sich in einem Theile derselben befände, wo es mehr gesehen werden könnte. Hier sind die Sternwarte, verschiedene Hörsäle und ein großer Saal, der zu öffentlichen Verhandlungen gebraucht wird. Dieser letztere ist von sehr großem Umfange, läuft durch zwey Stockwerke und ist mit einer gemahlten Decke und einigen Statuen verziert. So wenig auch die Schönheit der Statuen, oder der Geschmack, in welchem der ganze Saal verziert ist, zu empfehlen sind, so freuet man sich doch, irgend ein anständiges Zimmer, oder Gebäude zu sehen, das den Deutschen Musen zu einem Versammlungsplatze dient; denn diese sind gewöhnlich so schlecht, besonders auf unsern Protestantischen Universitäten, daß Deutschland, in dieser Rücksicht, vielleicht allen andern Ländern von Europa nachsteht.

Der physische Hörsaal, der jetzt unter Prof. Jaquin, dem Jüngern, steht, ist zugleich ein Laboratorium, mit Instrumenten und allem versehen, was zu chymischen Vorlesungen erfordert wird. Man sagte mir, dieser Hörsaal solle nächstens in ein oberes Zimmer verlegt werden, wo auch schon mehrere neue, und zum

Theil wichtige Instrumente stehen. (Aber im Jahre 1803 war er noch nicht verlegt.) Jetzt stößt an diesen Hörsaal ein Zimmer, in welchem eine große Menge von Instrumenten zu physischen und mathemathischen Vorlesungen ziemlich unordentlich unter einander stehen. Sie sind nicht eben von viel Bedeutung und werden wenig gebraucht. Hier werden auch Modelle zu Maschinen ꝛc. aufbewahrt.

Der anatomische Hörsaal ist inwendig wie ein Amphitheater eingerichtet, indem das Subject und der Lehrer sich auf der Area, oder dem ebenen Boden befinden, um welchen sich die Sitze der Zuhörer in einem Zirkel erheben. Nicht weit von diesem Hörsaale ist ein großes Zimmer, das mit Präparaten aller Art reichlich versehen ist.

Die Sternwarte nimmt den obersten Theil dieses großen Universitätsgebäudes ein, entspricht aber ganz und gar nicht den übrigen. Sie ist so schlecht angelegt, daß sie wie eine Art von kümmerlicher Zulage auf das große Gebäude, welches sie schändet, gesetzt zu seyn scheint. Außer ihrer armseligen Einrichtung aber ist ihr größter Fehler, daß sie hier in einem sehr niedrigen Theile der Stadt sich befindet, und nicht mehr Höhe hat, als manche Privathäuser. Die Thermometerbeobachtungen also, die hier regelmäßig gemacht, und in der Wiener Zeitung alle Mitwoche gedruckt werden, geben nicht den wahren Zustand der Atmosphäre, sondern den Zustand des durch die nahen Häuser und in der Mitte einer großen Stadt verdickten Dunstkreises. Vergleicht man diese Betrachtungen mit denen, die zu gleicher Zeit zu Belvedere gemacht werden, so ist der Unterschied auffallend. (Im strengen Winter v. J. 1799 habe ich ein paar Mahl gefunden, daß der Unterschied der Kälte zwischen Belvedere und der Sternwarte an die zwey Grade betrug.) Indessen hat man doch auf der letztern einen ziemlich freyen Horizont

zu astronomischen Beobachtungen. Auch findet man hier — was alle Sternwarten haben sollten, — eine Oeffnung von oben herab durch das ganze Gebäude in den Keller. — Eine Camera obscura, deren Spiegel beweglich ist und auf einem Kasten steht, der rings herum gedreht werden kann, gibt die Uebersicht von beynahe ganz Wien und einem Theile der umliegenden Gegend. — Instrumente hat man in Menge hier; aber sie sind größtentheils alt, und viele sind für die Zwecke der heutigen Sternkunde unbrauchbar. — Von den bekannten und schönen Instrumenten der neuern Zeit, besonders von Englischen Künstlern, findet sich fast gar nichts. — Der hiesige Mauerquadrant soll neun und ein halb Schuh im Durchschnitte haben, ist aber auf eine sonderbare Art durch lange eiserne Stangen befestiget, weil das Gebäude die Mauer nicht tragen kann, an der er eigentlich stehen sollte.

Die zur Universität gehörige Bibliothek soll auch nicht unansehnlich seyn; aber sie wird wenig besucht, weil die Kaiserliche, die täglich für jedermann offen steht, nicht nur viel vollständiger und zahlreicher, sondern auch weit bequemer zum Gebrauche eingerichtet ist.

Die beträchtliche und zum Theil schöne Naturaliensammlung befindet sich nicht in dem großen Universitätsgebäude, sondern in einem andern nicht weit davon entlegenen, das sonst den Jesuiten gehörte. Sie ist gut aufgestellt, und in einem großen Raume, wodurch dergleichen Sammlungen sehr gewinnen. Außer mehreren ausgestopften Thieren von der größern Art befindet sich hier der Elephant, der zu Schönbrunn starb, und nahe dabey steht sein Gerippe besonders, welches, senkrecht von der höchsten Höhe des Rückens herabgerechnet, acht Schuh hoch ist. — Herr Prof. Jordan hat die Aufsicht über diese Sammlung, und ist einer von den

Gelehrten, in dem ich immer einen bescheidenen, liebenswürdigen Mann gefunden habe.

Nehmen Sie Alles zusammen, was ich Ihnen über die Universitätsgebäude und das, was sich darin vorfindet, gesagt habe, und Sie werden einsehen, daß die Regierung hier mehr gethan hat, als auf irgend einem andern Musensitze in Deutschland. Es ist sehr leicht, bey Beurtheilung öffentlicher Stiftungen, von einem Ideale der Vollkommenheit auszugehen, und nach diesem überall etwas zu tadeln. Ich behaupte aber, daß das nicht der Gesichtspunct ist, aus welchem man menschliche Dinge betrachten muß, weil es sich von selbst versteht, daß alles Menschliche seine Mängel haben muß, und daß diese Mängel bey großen Werken und Stiftungen ganz besonders statt finden, weil da immer so viele Umstände und Personen zusammen treffen, die der Vollkommenheit entgegen arbeiten. Wenn ich also an irgend einem Orte sehe, daß in diesem oder jenem Fache mehr, als an andern Orten, gethan worden ist, so finde ich ein größeres Vergnügen darin, das Gute zu preisen, als bloß das noch Mangelnde und Fehlerhafte aufzusuchen, welches übrigens angezeigt werden kann, ohne daß sich irgend jemand dadurch beleidiget fühlen sollte.

Im Jahre 1796 machte die hiesige Universität zwey und dreyßig Doctoren der Arzneykunde, sechs und zwanzig der Rechtsgelehrsamkeit, fünf der Philosophie, und — der Theologie keinen.

Das Theresianum ist ein Erziehungsinstitut, wie ich an Pracht und Umfange keines anderswo gesehen habe. Ursprünglich war es ein Sommerpallast und Garten Carls VI. der auch da gestorben ist. Seine Tochter verwandelte es in eine Erziehungsanstalt für Adelige; Joseph der Zweyte hob es auf, und der gegenwärtige Kaiser stellte es vor ein paar Jahren wieder her. Verschiedene Reisende haben schon längst vor mir die Natur

und den ganzen Zweck einer solchen Anstalt getadelt, und das Theresianum als eine eigentliche Pflanzschule für künftige Aristokraten betrachtet. Mehrere hellsehende Männer von meiner Bekanntschaft, und die dabey patriotische Wiener sind, sehen es gerade in demselben Lichte. Hier wird der adelige Knabe, gleich von Kindheit auf, von der übrigen Welt abgesondert, um eine Erziehung zu bekommen, die ihm bey jedem Schritte sagt, daß er ein Wesen höherer Art ist. Man erstaunt, wenn man das Innere dieser Anstalt sieht, — die große und schöne Wohnung des Abts, oder Prälaten, welcher der Aufseher des Ganzen ist; die prächtigen und ungeheuern Säle mit ihren Wandleuchtern, in denen diese adelige Jugend speist, Billard spielt, sich unterhält, Gesellschaft empfängt und auch gelegentlich Bälle gibt! wenn man durch den Stall geht, in welchem sechs und vierzig Pferde stehen, und wo für noch mehrere Platz ist; wenn man sich die sehr große Reitschule zeigen läßt, den weitläuftigen Garten, die wichtige Bücherssammlung und die großen, wohlverzierten Hörsäle! —

Sechs Schüsseln bekommen die jungen Herren täglich zu ihrer Mittagsmahlzeit! Wie mancher mag sich darunter befinden, der in seinem künftigen Leben genöthiget seyn wird, mit weit weniger vorlieb zu nehmen, und der hier den Grund zur nachfolgenden Unzufriedenheit mit seinen Umständen auf seine übrigen Tage legt! wie mancher künftige Officier, der hier eine schlechte Vorbereitung zu dem Mangel und den Beschwerden macht, die von diesem Stande so oft unzertrennlich sind!

Eigentlich ist doch diese Stiftung für arme Knaben, die hier ihre Tafel, Wohnung, Unterricht, Feuer und Licht unentgeldlich finden sollen. Wie hoch sich das jährlich belaufe, können Sie daraus sehen, daß die, welche für ihr Geld hier leben, für obige Artikel jährlich 400 Gulden bezahlen. Dabey sind weder Kleidung noch so

manche andere Dinge, für welche die Stiftung nicht sorgt, und die man jährlich zu 200 Gulden anschlägt. Wer also ganz auf eigene Kosten hier lebt, muß seinen jährlichen Aufwand auf 600 Gulden rechnen; diejenigen aber, die unentgeldlich aufgenommen werden, auf 200.

Man sage mir nicht, daß dieses Institut nicht nur für Arme gestiftet wurde, sondern daß man auch eine anständige, öffentliche Erziehungsanstalt für Reiche dabey bezweckte. Auch der reichere Knabe gewinnt, wenn er mit einer gewissen Simplicität erzogen wird, und man gewöhnt sich leicht von dem Schlechten an das Bessere, während daß es im umgekehrten Falle sehr schwer ist, und der Mensch oft unglücklich dadurch wird, oder, was noch schlimmer ist, nicht innerhalb seines kleinen Einkommens leben kann. Auch sind 200 Gulden jährlich, für eine arme Familie, die viele Kinder hat, noch immer eine beträchtliche Summe, und es wäre besser, solche Knaben wohlfeiler zu erziehen und weniger von ihnen zu nehmen.

Die Zahl der sämmtlichen Zöglinge ist in diesem Augenblicke (ich schreibe das im April 1799) 192. Das ganze Personale der Stiftung aber beläuft sich auf 400 Personen. Also 208 Männer, um 192 Kinder zu erziehen, zu lehren, zu bedienen ꝛc. Man nimmt die Knaben schon im siebenten, allenfalls auch im sechsten Jahre auf, und behält sie bis zur Vollendung ihrer Studien, d. h. gewöhnlich bis ins achtzehnte, auch wohl neunzehnte Jahr, je nachdem ihre Fähigkeiten und Fortschritte sind.

Das Theresianum ist kein militärisches Institut, denn man kann hier Alles lernen: und jeder Edelmann kann für seine Bestimmung, sie sey, welche sie wolle, hier erzogen werden. — Jeder hat sein eigenes Zimmer; doch sind diese von zweyerley Art. Die größern Knaben oder Jünglinge wohnen in solchen, deren jedes von allen übrigen abgesondert ist und seinen eigenen Ofen hat. Die Kleinern hingegen fand ich in Zimmern, die alle in einen großen,

gemeinschaftlichen Saal gehen, welcher zwey Oefen hat und worin sich beständig, Tag und Nacht, ein Aufseher befindet. — Ueberhaupt werden diese Knaben nie sich selbst überlassen, müssen zu allen Stunden und in allen Augenblicken wie junge Herren sich betragen, und genießen niemahls das der Kindheit so süße Vergnügen, ohne Aufsicht, ganz ihren Launen überlassen, kleinliche Kindereyen, oder, wenn Sie wollen, schuldlose Bengeleyen zu treiben. — In allen Coridors sah ich Bediente, und alles schien mir auf das genaueste bewacht zu seyn. Freylich verhüthet man dadurch die mancherley Ausschweifungen, die einige Knaben in den Englischen Schulen begehen; aber dafür erhalten diese eine Selbstständigkeit und jene Festigkeit des Charakters, durch die das Englische Volk sich auszeichnet, und die man bey den hier Erzogenen ewig vermissen wird. Und dabey habe ich noch nicht einmahl das Versteckte, Listige, Kleinliche und Unmännliche in Anschlag gebracht, das eine so bewachte Erziehung gewöhnlich dem Charakter gibt und geben muß.

Die Kranken werden in einem eigenen dazu bestimmten Zimmer gehalten, wo ich tadeln muß, daß so viele beysammen sind. Auch die Zahl der Kranken fiel mir auf, da ich sie gegen die von 192 hielt. Zu Eton in England zählte man einst über 500 Knaben, und wußte selten von mehr als zehn Kranken auf einmahl, und selbst diese Zahl war höchst ungewöhnlich.

Joseph II. hatte gewiß seine guten und weisen Ursachen, als er diese Stiftung aufhob! Sparsamkeit allein war es nicht; denn er machte großen Aufwand für andere Anstalten, die er vermuthlich für wichtiger und zweckmäßiger hielt.

Endlich muß ich die Geduld, Gefälligkeit und Höflichkeit des Unterdirectors rühmen, der zwey Stunden lang uns herum führte, alles zeigte und immer mit Geflissenheit auf die mannigfaltigen Fragen antwortete, die

ich an ihn that. — Der Oberaufseher ist jetzt Herr Hofstätter.

Ich war letzhin in dem hiesigen Capucinerklo= ster, das die Kaiserliche Begräbnißstätte einschließt Ich würde dieß vielleicht nicht erwähnen, da diese Todtenwoh= nung oft genug beschrieben worden ist, und dabey nur we= nig Merkwürdiges enthält. Aber eine Unterredung muß ich nicht übergehen, die ich mit dem ehrlichen Vater hatte, der uns herum führte. Ich fragte ihn, was ihre Zahl jetzt wäre? — „Zwanzig und etliche, und sonst waren wir über achzig!“ — Freylich wohl, sagte ich; aber Jo= seph II. hat sie eingeschränkt. — „O, er schränkte uns auf nicht weniger, als dreyßig ein, und überdieß hat der gegenwärtige Kaiser diese Einschränkung aufgehoben. Wir haben jetzt die Erlaubniß wieder, so viele anzu= nehmen, als wir können und wollen.“ — Nun, und doch sind Sie nicht viel über zwanzig? — „Ja, es kommt niemand! Die Leute haben keine Lust mehr Capuciner zu werden.“ — Dieß ist, in wenig Wor= ten, die Geschichte der mehresten Mönchsorden in den Oesterreichischen Staaten! Außerdem, daß Josephs II. eine Menge Klöster ganz aufhob, haben die mehre= sten noch bestehenden nur sehr selten ihre bestimmte Zahl. — „Die Leute wollen nicht mehr Capuciner werden,“ sagte der ehrliche Vater. — „Die Leute wollen auch in viele andere Mönchsorden nicht mehr treten,“ setzt die allgemeine Stimme hinzu. Aber was noch mehr ist: die Leute wollen auch nicht mehr Geistliche werden! Zu Prag erfuhr ich, daß es in ganz Böhmen so sehr an Weltgeistlichen fehlt, daß man oft Mühe hat, die gehörige Zahl zu finden, um die Pfarreyen zu besetzen. Hier in Wien erfahre ich, daß das eigentliche Oesterreich gerade in dem nähmli= chen Falle ist. Viele Pfarreyen sind schon mit den Mönchen verschiedener Klöster besetzt. Der Zwang der

Ehelosigkeit und andere Umstände schrecken die Jünglinge von dem geistlichen Stande ab, zu welchem sie jetzt weit weniger als sonst von ihren Aeltern gezwungen, oder beredet werden, weil auch die letztern finden, daß dieser Stand weder die Vortheile, noch das Ansehen mehr gewährt, die sonst sein Eigenthum waren. — Zu Wien sind die Geistlichen aus der Mode! In den Gesellschaften treffe ich nie welche, die reichen und hohen Prälaten ausgenommen, und dann die jüngern Söhne aus großen Häusern, die, in Erwartung reicher Pfründen, sich unterdessen Abbés nennen lassen. Was aber die Mönche betrifft, so sieht man in Wien fast gar keine mehr. (Nie ist mir, im Verlaufe von mehr als sechs Monathen, ein einziger in Gesellschaft vorgekommen, und selbst auf den Gassen, öffentlichen Plätzen und Vorstädten habe ich, in dieser ganzen Zeit, gewiß nicht zehn gesehen.) — (Seitdem hat die Regierung Mancherley gethan, um dem geistlichen Stande wieder aufzuhelfen. Einige Nachrichten davon findet man in der „Allgemeinen Zeitung N. 196, des Jahres 1802.")

Auch die Schule der Wundärzte habe ich wieder besucht, und wiederhohle, was ich vor vier Jahren sagte, daß es mir noch immer die größte und trefflichste Stiftung dieser Art ist, die ich in Europa kenne, so wie das Gebäude, das ihr gehört, unter die schönern und ansehnlichern von Wien zu zählen ist. Eine Veränderung bemerkte ich! Die mannigfaltigen chirurgischen Instrumente, die sonst in Glas = Schränken aufgestellt waren, stehen jetzt zwar noch immer in diesen Schränken, aber in rothen Capseln aufbewahrt, wodurch sie freylich kein Schauspiel für die Neugierigen mehr sind, aber besser erhalten werden.

Die Stiftung für Taubstumme wird noch immer mit Sorgfalt aufrecht erhalten. Ich sahe einst

die Pariser, als der Abbé de l'Epée noch lebte, und ich weiß nicht, ob man hier im Ganzen nicht eben so weit, und in gewissen Puncten noch weiter gekommen ist. Und warum nicht? Der gegenwärtige Aufseher der hiesigen hat einst unter dem Stifter der Pariser lange studiert, und konnte also alle die Vortheile lernen, die jenem sein erfinderischer Geist und eine lange Erfahrung an die Hand gaben. Und warum sollte einer, so ausgerüstet, nicht leicht auf neue Gedanken, neue Vortheile und, fast möchte ich sagen — Handgriffe kommen? —

Man beschäftiget sich hier mehr mit dem Sprechen, als zu Paris geschahe! Ich gestehe, daß ich den großen Vortheil nicht davon absehen kann. Ein Taubgeborner kann mit einem Taubgebornen nie sprechen, und mit einem andern, der nicht taub ist, eben so wenig; denn was hilft es ihm, daß er mit Mühe Worte herausarbeitet, die der Taube nicht hört, oder auf die die Antwort des Nichttauben fruchtlos ist, so lange dieser nicht gelernt hat, dem Taubgebornen durch Zeichen zu antworten, die der Letztere versteht. Verstehen sie aber beyde die Zeichensprache, so wird es keinem einfallen, durch articulirte Worte mit einander zu reden, weil die Mundsprache des Taubgebornen mühsam, die Zeichensprache hingegen leicht ist, so bald er sie einmahl ganz inne hat. — Dabey hat die Mundsprache der ganz Tauben, die sich also nie selbst hören, etwas Entsetzliches für das Ohr. Zwar muß ich sagen, daß die Wiener Zöglinge besser reden, als die, welche ich in Paris hörte; aber auch der beste und geschickteste ist mir noch immer nicht durchaus verständlich, und erregt in mir ein höchst unangenehmes Gefühl. Da er in seinem Leben nie ein Wort gehört hat, so hat er auch nie eins nachbilden können. Ton ist für ihn gerade das, was Farbe dem Blinden ist: er hat keinen Be-

griff davon. Folglich denkt er, so oft er ein Wort ausspricht, nicht an Töne, sondern an die Bewegung seiner Zunge und Lippen, oder an eine gewisse Erschütterung, Zusammenziehung, oder Ausdehnung seiner Kehle. Keiner dieser Taubstummen hat in seiner Sprache das Geringste von dem, was man Modulation nennt, und das letzte Wort einer Periode prallt eben so ab, wie das erste. Er lernt, bey Commaten, Colons und Puncten mehr oder weniger inne halten, nicht aber durch die Biegung seines Tones sie anzuzeigen, seine Stimme zu erheben, oder fallen zu lassen. — Für diejenigen, die nicht ganz taub sind, ist es beydes leichter und nützlicher, reden zu lernen; auch gewöhnen sich diese bald, sich mit andern Leuten zu unterhalten, indem sie ihnen die mehresten Worte an der Bewegung des Mundes absehen. Und in diesem Falle kann denn einer dadurch, daß er reden gelernt hat, allerdings in der allgemeinen Gesellschaft brauchbar werden. — Endlich behauptet man hier, daß das Reden der Gesundheit und besonders der Brust sehr zuträglich, und also den Taubstummen schon darum sehr nützlich sey. (Seitdem hat man mich versichert, daß die mehresten doch so viel reden lernen, als nöthig ist, in den Fabriken und Werkstätten, in welchen sie in der Folge gebraucht werden, sich verständlich zu machen.)

Alle Taubstummen hören durch Gefühl, d. h. durch Vibration, worauf wir andern so wenig achten! Der Lehrer mag seine Stimme erheben und schreyen, wie er will, nur einige wenige, die nicht ganz taub sind, hören ihn; so bald er aber mit dem Fuße auf den Boden stampft, so erfolgt eine allgemeine Aufmerksamkeit und aller Augen sind auf ihn gerichtet: ein klarer Beweis, daß sie die Erschütterung fühlen, die ihr Ohr nicht hört.

Die Zöglinge lernen hier schreiben, rechnen, zeichnen ꝛc. und eine gewisse Zahl derselben wird immer an die Fabriken abgeliefert. In der Porcellanfabrike z. E. sind sie sehr brauchbar. — Diese Stiftung wird auf Kaiserliche Kosten erhalten.

(Die Galvanischen Versuche, die man seit meinem Aufenthalte in Wien an den Taubstummen gemacht hat, haben dem erwarteten Erfolge nicht entsprochen.)

Achter Brief.

Ueber die Kunst zu Wien.

Kunstsammlungen — die Lichtensteinische — Allgemeine Bemerkungen über Italiänische Gemählde außerhalb Italien — Sammlung auf dem Schönbornschen Gartenhause — auf dem Gartenhause des Fürsten von Kaunitz — die Sammlung des Grafen von Fries — die des Grafen von Lamberg — Eben desselben Griechische (Etrurische) Vasen — van der Nullsche Sammlung — Birkenstockshe — Harrachsche — Herzoglich Sachsen-Teschensche.

Wien, den 25 Nov. 1798.

Außer der Kaiserlichen Gemähldesammlung zu Belvedere, gibt es hier noch verschiedene andere, die mehr oder weniger gesehen zu werden verdienen. Die Lichtensteinische steht darunter oben an, in Rücksicht auf Umfang sowohl, als auf innern Gehalt. Zwar ist es nicht die ausgesuchteste; wenn man aber unter der Menge von Gemählden, die sich hier befinden, wählte, so ließe sich eine sehr ausgesuchte daraus bilden.

Diese Sammlung ist ein Fideicommiß der Fürstlichen Familie von Lichtenstein und steht nicht in dem Pallaste, den der regierende Fürst bewohnt, sondern in dem sogenannten Majorathause. Sie füllet vierzehn Zimmer, wovon die mehresten groß, und einige sehr groß sind. Der Aufseher sagte mir, sie bestände aus 5000 Stücken, wovon ein Theil hier und da in Winckeln versteckt wären.

Ich will nicht untersuchen, wie sehr diese Zahl übertrieben seyn mag, um so mehr, da es bey einer Gemählde-sammlung gar nicht auf die Zahl ankommt. Im Gegentheile: es ist gerade der Umfang dieser Gallerie, der ihrem Rufe schadet, und macht, daß sie von vielen nicht so geschätzt wird, als das Gute, das sie enthält, wirklich verdient. Manche Gemählde sind so groß, daß ihrer zehn einen ganz Saal ausfüllen. Außer mehreren Rubens, die hier und da umherhängen, nimmt bloß die Geschichte des Decius ein ganzes großes Zimmer ein. Hier sieht man diesen Künstler in seiner vollen Größe und Kraft. Man setze noch ein ungeheures und dabey ganz vortreffliches Altarblatt hinzu, und niemand wird läugnen, daß diese Sammlung von Rubens der Kaiserlichen überlegen, eine der vorzüglichsten in Europa ist, und vielleicht nur mit dem, was sich in Düsseldorf von diesem Meister findet, verglichen werden kann. Die Sammlung der van Dycks ist überaus wichtig, aber die zusammengesetzten, oder gruppirten Stücke sind nicht aus seiner besten Zeit. Die einzelnen Figuren sind mehrentheils gut. — Von Guido ist Vieles hier, und manches Schöne, und unter andern, was man auf dieser Seite der Alpen so selten von ihm sieht, eine sehr große Composition. — Von Guercino und Domenichino sind keine Hauptstücke hier. — Von den drey Raphaels ist das eine in seiner ersten Manier, eine von jenen Madonnen, die man so häufig sieht, und wovon neun Zehntel wohl schwerlich von ihm selbst seyn möchten, obschon vielleicht von guten Schülern und unter seiner Aufsicht gemahlt. Das zweyte ist vermuthlich nicht von ihm selbst, oder von ihm bloß retouchirt, und das dritte ist der bekannte Johannes, wovon ich zu Florenz, Bologna und Paris das Original gesehen habe. Alle drey werden hier unbedingt Raphaels genannt. — Ein David von Guido Cagnacci ist, so viel ich mich errinnern kann, ganz das nähmliche,

wohlbekannte Gemählde, das ich in der Justinianischen Gallerie zu Rom gesehen habe. Wie sich doch alle diese schönen Originale vervielfältigen! — Caunus und Biblis von Albano sind sehr schön, und die Figuren so groß, wie ich mich kaum erinnere, noch andere von diesem Meister gesehen zu haben. — Von keinem der drey Caracci hat man hier ein Hauptstück! Nichts von Giulio Romano, oder Michel Angelo! Auch von Tintoret, Paul Veronese und Titian nichts ausgezeichnet Großes! Doch findet sich vom Letztern ein h. Sebastian, der schön ist. — Eben so ist es mit der Lombardischen Schule, etwan einen Correggio ausgenommen. Ueberhaupt scheint es der Charakter dieser Sammlung zu seyn, daß sie zwar eine große Menge Gemählde, auch von den allermehresten berühmten Künstlern wohl eins, oder mehrere Stücke hat, darunter aber selten ein vorzügliches, und, wenn ein vorzügliches, keine große Composition. — In die Frage: welche Stücke zuverlässig original sind und welche nicht? mag ich gar nicht eintreten. Es ist eine gehässige Frage, und ich weiß aus einer langen Erfahrung, wie oft auch große Kenner in diesem Puncte hintergangen werden. — Von Franceschini ist hier fast ein ganzer Saal voll, lauter große Stücke, mehrentheils die Geschichte der Diana, und noch überdieß eine Menge Thürstücke in andern Zimmern. Die sechs halben Figuren von Spagnolet sind sehr schön. — Nur ein einziger Caspar Poussin; kein Claude Lorrain, kein Salvator Rosa! — Ungefähr eben so ist es mit der Niederländischen Schule! Nichts Vorzügliches von Mieris, Gerhard Dow, Terburg! Nur ein einziger van der Werft. — Die Deutsche Schule ist sehr zahlreich und wichtig. — Von der Französischen Schule so gut, als nichts. — Aus der Englischen, das Portrait einer Lady Spencer, von Sir Josua Reynolds. — Von ganz neuern Künstlern fast nichts.

Diese Familie besitzt auch eine Sammlung von Kupferstichen, die sehr wichtig seyn soll. Ich habe sie nicht gesehen. Der jetzt regierende Fürst, der keine Kinder hat, sammelt noch immer fort in diesen verschiedenen Fächern der Kunst.

Sie wissen schon längst meine Gedanken über die mehresten Italiänischen Gemählde, die man auf dieser Seite der Alpen sieht, jedoch die ausgenommen, die sich in der Dresdner Gallerie befinden. Es ist unglaublich, wie weit die Italiäner verschiedener Zeiten die Kunst getrieben haben, die Gemählde ihrer berühmten alten Meister zu vervielfältigen. Aber ich will nicht wiederhohlen, was ich einst weitläuftig bey Gelegenheit der Münchner Gallerie schrieb. Nur das will ich noch hinzusetzen, daß ich hier einen großen Künstler kenne, der gerade die nähmliche Meinung hegt. Er ist lange in Italien gewesen, und hat zugleich die mehresten Gallerien auf dieser Seite der Alpen gesehen. Dieser sagte mir einst, daß unter allen den sogenannten Gemählden von Raphael, die ihm in Deutschland vorgekommen wären, nur ein einziges sey, von dem sein eigenes Gefühl ihm unwiderleglich sage, daß es von Raphael, und nur von Raphael sey. Damit will er keinesweges behaupten, daß so manche der übrigen nicht mehr, oder weniger ächt wären; aber nur von diesem einzigen ist er ganz und unläugbar überzeugt: und dieses einzige ist die göttliche Madonna zu Dresden, mit dem Christuskinde auf dem Arme, den Engeln unten u. s. w. Wie können auch alle die vielen Gemählde, die man in der Welt zeigt, aus der Hand eines Mannes gegangen seyn, von dem wir wissen, daß er im sechs und dreyßigsten Jahre starb, daß er mehrentheils in Fresco arbeitete, daß er mehr zeichnete, als mahlte, daß er sich viel mit der Baukunst beschäftigte, und daß er einen grossen Theil seiner Zeit dem Vergnügen, dem schönen Geschlechte und jedem gesellschaftlichen Genusse schenkte! Und

warum kennt man keine Schüler dieses Meisters, da wir doch wissen, daß er ihrer mehrere hatte? Giulio Romano, der lange nach Raphael studierte, nahm eine eigene Manier an, die sehr von der seines Meisters abweicht. Aber die übrigen, die sich vermuthlich mehr an ihr Urbild hielten, und die man kaum den Nahmen nach kennt, sind vielleicht gerade die Männer, welche die Welt mit so vielen sogenannten Raphaels gefüllt haben, d. h. mit Gemählden, wovon vielleicht der Meister eine große Menge retouchirte. So viel ist gewiß, daß das wenige, das ich von Innocenzo da Imola gesehen habe, außerordentlich jenen Raphaelschen Madonnen gleicht, deren man so viele sieht, und die man seiner ersten Manier zuschreibt.

Am Ende ist der Unterschied zwischen einem von einer großen Hand retouchirten Gemählde, einer sehr schönen Copie und einem ächten Originale so gar groß nicht, und dem Liebhaber kann an einer ganz reinen Aechtheit so gar viel nicht liegen, wofern nur das Bild, das er besitzt, wahrhaft schön ist, und er daran glaubt. Wo liegt der Unterschied zwischen dem Raphaelschen Originale und der Copie, welche Andrea del Sarto so täuschend machte, daß Giulio Romano, der einen Theil seines Lebens hindurch nach Raphael copiert hatte, dadurch hintergangen wurde? — Man hat ein göttliches Bild, das Albano nach der kleinen Dresdener Magdalena des Correggio machte. — Hierher gehört auch der sogenannte Christo della Moneta. Das Original von Titian hängt zu Dresden, und neben ihm die Copie des Flaminio Torre. Ich bin unzählige Mahl davor gestanden, ohne daß ich mehr als einige höchst kleine, vielleicht eingebildete Unterschiede entdecken konnte. Ich habe sehr gute Künstler gebethen, mir einen merklichen Unterschied zu zeigen; sie haben das und jenes gesagt, auf die Haare und auf einen Theil des Umrisses gewiesen; aber sie haben mir auch dabey gestanden, daß, wenn man heute eins wegnähme, sie morgen nicht wissen

würden, welches von beyden geblieben sey. — Aber freylich gibt es auch mittelmäßige Copien und grobe Uebermahlungen und Nachhelfungen!

Unter der Menge von Gemählden, die auf dem Schönbornschen Gartenhause, in der Alstergasse, in einer der Vorstädte, hängen, sind nur wenige, die einer ehrenvollen Erwähnung verdienen. Zwar befinden sich in acht oder neun Zimmern Gemählde in Menge; aber die größere Zahl besteht aus Copien, deren einige sehr gut, andere hingegen schlecht genug sind. Indessen, wenn man eine Auswahl träfe, wäre genug da, ein paar Zimmer mit guten Originalen zu füllen. Ich bemerkte mehrere gute Landschaften, einige schöne Blumenstücke, einen Carlo Dolce von einer Größe, wie man sie höchst selten sieht, einen sehr großen Jordans und Rubens, welcher letztere vortrefflich erhalten ist ꝛc. Das Hauptstück aber, und welches allein einer Gallerie werth ist, ist der berühmte Simson von Rembrandt. Von allem, was ich von diesem Meister gesehen habe, kommt nichts diesem Stücke bey. Ich hatte das Original vorher nie gesehen, wohl aber eine Copie davon in der Gallerie zu Cassel; ich kam mit hohen Erwartungen, und fand sie noch übertroffen. Simson, auf der Erde ausgestreckt, wird unten von einem Philister gehalten, während daß ein anderer seinen rechten Arm in Ketten legt, und ein dritter mit der linken Hand seinen Bart faßt, mit der rechten ihm einen Dolch in die Augen sticht. Der Ausdruck des Schmerzes zeigt sich bis in die Verkrämpfungen seines rechten in die Luft gestreckten Fußes. Der Ausdruck im Gesichte und das Blöcken der Zähne, ist schauderhaft und fürchterlich schön. Noch ein vierter Philister ist rückwärts im Dunkeln. Delila, deren Geschäft nun zu Ende ist, gehet eben ab, in der linken Hand eine Scheere, in der rechten Simsons Haar. Es ist eine

schlanke, anziehende Figur, in gemattetem Lichte; aber in ihrem Gesichte ist ein Ausdruck, der unaussprechlich ist. Man sieht, daß sie mehr ihrer That sich freuet, als von der abscheulichen Scene wegschaudert. Die Wirkung von Licht und Schatten ist mehr, als was ich glaubte, daß selbst der magische Pinsel des ersten Meisters in diesem Fache hervorbringen könnte. — Aber, wie der geschmacklose Rembrandt so ganz geschmacklos seyn konnte, seine Kunst auf einen solchen Gegenstand zu verwenden, und sie so zu verwenden, — das muß jedem unbegreiflich bleiben, der Gefühl für das Edle und Schöne in der Kunst hat.

Der Eigenthümer dieses Gartens besitzt auch einen schönen Griechischen Onyx, den man für einen Alexander hält. Er befindet sich aber im Stadthause, wo der Graf ihn gewöhnlich selbst zeigt. Dieß war wenigstens der Fall, als ich ihn vor vier Jahren sahe.

Auf dem Gartenhause des Fürsten von Kaunitz, in der Vorstadt, hängt eine zahlreiche Gemähldesammlung, die der letzte Minister dieses Nahmens größtentheils schuf, indem er nur wenig vorfand. Auch er, scheint es, konnte sich nicht überzeugen, daß eine kleine und gute Sammlung einer großen und gemischten vorzuziehen ist. Hier sind ganze Zimmer voll Gemählde, die nicht viel bedeuten, mit unter auch Copien. Ein paar andere Zimmer hingegen sind weit besser behangen, und in einigen finden sich vortreffliche Stücke. Hier sind etliche gute Titians, einer darunter, wie man selbst in Italien nicht viele sieht. Mehrere Guidos, deren Reinheit aber zum Theil zweifelhaft seyn möchte. Mehrere und wichtige Stücke von Guercino, die aber nicht das Angenehme haben, das in den besten Werken dieses Meisters so sehr anzieht. Ein schöner Claude, ein sehr schöner Correggio, und — vier Raphaels! — Ohne in Untersuchung der

Fragen einzutreten, die man immer bey den sogenannten Gemählden dieses Meisters aufwirft, sey es genug, zu sagen, daß es schöne Gemählde sind, daß aber eins davon unter Raphaels ausgezeichnet schöne Arbeiten gehört, die man irgendwo sehen kann. Es ist eine heilige Familie vom höchsten Verdienste. Schade, daß es, bey seiner Größe, unter Glas steht, welches denn immer einen falschen Glanz wirft, so daß man ein Stück von einigem Umfange nie aus einem und dem nähmlichen Gesichtspuncte übersehen kann. Der Aufseher erzählte, daß der Fürst einst sahe, daß jemand mit dem Finger darüber fuhr, und daß er sogleich zu Venedig ein Glas dafür bestellte, wozu er den Schlüssel selbst behielt. — Auch aus der Niederländischen Schule sind einige gute Gemählde hier. —

Kleiner als die vorhergehenden, aber sehr ausgesucht ist die Sammlung des Grafen von Fries, in diesem Augenblicke vielleicht die einzige in Wien, die beständig und fleißig vermehrt wird. Da das, was sich hier findet, mehrentheils gut ist, so will ich nicht in das Besondere eintreten. — Hier sind auch Gemählde von einigen jetzt lebenden Wiener Künstlern, und ein anderer Theil des Hauses ist mit Landschaften von Wutky, Hackert, Schönberger und andern neuern Mahlern behangen. Ueberhaupt findet in diesem schönen und elegant verzierten Hause jede Art von Liebhaberey ihre Nahrung. Hier ist die vollständige Mineraliensammlung des verstorbenen Born; die Kupferstichsammlung ist nicht unbeträchtlich; die Bibliothek, schön und reichlich mit neuen Prachtausgaben aller Länder und mit kostbaren Werken mit Kupferstichen, versehen. Endlich stehen in einem untern Zimmer auch einige Antiken, sogenannte Etrurische Vasen, ein kleiner Paris, der sehr schön ist, und ein großer Theseus, der auf dem erschlagenen Minotaur sitzt, von Canova,

in Carrarischem Marmor. (Seitdem ist hinzugekommen ein großer elektrischer Apparat, und ein Hymen in Carrarischem Marmor von Zauner.)

Klein, aber höchst ausgesucht und fast nur auf die Niederländische Schule eingeschränkt, ist die Sammlung des Grafen von Lamberg. Die mehresten dieser Gemählde sind von vorzüglichen Meistern, und von diesen größtentheils vorzügliche Stücke. Schönere, sorgfältiger gehaltene Hondekoeter habe ich fast nie gesehn. Hier ist ein vortrefflicher P. Wouvermann, und sehr gute Landschaften von Ruysdal, Both, Heusch ꝛc.

Aber eigentlich sind es nicht die Gemählde, um welcher willen man dieses Haus besucht! Es ist eine beträchtliche Sammlung von jenen Altgriechischen Vasen, die man noch immer Etrurische nennt. Nach dem, was sich im Brittischen Museum zu London befindet, und nach der Sammlung, die Sir William Hamilton seitdem wieder zusammengebracht hat, ist diese hier die beträchtlichste, die ich gesehen habe. Der Graf von Lamberg sammelte die seinigen zu Neapel, wo er einst Kaiserlicher Minister war.

Es hat doch eine eigene Bewandniß mit diesen Vasen! Warum hatte man vor funfzig, vor hundert und mehr Jahren keine Sammlungen davon? (Das wenige, was man aus der Zeit hin und wieder in Italien sieht, ist unbedeutend.) Warum beschäftigte man sich nicht damit? Warum schrieb man nicht darüber schon damahls? Ja bis in das letzte Jahrzehend war man so gar über ihren Ursprung streitig, und betrachtete sie lange als Etrurisch, da sie doch offenbar Griechische Arbeit sind, auch in Großgriechenland und Sicilien vorzüglich gefunden werden, und endlich im eigentlichen Griechenlande selbst entdeckt worden sind. Letzteres frey-

lich nur in geringer Zahl; und das ist sehr natürlich aus vielen sehr offenbaren Ursachen. Selbst in diesem Augenblicke ist die Benennung „Etrurische Vasen" noch ziemlich allgemein. Die Liebhaber des Alterthums sammelten doch zu allen Zeiten Alles, was alt war, und ich habe so manchen Plunder gesehen, der weder an Form noch an Wichtigkeit diesen Gefäßen gleich kommt, ja worin ich oft durchaus kein anderes Verdienst entdecken konnte, als daß das Ding alt war. Aber diese irdenen Gefäße finden sich hauptsächlich im Königreich Neapel, eigentlich in Großgriechenland, und da, scheint es, hat man bis auf unsere Zeiten wenig gegraben. So viel ich weiß, war der Englische Gesandte zu Neapel, Sir William Hamilton, der erste, der eine beträchtliche Sammlung aufbrachte. Er verkaufte sie an das Brittische Museum, und jedermann weiß, welchen Einfluß diese Vasen auf den allgemeinen Geschmack gehabt haben, wie ihre Formen in das gemeine Leben übergingen, und wie Wedgwood, Goldschmiede, Silberschmiede, Zinngießer, ja selbst ganz gemeine Töpfer darnach arbeiteten. Die Alterthumsforscher beschäftigten sich mit den Zeichnungen, die man auf diesen Gefäßen sieht, und es wurde so viel darüber geredet und geschrieben, daß es noch jetzt Leute gibt, welche, nach der Wichtigkeit, womit man die Sache betrieben hat, sich einbilden, es sey die Schönheit dieser Zeichnungen, welche so viel Aufmerksamkeit verdiene. Sie sind aber weder vorzüglich schön, noch correct, so wenig als die Gemählde des Giotto, Cimabue und der Griechen, die man im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte nach Florenz kommen ließ. Aber die Kunst in ihrer ersten Einfalt und, so zu sagen, Unschuld zu sehen, und dem glücklichen, frühen Gang des Griechischen Genius zu folgen, — das ist allerdings interessant. Indessen findet sich auch schon hier ein merklicher Unterschied, in-

dem die einen gar viel besser, oder schlechter, als die andern sind. —

Sir William fing sogleich nach dem Verkaufe seiner ersten Sammlung eine zweyte zu machen an, und diese war vor fünf Jahren, da ich sie zu Neapel sahe, schon wieder sehr beträchtlich. Er ließ durch unsern Deutschen, Tischbein, die Figuren zeichnen, und schon sahe ich damahls die Abdrücke für den ersten Band. Ein Theil dieser Abdrücke ist in der Folge nach Weimar gekommen, wo sie jetzt mit einer neuen Beschreibung herausgegeben werden, die Herr Böttiger dazu liefert. Die Tischbeinischen Zeichnungen sind nicht immer ganz treue Darstellungen des Originals! Der geschmackvolle Künstler scheint den Mängeln des Originals hier und da nachgeholfen zu haben, indem er zwar immer den Hauptgegenstand und die Anlage des Ganzen mit Treue verfolgte, aber hier und da einen offenbar verzeichneten Theil etwas verbesserte; und so sind die Kupferstiche im Ganzen correcter, als die Zeichnungen auf den Vasen. Der Graf von Lamberg läßt die seinigen auch aufnehmen, verlangt aber, daß die Zeichnung die genaueste Abbildung des Originals sey. Dadurch werden die Gelehrten einen richtigen Begriff von Altgriechischer Kunst und Zeichnung bekommen; die Liebhaber des Schönen aber werden eher nach dem Tischbeinischen Werke greifen. Uebrigens weiß ich nicht, ob der Graf seine Sammlung stechen zu lassen gedenkt. Ich vermuthe es, weil er fleißige Zeichnungen davon machen läßt, deren ich schon eine ziemliche Zahl gesehen habe.

Dieser Graf hat einen Neapolitanischen Abbate, Herrn Mazzola, bey sich, der sich vorzüglich mit diesen Kunstwerken beschäftiget. Ich ging letzthin mit diesem mehrere Vasen durch, welche Griechische Aufschriften haben. Einige derselben machen die Sache, welche die Zeichnung vorstellt, vollkommen klar, geben aber auch

öfters eine Erklärung, auf die der Ausleger, ohne die Aufschrift, schwerlich gefallen seyn würde. So finden sich z. E. auf einer Vase zwey Figuren, die sich mit einander schlagen. Die eine hat einen Trident, und deutet also Neptun an, und, um die Sache außer allen Zweifel zu setzen, steht ΠΟΣΕΙΔΩΝ ziemlich leserlich dabey. Nun aber, sagt der Abbate, wissen wir von keinem besondern Zweykampfe des Neptun, und so wäre denn ein weites Feld für die Muthmaßungen der Alterthumsforscher geöffnet. Sie würden so manches zu sagen haben, wie sie denn das so zu thun pflegen, diesen und jenen als den zweyten Kämpfer nennen, und mit vieler Gelehrsamkeit es erläutern; aber auf Neptuns eigenen Sohn, welcher einer der Titanen war, würde wohl schwerlich einer fallen, wenn nicht der Nahme dabey stände. — Dann zeigte er mir einige andere Vasen, worauf die Aufschriften auch in Griechischen Buchstaben sind, aus denen aber bisher noch niemand einen Sinn hat bringen können. — Der Mann fragt immer um Ihre Meynung, und, um doch etwas zu sagen, gab ich ihm folgende Instanz: In der Wiener Porcellanfabrik werden allerhand Gefäße, mit theils Deutschen, theils Französischen Aufschriften gemacht. Wir wollen annehmen, daß diese Fabrik große Bestellungen in die Türkey hätte, und daß die Türken auch Aufschriften verlangten, aber in ihrer Sprache, wobey sie sich jedoch Romanische Buchstaben gefallen ließen. Nehmen Sie ferner an, daß die Türkische Sprache, die nicht eben einen Vorrath von unsterblichen Werken hat, sich allmählich verlöre, und so könnte es wohl geschehen, daß sie in zwey tausend Jahren den Gelehrten eben so unbekannt wäre, als uns jetzt die Sprache der Usker, Umbrier und anderer alten Völker Italiens ist. Wie würden wir aber die Antiquaren des vierzigsten Jahrhundertes verlachen, wenn diese mit gelehrter Weisheit

sagten: „Hier sind Aufschriften in Romanischen Buchsta„ben! Nun wissen wir, daß die Wiener im achtzehnten „Jahrhunderte sich dieser Buchstaben zu ihren Aufschrif„ten bedienten, und daß sie davon für die französische „Sprache sowohl, als für die Deutsche Gebrauch mach„ten. Folglich muß die Aufschrift auf dieser Tasse hier „und auf jener Vase dort Französisch oder Deutsch „seyn!!!“ — Warum sollten denn die Griechischen Töpfer, die sich viele hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung in Italien niederließen, ihre Waaren nicht auch an die Umbrier, Usker, und was weiß ich an wen verkauft haben? Und wenn diese Voraussetzung höchst natürlich ist, wie sie es denn ist, warum sollten sie denn, diesen Völkern zu Gefallen, auf ihre Gefäße nicht ein paar Worte aus diesen Sprachen gemahlt haben, von denen wir jetzt so gut als nichts verstehen, ungeachtet des Saggio des Italiäners Lanzi, aus dessen drey Bänden ich nur sehr geringe Einsichten in diese Sprachen bekommen habe. (Seitdem ist diese Sammlung durch ein Geschenk der Königinn von Neapel ansehnlich vermehrt worden.)

Herr van der Null, ursprünglich aus Cölln, der aber seit vielen Jahren zu Wien einen vortheilhaften Handel treibt, hat eine schöne und kostbare Sammlung von Kupferstichen, die in einer geschmackvollen Wohnung und in reichen und prächtigen Bänden aufgestellt sind. Er hat sich hauptsächlich an einige der berühmten neuern Meister gehalten, und besitzt von mehreren die ganze Sammlung, die eben dadurch so kostbar wird, daß sie ganz und vollständig ist. Die Kunst gewinnt nur wenig dadurch; aber für Liebhaber von einer gewissen Art ist dieses ein gar wichtiger Punct. So sagt Herr van der Null z. E. daß ihm von Bartolozzi auch nicht ein Einladungsbillet, nicht eine Visitenkarte fehle. Dafür versichert er aber auch, daß er dieses einzige Werk auf 40,000 Gulden schätze. Von jedem Hauptblatte besitzt er

drey, vier, fünf und bisweilen sechs Abdrücke, mit der Schrift, ohne Schrift, den Aetzabdruck, und oft noch einen oder mehrere andere, die durch irgend einen Umstand merkwürdig geworden sind. — Woollets Werk hat er auch ganz vollständig, und so, wie ich es nie gesehen habe. Auch von diesem sind die Abdrücke sehr gewählt, und immer sieht man von jedem zwey, drey, bis vier. Alles das findet sich in Bänden, die sehr kostbar und durch gute Arbeit merkwürdig sind. Ich habe denn bey der Gelegenheit gesehen, daß man in Wien sehr schön bindet, was ich auch schon in andern Sammlungen bemerkt hatte. Aber den Arbeiten — ich will nicht sagen der Engländer, (denn Kalthöber, der berühmteste Buchbinder dieses Landes, ist ein Deutscher) sondern den Arbeiten, die man in England macht, kommt Alles das doch noch nicht gleich. Ich behaupte noch immer, daß der Englische Pappendeckel und ihre stählernen Instrumente eine Haupturſache davon sind. Auch hat man, außer England, noch immer keinen Begriff von der ausgelassenen, verschwenderischen Art der Buchbinderey, wovon ein Octavband zwey bis drey Guineen kostet. — Hr. van der Null hat auch eine Menge kostbarer Werke mit Kupfern, worunter abermahls die neuern die wichtigsten sind. So fand ich hier die Prachtausgabe der Mémoires de Grammont, die, als ich England verließ, noch nicht vollendet war. Auch Drydens Fabeln mit Kupfern, nach Zeichnungen von Lady Diana Beauklerk. Endlich ist hier eine Sammlung von Handzeichnungen neuerer Meister, besonders von Bartolozzi und Cipriani.

Herr von Birkenstock hat eine schöne Kunstsammlung, besonders eine sehr ausgesuchte von Kupferstichen.

Als ich vor vier Jahren hier war, sahe ich auch die Gemählde gallerie des Grafen von Harrach,

die mir aber nicht vorzüglich wichtig schien, auch in einem unangenehmen Locale sich befand. Zeither habe ich immer vernachlässiget, sie wieder zu besehen. Ich höre sie niemahls nennen, und an das, wovon man nicht reden hört, denkt man oft nicht. (In der Folge habe ich es vergessen, und bin nicht wieder hingekommen.)

Es gibt auch einige Kunsthändler zu Wien, deren Sammlungen nicht unbedeutend, aber freylich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind. Ich habe da mit unter recht hübsche Gemählde gesehen.

(In der ersten Ausgabe hatte ich vergessen, die überaus wichtige und seltene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen des Herzog Alberts von Sachsen-Teschen anzuzeigen. Sie ist so bekannt und ihr Werth so entschieden, daß ich mich begnüge, sie bloß zu nennen.)

(Die überaus zahlreiche und schöne Gemähldesammlung des Grafen von Truchses, von der ich in der ersten Ausgabe dieses Werkes einige Nachrichten lieferte, ist seitdem nach England geschickt worden, um dort verkauft zu werden, da sich in Wien keine Liebhaber fanden.)

Neunter Brief.

Kunst und Künstler — Klagen — wie weit diese gerecht sind, oder nicht — die Akademie — die Bildhauer Zauner und Fischer — Statue Josephs II. — Fischers anatomische Resultate.

Wien, den 10. Dec. 1798.

Die verschiedenen Kunstsammlungen in dieser Stadt führen mich auf Kunst und Künstler überhaupt. Im Ganzen klagen die Letztern hier, ungefähr wie in ganz Deutschland. Der Hof thut wenig durch Bestellung und Ankauf, und kann auch nur wenig thun, wenn man die gegenwärtigen Zeitumstände bedenkt. Der Großen und Reichen gibt es hier mehr, als an irgend einem Orte von Deutschland und dem gesammten Norden; aber dafür ist auch die Zahl der Künstler beträchtlicher. Ueberdieß ist die gegenwärtige Art, das Innere der Häuser zu verzieren, der Oehlmahlerey und überhaupt der wahren Kunst sehr nachtheilig, und die hiesigen Großen, wie die Großen aller Länder, sammeln, wenn sie ja Freunde der Kunst sind, lieber alte Gemählde und Antiken, anstatt den lebenden Künstlern Arbeit zu geben. Indessen leidet das seine Ausnahmen, und ich habe hier in mehreren Häusern der Großen Werke von hiesigen Meistern gesehen. — Die Katholische Religion trägt auch etwas zur Beförderung der Kunst bey; allein die mehresten Mahle wird das,

was man für Kirchen bestellt, nicht sonderlich bezahlt, und so ist dieses selten ein Erwerbszweig für die Künstler vom ersten Range.

Im Ganzen sind diese Klagen mehrentheils ungerecht; denn es ist in diesem Puncte zu Wien, wie an andern Orten, und ich habe Alles, was man hier sagt, und bloß über Wien zu sagen glaubt, in allen Hauptstädten von halb Europa gehört. — „Aber England! England!" ruft man aus: „dort werden die Künste aufgemuntert und befördert, dort erwirbt sich der Künstler Wohlstand und Reichthum!" — Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß auch dort die Künstler weder vom Hofe, noch von den Großen leben. In England ist alles Handel und die Kunst bereichert sich dort durch das große Publicum und — durch ganz Europa. Die großen Unternehmer setzen den Mahler und Zeichner in Nahrung, und das Englische Publicum, Europa und selbst Asien bezahlen die Kupferstiche, die nach diesen Gemählden gestochen werden.

Am Ende gibt es überall der Künstler zu viele, und der großen Meister nur wenige. Italien, das die erste Schule der Welt hervorgebracht hat, zählt im Verlaufe von dreyhundert Jahren, der großen Nahmen höchstens funfzig, und unter diesen lebten mehrere in Dürftigkeit. Was mag das Schicksal der übrigen gewesen seyn, die weniger berühmt waren, oder der Unglücklichen, deren Nahmen längst vergessen, und deren Werke entweder nicht auf unsere Zeiten gekommen sind, oder in Winkeln vergessen liegen? Also — es ist überall wie bey uns, und, was mehr ist, es war zu allen Zeiten so.

Die hiesige Akademie scheint mir gut bestellt zu seyn, und wird stark besucht. (Ich habe seitdem irgendwo gelesen, daß 15 öffentliche Lehrer, als Directoren und Professoren, nebst 6 Adjuncten dabey angestellt

sind.) Sie hat sehr gute Abgüsse von den bekanntesten Griechischen Meisterstücken, und eine große Menge von Büsten und andern Gegenständen, die zusammen mehrere Säle einnehmen. Es ist eine ansehnliche Sammlung, die aber freylich der Dresdener nicht gleich kommt. Man zeichnet hier nach der Antike so wohl, als nach der Natur. Auch wird nach beyden modellirt. Die Beleuchtung geschieht durch Argandsche Lampen, und die Statuen werden so gestellt, daß mehrere Schüler, aus verschiedenen Gesichtspuncten den nähmlichen Gegenstand auf einmahl zeichnen. — Herr Füger ist Director und soll, als solcher, große Verdienste haben.

Unter den hiesigen Bildhauern stehen die Professoren Zauner und Fischer oben an. Ersterer ist ein Tyroler, der sich in Italien gebildet hat, ein bescheidener, auch im Umgange angenehmer Mann. Außer verschiedenen Arbeiten habe ich von ihm die gigantische Bildsäule Josephs II. zu Pferde gesehen, die eben jetzt zum Gusse vorbereitet wird. Sie soll auf dem Josephsplatze aufgestellt werden, zwischen dem Hause des Grafen von Fries, der Kaiserlichen Bibliothek, dem Redoutensaale und dem Flügel der Burg, welcher dem letztern gegen über ist. Herr Zauner sagt mir, daß, wenn die Figur stände, sie über funfzehn Schuh hoch seyn würde. Das Pferd, vom Kopfe herabgemessen, ist vierzehn Schuh, folglich höher, als alle antike Pferde, die wir kennen. Der Kaiser ist in Römischer Tracht und dünkt mich ziemlich ähnlich. Manche finden ihn sehr ähnlich; und das mag seyn, denn er war um viele Jahre jünger, als ich ihn zuletzt sahe. Nur erst das Modell, oder das Werk in Thon ist fertig, und so möchte wohl noch manches Jahr vergehen, ehe das Ganze aus dem Gusse kommen wird. Das Werk ist so ungeheuer, daß ich es nicht wage, ein Urtheil darüber zu fällen, um so mehr, da das Pferd jetzt ohne Reiter ist, und Joseph auf einem höl-

zernen Gestelle sitzt. Beyde machen in dem engen Beschlusse, in welchem sie stehen, keine Wirkung. Um das Ganze zu beurtheilen, muß man es zusammen gesetzt und auf dem Josephsplatze sehen, wo es gegen die genannten Gebäude in sein gehöriges Verhältniß kommen wird.

(Seitdem ich dieses schrieb, habe ich in einer öffentlichen Nachricht gelesen, daß die Figur des Kaisers den 15. Septbr. 1800 rein und makellos aus dem Gusse kam, und daß man unverzüglich an der Gußform des Pferdes anfangen werde. Der Major von Weigel besorgte, mit seinen untergeordneten Officiers, die Arbeit. — Seitdem habe ich in der Allg. Lit. Zeitung October 1803. Folgendes gefunden: „Dem k. k. Hofstatuar Zauner ist der Guß des Pferdes zu dem Denkmahl Joseph II., ungeachtet der beträchtlichen Größe desselben, vortrefflich gelungen.")

Herr Fischer hat sich sehr mit dem Studium der Zergliederungskunst beschäftiget, auch für die hiesige Akademie eine anatomische Statue geliefert, die als ein Meisterstück in ihrer Art betrachtet wird. Er gedenkt auch das Resultat seiner anatomischen Forschungen herauszugeben, worauf ich sehr begierig bin, denn bis hierher haben wir, so viel ich weiß, noch kein festes, räsonnirtes System von einem Bildhauer über die Verhältnisse des menschlichen Körpers. Er sagt, alle seine Studien hätten ihn zu folgenden Resultaten geführt: Er zieht vom Elbogen bis zur Spitze des Mittelfingers eine gerade Linie, die er in zwey gleiche Theile theilt, und nimmt einen solchen Theil gleichsam wie eine Elle an, mit der er alle Theile des menschlichen Körpers mißt. Vier solcher Ellen oder Theile rechnet er von unten herauf bis an die Hüftknochen, oder die Gegend des os pubis; zwey andere von da bis an die sogenannte Herzgrube, oder zweyte Rippe, eine von da bis an das Kinn, und noch eine von

dem Kinne bis auf die höchste Höhe des Kopfes, d. h. bis an die Mitte des Schädels. Die ganze Länge des Menschen betrüge also acht Köpfe, oder acht solcher Ellen, und er läugnet, daß die Statuen der Griechen mehr hätten, oder, wenn es sich je gelegentlich fände, so betrüge es eine Kleinigkeit. Und dieses Verhältniß der Griechischen Statuen von acht Köpfen, behauptet er in der Natur, d. h. in den schönsten und bestproportionirten Körpern durchaus wieder gefunden zu haben. Daß viele Künstler den Griechischen Statuen neun Köpfe zugeschrieben hätten, käme daher, daß sie keinen festen Terminus a quo kannten, die Höhe der Köpfe zu messen, indem die mehresten immer bis an die Haare maßen, welches ein so unbestimmter Punct ist, daß niemand davon ausgehen sollte, weil die Haare, auf verschiedenen Köpfen, bald höher, bald niedriger anfangen.

Uebrigens glaubt er nicht, daß die Griechen ein ganz festes und allgemeines System über die Verhältnisse des menschlichen Körpers gehabt hätten, sondern wohl nur bloß ihrem schönen Gefühle und ihrem richtigen Auge gefolgt wären, welches durch das beständige Anschauen einer schönen Natur geübt wurde und eine große Sicherheit erlangte. (Dieses Letztere stimmt sehr mit meiner eigenen Meinung überein, denn in der Baukunst machten sie es gerade auch so. Es ist zum Erstaunen, wie äußerst nachlässig man sie in diesem Puncte findet, so bald man ihnen nachmißt. Ich will dieß besonders bey Gelegenheit des Amphitheaters zu Pola beweisen. — Sie sahen auf schöne Verhältnisse im Ganzen, auf Wirkung im Großen, und bekümmerten sich dann nicht weiter, ob sie hier einen Schuh mehr, dort einen weniger gaben, weil sie wohl wußten, daß das niemand bey einem großen Gebäude anders bemerken konnte, als mit dem Maße in der Hand.) — Daß Buonarotti

nach einem festen Systeme verfahren sey, glaubt Herr Fischer noch weniger, sondern vielmehr, daß dieses große Genie, bey einem feinen und richtigen Gefühle, seinem wilden Antriebe und der Gewaltsamkeit seiner ungeheuern Seele gefolgt sey.

Zehnter Brief.

Bevölkerung von Wien — Sterblichkeit — Einige Data über die Oesterreichischen Staaten — Verlust und Gewinn durch den Französischen Krieg und den Frieden von Campo Formido — Galizien — Polizey — geheime Polizey — gemeine Stadtpolizey — Ordnung und Sicherheit — schnelles Fahren — Beleuchtung — Reinigung der Gassen — Preis der ersten Nothwendigkeiten des Lebens — künstliche Brennziegel — öffentliche Anstalten und Stiftungen — Hospitäler und Krankenhäuser — Feueranstalten — Eckartshausens Andachtsbuch.

Wien, den 26. Dec. 1798.

Nichts ist zeither so schwankend gewesen, als die Bevölkerung von Wien, wie man sie in statistischen Tabellen und von verschiedenen Schriftstellern angegeben findet. Fragt man einen Wiener, so nennt er Ihnen gewöhnlich die runde Summe von 300,000 Seelen. Zeigt man ihm mit Gründen, daß das nicht seyn kann, so vertheidiget er seine Meinung auf eine Art, daß Sie sehen, daß er nichts von der Sache weiß und nie sich genau darum bekümmert hat. — Die allermehresten bekannten Angaben stimmen schon seit vielen Jahren so weit überein, daß sie für die Bevölkerung von Wien gegen 270,000 Menschen annehmen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine etwas mehr, der andere etwas weniger von dieser Summe ab-

zieht. Andere Schriftsteller wollen bey weitem eine so große Zahl nicht zulassen, und einer von diesen tritt in eine weitläuftige Untersuchung ein, und beweist aus vielen herbeygebrachten Thatsachen und Gründen, daß die Bevölkerung dieser Stadt nicht viel über 200,000 seyn könne. Ich selbst habe mancherley darüber gesammelt und weiß sehr wohl, daß sie gar viel stärker ist. Um aber auf etwas ganz Bestimmtes zu kommen, habe ich mich bemüht, durch eine lange Reihe von Jahren die wirklichen Zählungen zu erhalten, die die Regierung jährlich machen läßt. Ich habe sie einem Manne von Ansehen zu danken, der mir vergeben wird, daß ich sie abdrucken lasse, da so etwas gewiß kein Geheimniß der Regierung seyn kann, ob es schon, aus mancherley Ursachen, etwas schwer ist, diese Bevölkerungslisten zu erhalten.

Einheimische.

Im Jahre.	In der Stadt.	In den Vorstädten.	Summa von beyden.
1780	51,139	150,905	202,044
1781	52,928	155,341	208,269
1782	52,471	157,347	209,818
1783	52,058	158,952	211,010
1784	52,162	158,370	210,532
1785	52,657	159,390	212,047
1786	52,962	165,088	218,050
1787	52,840	166,804	219,644
1788	52,882	164,738	217,620
1789	53,639	163,694	217,333
1790	51,345	157,409	208,754
1791	48,338	161,404	209,742
1792	52,798	165,812	218,610
1793	53,011	170,236	223,247
1794	53,247	168,528	221,775

Die übrigen Jahre habe ich, aller Bemü- doch will ich die Angabe für das Jahr Wien herſetzen.

1795	—	—	—

Ausländer.

In der Stadt.	In den Vorstädten.	Summa von beyden.	Total-Summa.
2176	2963	5139	207,183
2923	3417	6340	214,609
2998	3144	6142	215,960
2313	3206	5519	216,529
2992	3359	6351	216,883
3566	3458	7024	219,071
3619	4346	7965	226,015
3168	4506	7674	227,318
3818	4022	7840	225,460
3818	4124	7942	225,275
3615	8371	11,986	226,240
3519	5221	8740	228,482
4664	5372	10,036	228,646
4490	6908	11,398	234,645
4877	6213	11,090	232,865
—	—	—	231,105

hung ungeachtet, nicht bekommen können;
1795 aus dem neuesten Gemählde von

Bey allen diesen Angaben ist zu bemerken, daß die Garnison nie mit darunter begriffen ist. Ihre Zahl ist äußerst schwankend, indem sie oft höchst unbedeutend, und zu andern Zeiten wieder sehr zahlreich ist. Als ich im Sommer 1794 hier war, betrug sie nicht 1000 Mann. In Friedenszeiten rechnet man gewöhnlich 10,000 Mann. — Da die hiesige Garnison so abwechselnd ist, so muß es ebenfalls die Zahl aller der Weiber, Kinder, Bediente, Mägde u. s. w. seyn, welche die Garnison mitbringt, oder hierher zieht. Allein wenn wir auch die sehr große Zahl von 30,000 Seelen annehmen, welche gewiß übertrieben ist, und sie zur höchsten Bevölkerung irgend eines der gegebenen Jahre schlagen, welches denn das Jahr 1793 wäre, so kämen immer erst 265,645 Seelen heraus.

Zu Folge des im J. 1796 aufgenommenen Verzeichnisses der Häuser fanden sich ihrer in der Stadt 1397 und in den Vorstädten 5102, also in allen 6499, sage 6500. Vergleicht man diese Zahl mit der Bevölkerung des vorhergehenden Jahres, nähmlich 1795, so kommen auf jedes Haus zwischen fünf und dreyßig und sechs und dreyßig Menschen. Die Garnison, sie mag stark oder schwach seyn, macht hierin wenigstens keinen großen Unterschied, weil Wien ansehnliche Casernen hat.

In der Zählung vom J. 1795 fanden sich 1231 Geistliche, 3253 Adelige, 4256 Beamte und Honoratioren, 7333 Bürger und Professionisten, 116,776 Personen weiblichen Geschlechts, 208,989 Christen, und 1431 Juden.

Die Bevölkerung von Wien bringt mich natürlich auf seine Todtenlisten. Die Sterblichkeit ist größer in dieser Stadt, als an irgend einem andern Orte, den ich in Europa kenne. Insgemein sagt man Ihnen, es sterbe hier jährlich der zwanzigste Mensch, oder fünf von hundert. So ungeheuer auch diese Sterblichkeit ist, so ist sie

doch noch nicht ganz der Wahrheit gemäß angegeben, wie ich Ihnen gleich beweisen will.

Jahr	Getraute	Geborne	Gestorbene
1796	— —	10,984	14,286
1797	2170	11,243	15,885
1798	2765	11,595	13,370

Nehmen Sie auf dieser Liste das J. 1796 und multipliciren Sie die Zahl der Gestorbenen mit 20, so bekommen Sie eine Bevölkerung von 285,720 Personen, welche Wien nie gehabt hat. Nehmen Sie also an, daß, statt von zwanzig Menschen, von neunzehn nur einer stirbt; multipliciren Sie die Gestorbenen mit 19 und es kommen noch immer 271,434 Einwohner heraus. — Der Verfasser des neuesten Gemähldes von Wien sucht diese fürchterliche Sterblichkeit durch die vielen Soldaten zu erklären, die in dem Jahre in den Wiener Hospitälern ihr Grab fanden. Man hatte eine Menge Truppen von den Armeen so wohl, die gegen Frankreich dienten, als aus Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Militärgrenze hierher verlegt, die größtentheils den Saamen des Todes in sich getragen haben sollen. Die mehresten dieser Soldaten starben in einem Alter von zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren ! ! ! Darunter waren viele, die zu Mantua gestanden hatten. Nun hörte ich nur noch ganz kürzlich von dem gewesenen Platzmajor dieser Festung, daß die allermehresten Soldaten, die auf diesem Dienste sich befanden, nachher gestorben wären.

Ich will diese Erklärung gelten lassen und auf das folgende Jahr, nähmlich 1797 übergehen; aber da findet sich eine noch größere Sterblichkeit. Gleichwohl wurde der Friede von Campo Formido schon in der ersten Hälfte dieses Jahres geschlossen; und wenn auch eine gewisse Zahl von kranken Soldaten nach Wien gebracht wurde, so konnte das auf das Ganze keinen so großen Einfluß haben,

denn in diesem Jahre starb beynahe jeder sechzehnte Mensch.

Nehmen Sie endlich das dritte Jahr auf der Liste, nähmlich 1798, in welchem alle Wirkungen des Krieges längst vorüber seyn mußten. Hier finden Sie freylich nur eine Sterblichkeit von 13,370 Personen; aber auch diese, mit 20 multiplicirt, gäbe eine Bevölkerung von 267,400, welche zu der Zeit schwerlich statt fand, da die hiesige Garnison in dem Jahre nicht so gar stark war. Wenn ich nun alle die Data von den Jahren 1796, 1797 und 1798 zusammen nehme, so folgt daraus, entweder, daß von hundert Menschen mehr als fünf hier sterben, oder daß die Bevölkerung von Wien der gemeinen Angabe von 270,000 Seelen näher kommt, als die wirklichen Zählungen, die die Regierung veranstaltet, sie bringen. — Sicher ist es, daß die sorgfältigste Zählung, oder, wie man hier sagt, Conscription, nie ganz fehlerfrey ist und, ihrer Natur nach, nicht seyn kann. Sie wird nie mehr Menschen herausbringen, als wirklich da sind; aber es ist unmöglich, daß nicht hier und da welche vergessen werden sollten, derer nicht zu gedenken, die man, aus gewissen Ursachen, zu verschweigen Mittel findet. Der Unterschied, der daraus entstehen möchte, läßt sich nicht berechnen, und jede Muthmaßung darüber möchte zu nichts, als Ungewißheit führen; wohl aber ist es möglich, daß die Bevölkerung von Wien von dem Jahre an, wo meine Zählungen aufhören, ansehnlich zugenommen hat. Alle Wiener, mit denen ich seitdem darüber gesprochen habe, behaupten es, und die neuesten Consumtionstabellen sind ein Beweis davon.

Folgende Data über die Oesterreichischen Staaten überhaupt, habe ich von verschiedenen Staats- und Geschäftsmännern gesammelt. — Die gegenwärtige Bevölkerung der ganzen Monarchie, mit den neuerworbenen Provinzen, setzt man auf etwan drey und zwanzig Millio-

nen Menschen. (Diese Angabe, obschon unbestimmt und vielleicht etwas zu niedrig, scheint mir doch, aus manchen Gründen, wahrscheinlicher, als die von 25,850,000, welche Herr von Liechtenstern in seiner Skizze einer statistischen Schilderung des Oesterreichischen Staates ꝛc. seitdem geliefert hat.) — Durch den Länder- Verlust und Gewinnst, den die Monarchie im gegenwärtigen Kriege gehabt hat, hat sie an Menschenzahl wenig, oder nichts verloren. Die, welche einen Verlust annehmen, setzen ihn höchstens auf 300,000 Seelen. — Durch den Venezianischen Antheil bekam man 1,800,000 Menschen, und durch Dalmatien etwas über 200,000. Das übrige durch den letzten Zuwachs von Pohlen. —

Galizien hat sich, seitdem es in Oesterreichischen Händen ist, um mehr als eine halbe Million vermehrt. Im Jahr 1776 war die ganze Bevölkerung dieses Landes 2,580,796, im Jahr 1780 war sie 2,797,119 und jetzt soll sie über 3,200,000 seyn, so daß sich diese Provinz, im Verlaufe von zwey und zwanzig Jahren um mehr als 600,000 Seelen vermehrt hätte. Und gleichwohl hat Oesterreich in dieser Zeit drey Kriege gehabt, wovon zwey höchst mörderisch waren, und wozu Galizien natürlich seinen Antheil an Mannschaft liefern mußte.

Das Einkommen von Oesterreich soll schon seit vielen Jahren zwischen achtzig und neunzig Millionen Gulden geschwankt haben, indem es schon längst über achzig gewesen, aber nie auf neunzig gekommen ist. Die schweren Kriegssteuern, die man gelegentlich bezahlt hat, werden als Ausnahmen betrachtet, und kommen hier nicht mit in Anschlag. (Wenn man also das Einkommen von Oesterreich auf 120 Millionen setzt, wie ich es seitdem auf einer statistischen Tabelle gefunden habe, so waren vermuthlich die Kriegssteuern mit in Anschlag gebracht. Uebrigens ist es seitdem durch neue Auflagen sehr ansehnlich erhöht worden.)

Polizey von Wien.

Ich komme wieder auf die Hauptstadt zurück, und gehe von ihrer Bevölkerung auf ihre Polizey über, jetzt eine ungeheure, wichtige, fast alles umfassende Maschine! Ehe ich in die verschiedenen Artikel eintrete, die ich unter diesen Titel bringen will, erlauben Sie mir, Ihnen eine Stelle aus dem „Neuesten Gemählde von Wien" abzuschreiben, das hier bey Doll 1797 herausgekommen ist. Ich werde mich, im Verfolge meiner Briefe über Wien, öfters auf dieses kleine, sehr nützliche Werkchen beziehen, das eine Menge guter Nachrichten und Bemerkungen enthält, und das vielleicht in Norddeutschland nur wenig bekannt ist.

„Das Polizeydepartement überhaupt theilt sich gleichsam in drey Instanzen:

1) Die sogenannten Bezirksdirectionen, deren acht in den Vorstädten, vier aber unmittelbar in der Stadt in dem eigentlichen Gebäude der Oberdirection sind.

2) Die sogenannte Polizey-Oberdirection befaßt sich mit der Einsicht des Totale in Wien, correspondirt auch mit den größtentheils erst unter Franz II. organisirten Polizey-Directionen in Lublin, Krakau, Lemberg, Triest, Inspruck, Freyburg. Die

3te endlich wird durch die Polizeyhofstelle gebildet, von welcher die wichtigsten, auf die öffentliche Ordnung und allgemeine Ruhe Bezug habenden Verordnungen an die hiesige Oberdirection und die Provinzialdirectionen schriftlich erlassen werden.

Die Summe der hiesigen beeidigten und Pensionsfähigen Polizeybeamten beschränkt sich auf vier und sechzig. Alle diese gehen in Civilkleidung, und sind von jeden andern Bürgern in den gesitteten Ständen nicht verschieden. Unter den jungen Leuten bemerkt man eine Auswahl der geschicktesten Köpfe, überhaupt aber beym ganzen Perso-

nale viele äußere Politur und sehr gefälliges Benehmen gegen jedermann.

Die Bezirksdirectionen haben für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit zu sorgen, zur Aufsicht über die Behandlung der Findelkinder mit zu wirken, ansteckende Krankheiten, welche sich bey einzelnen Familien zeigen, sogleich höhern Orts zu berichten, über Quantität und Qualität des Brotes, Mehls und Fleisches zu wachen, der niedrigsten und dürftigsten Classe, bey Wasser- und Feuersgefahr, immer am ersten aufzuhelfen, allen Unglücksfällen durch tolle Hunde vorzubeugen, genaue Aufsicht auf Fremde zu pflegen, die Sittlichkeit an öffentlichen Orten zu handhaben, auf Diebstähle Achtung zu geben, in den Theatern der Vorstadt die Stücke zu revidiren, alles Extemporiren der Schauspieler einzuberichten, alle Händel in den Wirthshäusern zu ahnden, wider mediciniſche Charlatane, religiöse Gaukler und politische Proselytenmacher genau das Amt zu handhaben u. s. w.

Die Räthe bey der Oberdirection bilden alle Tage eine ununterbrochene Commission, entscheiden über die von den Bezirken einlaufenden Rapporte. Nebst dieser Hauptcommission existiren aber noch bey dieser Stelle einige Nebencommissionen. Eine derselben beschäftiget sich mit der Untersuchung der Fremden aus mehreren Provinzen des Auslandes, vernimmt sie zu Protocoll über die Ursachen ihres hiesigen Aufenthalts, und fordert den Ausweiß über ihren Unterhalt. Durch diese Fremdencommission werden alle Jahre einige hundert bedenkliche Menschen von zweydeutiger Lebensart, unbestimmtem Nahrungsweg, frechem Benehmen ꝛc. von hier entfernt, auf Unkosten des Staates, wenn es nöthig ist, bis zur Grenze geführt, oder wenigstens zur Abreise angehalten. — Die Menschen, welche dieses Loos trifft, sind oft nichts weniger, als gemeine Leute,

sondern Marchesen, Reichsbarone, Abbati, Schriftsteller, Aerzte u. s. w.

Der Civilpolizey ist noch eine Militärpolizey zu Fuße untergeordnet, welche sich in allen, Ober- und Unterofficiers mit eingerechnet, auf 354 Mann beschränkt.

Die wirkende Kraft dieser ganzen Maschine, welche jenes schöne Phänomen öffentlicher Ruhe, das selbst dem Neider Bewunderung abzwingt, hervorzubringen weiß, liegt in den Seelen zweyer gebornen Ausländer, des Hofraths v. Schilling und des Regierungsrathes Erhard Ley, welche durch ihre umfassenden Einsichten und redliche Anhänglichkeit an den Monarchen, das Vertrauen des Polizeyministers, Grafen von Pergen, bewähren."

So weit mein Buch: und über den geheimen Theil der Polizey kann ich Ihnen auch nicht viel mehr sagen, wenigstens nicht mit Gewißheit. Da dieser Zweig der großen Maschine ganz im Stillen arbeitet, so erfährt das Publicum nichts von seinen Verhandlungen, als durch die Wirkungen; folglich wird auch in Gesellschaft nicht davon gesprochen. — Unter Leopolds Regierung wurde die geheime Polizey der Niederösterreichischen Regierung einverleibt, aber unter Franz II. wieder davon getrennt.

Viele Fremde fürchten sich sehr vor dieser geheimen Polizey, und einige auswärtige Gesandte geben denen, die ihnen empfohlen sind, gleich bey ihrer Ankunft starke Warnungen. Und diese sind wahrhaftig für manche Reisende sehr nöthig, welche überall, wohin sie kommen, das Recht zu haben glauben, über alles ihre Meinungen laut zu äußern: Meinungen, die öfters auf gänzliche Unkenntniß der Verfassung, der Einrichtungen und der besondern Lage des Landes oder Ortes, in welchem sie sich befinden, gegründet sind. Mich

hat kein Gesandter gewarnt, und ich habe nie etwas gefürchtet; denn außerdem, daß ich einem jeden meine Grundsätze über gewisse Dinge vorlegen könnte, versteht es sich von selbst, daß gemeine Klugheit in den gegenwärtigen Zeiten verlangt, daß ein Fremder sich über gewisse Maßregeln der Regierungen an öffentlichen Orten ganz und gar nicht auslasse, und mit Personen, die ihm unbekannt sind, in keine Art von politischem Gespräche eintrete. Wer aber über die Regierung eines fremden Landes und über die Staatsgeschäfte sich entweder unterrichten, oder urtheilen will, der muß auch dazu keine vermischten, zahlreichen Gesellschaften wählen.

Man sagt mir, daß die hiesige Polizey der Mitglieder mancherley habe, und daß man sie in den Gesellschaften aller Art treffen könne. Das will ich gern glauben; denn warum sollte eine wachsame Obrigkeit, in der gegenwärtigen Zeitlage, sich nicht bemühen, Nachrichten von allem einzuziehen, was im Publicum vorgeht? Auch kann mancher obrigkeitliche Diener, der in einem andern Fache angestellt ist, mancher Privatmann, Arzt, Rechtsgelehrter ꝛc. neben seinen andern Geschäften, mit der Polizey in geheimer Verbindung stehen, ohne deswegen den gehässigen Nahmen eines Spions zu verdienen. Sind doch im Grunde alle auswärtige Gesandte auf diese Art Spione. — Freylich wäre es besser, wenn keine Regierung dieser ängstlichen Wachsamkeit bedürfte; aber wir wissen leider, daß sie jetzt in manchen Ländern nur zu nöthig ist. Selbst in dem sonst so freyen London ist man seit einigen Jahren überall von Menschen umgeben, die über öffentlich geäußerte Meinungen wachen und Bericht darüber erstatten. Es ist ein Uebel unseres Jahrzehends, eine der herrlichen Früchte der Französischen Revolution. —

Daß Vorsicht übertrieben werden und in Aengstlichkeit ausarten könne, und daß dieses gelegentlich der Fall mit der Oesterreichischen Polizey sey, will ich auch gern glauben, denn es ist hienieden so gar schwer, die richtige Mittelstraße zu finden. Auch begreife ich sehr wohl, daß nicht alle Unterbediente der Polizey weise und einsichtsvolle Männer sind; daß mancher durch einen schiefen, trüben Blick, Dinge sieht, die nicht existiren; daß er, um den Obern seinen Eifer und seine Wachsamkeit zu bezeigen, manches angibt, das ohne alle Bedeutung ist; und daß diese Obern, um ihn in seiner Amtspflicht zu bestärken, über das und jenes Untersuchungen anstellen, was man besser mit Stillschweigen übergangen hätte; daß dadurch, endlich, ein Individuum unverschuldet gedrückt werden, oder ein Fremder in Ungelegenheiten kommen kann. — Auch das betrachte ich als ein Uebel unserer Zeiten. — Bisweilen entstehen daraus auch lächerliche Geschichten! Ich bin sehr bereitwillig, mitzulachen, ohne darum die allgemeinen Grundsätze zu verdammen, nach denen die Polizey verfährt.

Endlich liegt es in der Natur einer wachsamen Polizey, auf Alles zu achten, Alles anzuhören, Alles zu untersuchen. Das kann für den Bürger manchmahl seine Unbequemlichkeiten haben; aber das Ganze gewinnt dadurch, und es entstehen Vortheile daraus, die für die allgemeine Gesellschaft höchst wichtig sind. Ueberall, wo die Polizey eine große und sehr zusammengesetzte Maschine ist, werden geheime Verbrechen jeder Art viel leichter entdeckt, und zum Theil auch verhindert, als in Ländern, wo sie weniger sorgfältig arbeitet. Besonders findet dieses an großen und sehr bevölkerten Orten statt, wo die Verbrechen aller Art zu Hause sind. In den Gassen und selbst in den weitläuftigen Vorstädten von Wien genießen Sie, am Tage und

zu allen Stunden der Nacht, einer Sicherheit, die man nur dann erst recht fühlen kann, wenn man sich eine Zeit lang hier aufgehalten hat. Es ist ein eigenes, schönes Gefühl! Und das haben Sie der Polizey zu verdanken.

Daß die Polizey viele Fremde aus der Stadt und aus dem Lande schickt, habe ich öfters gehört und gelesen, und der Auszug, den ich weiter oben aus dem neuesten Gemählde von Wien machte, bestätiget es. Aber auch hier begegnet mir, was mir mit so vielen andern Dingen begegnet, und was mich gegen alle Sagen so mißtrauisch macht: es stimmt mit meinen Erfahrungen nicht überein. (In mehr als sechs Monathen, die ich hier zugebracht habe, wüßte ich doch auch nicht einen einzigen Fremden, der verschwunden wäre, habe ich nie von einem einzigen Menschen gehört, der fortgeschickt worden wäre. Der kalte Winter machte, daß die mehresten, die ich hier kennen lernte, so ziemlich bis an das Ende desselben ausharreten. Diejenigen aber, die abgingen, hatten es lange vorher erklärt und ihren Plan gemacht. Gleichwohl bleiben doch solche Fälle, wenn sie vorkommen, nicht unbekannt, und man redet gelegentlich davon, wie ich denn noch kürzlich von einem ausländischen Edelmanne hörte, von dem ich schon seit Jahren wußte, daß man ihn von hier weggeschickt hatte.)

Der Fälle von Leuten, die einigermaßen bekannt sind, mögen wohl nur wenige seyn. Man sagt mir auch, daß alsdann kein Schutz hilft, daß kein Gesandter Sie retten kann, ja daß Sie bisweilen nicht einmahl vor Gehör kommen, sondern ganz kurz den Befehl erhalten, in einer vorgeschriebenen Zeit Wien und das Land zu verlassen. Indessen geschiehet doch auch in diesem äußersten Falle dem Fremden kein Leid, wenigstens habe ich nie ein Wort davon gehört! Er hat

kein Gefängniß, keine Beeinträchtigung seines Eigenthumes zu befürchten; Alles, was man verlangt, ist, daß er die Oesterreichischen Staaten verlasse. Und das ist denn genau, was seit sechs Jahren in England unabläßig geschehen ist, und noch geschieht. Sie wissen, daß die Krone, d. h. der Minister und die Regierung, durch die Alien-Bill, das Recht hat, jeden Fremden, der seit einer bestimmten Zeit auf der Insel gelandet ist, wegzuschicken, ohne eine Ursache dafür anzugeben, ohne irgend jemand Rechenschaft abzulegen. Auch ist es allgemein bekannt, daß das Ministerium sehr oft von dieser Gewalt Gebrauch gemacht hat, und noch macht. Der ganze Unterschied ist, daß die Oesterreichische Regierung dieses eigenmächtig thun kann, und daß es in England erst einer Parlementsacte dazu bedurfte.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß vor einigen Jahren mehr Menschen aus dem Lande geschickt worden sind, als in dem letzten und vorletzten geschehen ist. Es gab eine Periode, wo man eine allgemeine Jagd auf Alles machte, was nur den geringsten Schein von Jacobinismus, oder Neufränkischen Meinungen hatte. Dadurch hat man nicht nur eine Menge Menschen dieser Art entfernt, sondern die Zurückgebliebenen sind auch vorsichtiger geworden.

Eine Folge dieser wachsamen Polizey ist auch, daß man hier, so wie in England, wegen der Reisepässe sehr schwierig ist. Indessen kamen wir mit einem gemeinen Schwedischen Passe von Stockholm bis Breslau, wo mir jemand gegen den Schwedischen einen Deutschen verschaffte, weil ich befürchtete, daß man uns irgendwo Schwierigkeiten machen würde, indem die Schwedische keine von den civilisirten, in Deutschland verstandenen Sprachen ist. Mit diesem Breslauer Passe sind wir ohne die geringste Schwierigkeit über die Böhmische Grenze gekommen, auch in Prag und Wien eingelassen worden.

(Dieses hat sich seitdem geändert, und ist nun größern Schwierigkeiten unterworfen. Ja in den Jahren 1799 bis 1801 wurden sogar die von den K. K. Ministern im Auslande ausgestellten Pässe nicht angenommen. Fremde mußten sich, um eingelassen zu werden, einen Paß aus der Staatscanzley schicken lassen. Seit dem Frieden ist dieses nicht mehr.)

Gemeine Stadtpolizey.

Unter dieser verstehe ich Alles, was die äußere Ordnung, die öffentliche Ruhe, Sicherheit, Gesundheit und Bequemlichkeit einer Stadt angeht, mit allen dahin gehörigen Anstalten. Sie ist von der vorher beschriebenen etwas verschieden, hängt aber doch so mit ihr zusammen, daß jene immer in diese eingreift und da fortfährt, wo die gemeine Polizey aufhört.

Ich betrachte die Stadtpolizey von Wien als eine der besten, die ich in irgend einer großen Stadt kenne, und vielleicht ist sie in diesem Augenblicke die beste in Europa. So viel Ruhe, so viel Sicherheit, so viel Bequemlichkeit bey der Menge von Menschen und Wagen, und in einem so kleinen und engen Locale! Nie habe ich noch in irgend einem Theile von Wien eine Schlägerey gesehen, äußerst selten eine laute Zänkerey gehört; höchstens von ein paar Weibern! Wer nicht mit Vorsicht gehet, läuft häufig an andere an: und fast immer wird das mit gegenseitiger guter Laune getragen. Ueberhaupt sehe ich hier durchaus viel gute Laune und guten Willen. Dieß ist nicht bloß die Wirkung der Polizey, denn diese kann nur das äußere Betragen der Menschen zwingen, in so fern es in Thätigkeit ausbricht; es ist Characterzug, ist Wiener Gutmüthigkeit.

Wenn Sie die engen Gassen dieser Stadt bedenken und die vielen hundert Wagen, die ohne Unter-

laß auf einem Raume umherrollen, den ich in vierzig Minuten umgehe, so sollten Sie natürlich erwarten, daß jährlich eine beträchtliche Zahl von Menschen verunglücken, und daß die Wagen häufig an einander fahren, sich beschädigen und oft so verwickeln müßten, daß ein langes Halten und eine allgemeine Verstopfung die Folgen davon seyn würden. Die Erfahrung aber lehrt, daß sehr wenig Menschen verunglücken, und nie bin ich drey Minuten lang auf dem nähmlichen Flecke im Wagen aufgehalten worden. Es muß sich freylich bisweilen zutragen, daß diese in gewissen Gassen sich verfahren, besonders wenn Bauerwagen darunter sind; allein es dauert nie lange; niemand bestehet hartnäckig auf sein Recht, jeder weicht aus und macht Platz, so bald und wo er kann, und alles wickelt sich auseinander, ohne Schelten und Geschrey. Freylich habe ich bey solchen Gelegenheiten bemerkt, daß immer jemand gegenwärtig ist, der wie ein Deus ex machina erscheint, und diese oder jene Anweisung gibt, jemand von der Polizey im bürgerlichen Kleide, der gerade wie von ungefähr sich da zu finden schien.

Man sage mir nicht etwan, eine äußerst wachsame Polizey sey die Tochter des Despotismus! In großen Städten muß sie bis auf einen gewissen Grad despotisch seyn: und überall, wo sie es nicht ist, wird der ruhige, friedliche Bürger allein darunter leiden. Ich sehe in den hiesigen Polizeybedienten nichts Hartes, nichts Unhöfliches! Wer sich mit Ruhe und Anstand beträgt, wird das Daseyn der Polizey nicht anders gewahr werden, als durch die wohlthätigen Wirkungen, die er selbst davon genießt, an die er oft vielleicht nicht einmahl denkt, weil nichts sichtbar da ist, das ihn auffallend daran erinnert, so daß er wohl glauben könnte, es müsse ohne weiteres so seyn. Ich gehe Abends freylich nicht zu Fuße; indessen trägt es sich

doch gelegentlich zu, und dann gehe ich auch in den entlegentsten Gassen von Wien mit eben dem Sicherheitsgefühle, mit dem ich in meinem Zimmer auf und ab wandele.

Alles, was ein Fußgänger in den Gassen dieser Stadt zu fürchten hat, sind die Wagen, besonders auf den Kreuzwegen: und dann ist man vor keinem Gebäude recht sicher, weil alle große Häuser Thorwege haben, so daß Sie immer Gefahr laufen, daß ein Wagen, der bisher im Durchgange stille stand, gerade in dem Augenblicke auf Sie zufährt, in welchem Sie vor dem Thorwege vorbey gehen. Auch fährt man hier sehr schnell, wie denn das der Gebrauch in allen großen Städten ist, wo es gerade am wenigsten seyn sollte; ja mich dünkt, ich habe bemerkt, daß man in den Hauptstädten von Europa immer in dem Maße schneller fährt, in welchem die Bevölkerung größer ist und die Gassen enger sind. Es ist auffallend, daß die Polizey es duldet; aber freylich müßte man da einer sehr großen und sehr angesehenen Menschenclasse zu nahe treten. Alle Schriftsteller über Wien ahnden diesen Umstand, und einige beklagen sehr pathetisch die Menge von Menschen, die jährlich in den Gassen dieser Stadt, theils beschädiget, theils auf Zeitlebens verstümmelt, theils auf der Stelle zu Tode gerädert werden. In der That bin ich oft mit Unruhe gefahren, und habe mich immer gewundert, daß alles ohne Schaden abging. Es ist damit, wie mit so vielen andern Dingen: sie geschehen ganz anders in der Wirklichkeit, als man es nach der Theorie erwarten sollte. Die Wahrheit ist, daß wenig Menschen auf diese Art beschädiget, und noch weniger getödtet werden. (Ich habe in sechs Monathen nie von einem einzigen Beyspiele gehört! Nun lasse ich mich gern bedeuten, daß zu Wien so manches in einem halben Jahre vorgehen mag, das ich weder gesehen, noch gehört habe; aber mich dünkt, daß, wenn solche Unfälle öfters vorkämen, ich doch irgend ein-

mahl in den mancherley vermischten Gesellschaften davon gehört haben würde, wo immer eine Menge leerer Köpfe alle Arten von Stadtneuigkeiten auskramen. Wenn eine Schildwache bey dieser großen Kälte auf dem Walle erfriert, so höre ich an zehen Orten davon reden.) Nie habe ich von einer Person gehört, die überfahren worden wäre! Gleichwohl können Sie Sich nichts Entsetzlicheres vorstellen, als aus einem der großen Schauspielhäuser zu Fuße zu gehen, wenn sie von ungefähr beyde zur nähmlichen Zeit sich enden. Ich habe bey gewissen Gelegenheiten von dem Theater des Kärntnerthores, die Kutschen in einer doppelten Reihe bis an das Schloß stehen sehen, wo sie an die stießen, die vor dem Burgtheater hielten, das gerade auch sehr voll war. Denken Sie Sich nun alle diese Wagen, die auf einmahl in Bewegung kommen, wie ich es gesehen habe, und von tausend Fußgängern durchkreuzt werden. Dicht am Burgtheater ist der kleine Michaelisplatz, wo sich die Straßen in viere theilen, wo zu allen Zeiten eine große Durchfahrt ist, und wo den Kutschen kein besonderer Weg angewiesen ist, oder seyn kann. — Aus diesem und vielen andern Dingen schließe ich, daß gewisse Schriftsteller so manches erzählen, was sie nie selbst erlebt haben, und daß sie besonders so gar Vieles als Regel und Tagesordnung annehmen, was im Grunde nur Ausnahme ist.

Manchem Unheil wird zu Wien durch die vortreffliche Beleuchtung abgeholfen, über die die Polizey auf das sorgfältigste wacht. Da sehe ich in diesem Augenblicke, bey einem schönen Vollmonde, an die hundert Laternen aus meinen Fenstern, und die einen und der andere sind so helle, daß sie mit einander zu streiten scheinen, wer das meiste Licht geben soll. Hier hat niemand eine Pension auf den Mondschein, wie einst zu Paris, auch macht man hier keine elende Ersparniß,

wie an manchen Orten, wo der Mond auch dann noch leuchten soll, wenn er bloß im Kalender steht, aber durch Regen und düstere Wolken nicht sichtbar wird.

Die Reinigung der Gassen läßt man zu Wien sich angelegen seyn, wie man es nicht leicht an andern Orten sieht. Und doch habe ich selbst über diesen Punct Klagen gelesen und von Fremden gehört, besonders diesen Winter, in welchem es in der That keine leichte Sache ist, eine solche Stadt auch nur erträglich rein zu halten. Wirklich sind manche Reisende höchst ungerecht! Ich habe viele gehört, die in gewissen Winterperioden über den Koth zu Wien klagten. Man möchte eben so wohl klagen, daß es zu Wien regnet, schneyet und thauet. Man bedenke doch, daß, wenn die Zahl der Leute, die jetzt angestellt sind, die Stadt zu reinigen, noch vermehrt würde, auch das Gedränge in den Gassen zunehmen, und so eine größere Unbequemlichkeit von einer andern Art entstehen müßte. — Auch bey kaltem und trockenem Wetter sind die hiesigen Gassenreiniger nicht müßig! Ich sehe sie ohne Unterlaß beschäftiget, entweder einen Theil des Schnees aus der Stadt zu führen, oder längs den Häusern das Eis und den mit Schnee gemischten und gefrornen Koth aufzuhacken, in Haufen zu sammeln und aus der Stadt zu befördern.

Den Preis der ersten Nothwendigkeiten des Lebens in einer großen Stadt so zu erhalten, daß der Landmann dabey bestehen kann, und der Bürger nicht gedrückt wird, ist eine der schwersten Aufgaben, welche zu lösen, ich doch von einer guten Polizey erwarte. Es gibt Länder, wo die Regierung gar nicht zu glauben scheint, daß es in ihr Fach gehöre, über dieses Gleichgewicht zu wachen und durch weise Maßregeln, bisweilen auch durch Aufopferungen, jedem Extreme vorzubeugen. Ein Maximum zu bestimmen, ist

eine despotische Maßregel; aber es gibt der Mittel so mancherley, dem Wucherer Grenzen zu setzen, ohne der Freyheit des Handels dadurch zu nahe zu treten, und zu verhindern, daß der Bürger und der Bauer einander gegenseitig drücken. So ist z. E. jetzt in mehreren Theilen von Deutschland der Gewinnst des Landmannes zu groß, und viele der ersten Bedürfnisse des Lebens stehen, ohne daß Mangel daran wäre, in einem zu hohen Preise. Auch in dieser Rücksicht ist die hiesige Polizey sehr wachsam, und hat Mittel gefunden, solche Preise zu erhalten, daß Wien immer eine der wohlfeilsten großen Städte in Europa gewesen ist. Und unter der gegenwärtigen Regierung ist man hierüber ganz vorzüglich sorgfältig, hin und wieder freylich mit Aufopferungen, die man allenfalls nur für eine so liebe Tochter, als die Hauptstadt ist, macht.

Hier sind einige Angaben aus dem Neuesten Gemählde von Wien.

	Pfd.	Loth.
Vor dem letzten Türkenkriege wog das		
schwarze Brot zu sechs Kreuzern =	5	8
das weiße = = =	3	27
Während des Türkenkrieges		
das schwarze = = =	2	3
Nach dem Türkenkriege		
das schwarze = = =	4	8
das weiße = = =	2	—
Im sechsten Jahre des Französischen Krieges		
das schwarze = = =	3	28
das weiße = = =	2	14

Also ist im sechsten Jahre dieses für Oesterreich so verwüstenden Krieges das Brot gar viel wohlfeiler gewesen, als es während des Türkischen war. Die Regierung wacht auf das sorgfältigste über die Kornwucherer, und behandelt sie mit äußerster Strenge. Steigt

aber das Getreide über einen gewissen Preis, so wird das Brot darum nicht auch verhältnißmäßig theuerer, sondern die Regierung trägt den Verlust. So soll sie gegen das Ende des Jahres 1795 Mehl auf dem Lande mit sieben und dreyßig Gulden gekauft haben, welches sie den Bäckern zu sieben und zwanzig überließ. Durch Aufopferungen dieser Art soll die Regierung in wenigen Jahren einen Verlust von 400,000 Gulden gehabt haben. *)

Das Holz, wovon im J. 1786 die Klafter sieben Gulden kostete, stand zehn Jahre nachher zu zwölf Gulden. Man fand diesen Preis zu hoch, und arbeitete dagegen. Vor einiger Zeit habe ich für eine Klafter hartes und eine Klafter weiches, zusammen neunzehn Gulden sechs und dreyßig Kreuzer bezahlt; und als Fremder, der solche Dinge dem Lohnbedienten überlassen muß, kann ich mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich theuerer gekauft habe, als die Einheimischen.

Hier wird es nicht dem Zufalle überlassen, wie viel Holz in die Stadt kommt, oder nicht kommt. Man sorgt dafür, daß auch im härtesten Winter eine hinlängliche Quantität vorräthig sey. Im Jahre 1796 wurden auf der hiesigen Holzstätte 266,062 Klaftern Brennholz abgeladen. (In dem entsetzlichen und ewig dauernden Winter von 1798 bis 99 hat es nie an Holz gefehlt, und kann es nie fehlen, weil die Regierung beständig eine große Niederlage hält, die als Rückhalt

*) Seitdem ich dieses geschrieben habe, sind die Preise der Lebensmittel, so wie auch des Holzes, sehr gestiegen, doch nicht so sehr, als die mehresten Wiener sich einbilden, weil sie nicht überlegen, daß ihr Geld in dieser Zeit um 25 bis 27 Procent schlechter geworden ist. Wer also die jetzigen Preise mit den im Jahre 1798 und 99 angegebenen vergleicht, muß die letztern allemahl um 25 Procent vermindern.

dient und jeden Mangel unmöglich macht. Am Ende dieses Winters, in welchem die Schiffahrt auf der Donau fast fünf Monathe lang gehemmt war, sah ich gegen Ausgang des Aprils, noch immer einen alten Holzvorrath, der nicht unbeträchtlich war. Der Preis des Holzes ist den ganzen Winter hindurch nicht einmahl merklich gestiegen, so groß auch dieses Mahl die Consumtion war. Aber die hiesige Regierung wartet nicht, bis der Augenblick des Bedürfnisses kommt, denn sonst hätten wir dieß Mahl hier erfrieren müssen. Da die Schiffarth der Donau so lange geschlossen blieb, so begreifen Sie wohl, daß es unmöglich war, das Holz aus Tyrol, Passau und Bayern — aus allen diesen Provinzen, und ich glaube selbst aus Schwaben, erhält Wien einen Theil seines Bedürfnisses — auf der Achse herbey zu bringen.)

Bey dieser Gelegenheit will ich der Heldischen Fabrik von künstlichen Brennziegeln gedenken. Ein Baron von Meidinger erfand diesen künstlichen Torf, oder Brennstoff, welcher aus Sägespähnen, Moos, kleinem Wurzelwerk, dürrem Laube, brennbarem Schlamme, Kohlenstaube, altem Papiere, gedörrtem Unkraute, Disteln, Lohe und Rindeabfällen besteht. Held, der Unternehmnr, bekam ein Privilegium, für welches er verbunden ist, alle Jahre sechs Millionen solcher Ziegel zu einem Preise zu liefern, der nie fünf Gulden, das Tausend, übersteigen darf. (Ich habe in der Folge gehört, daß sie nicht den Erwartungen entsprechen, die man davon hatte, und daß sie wenig gebraucht werden.)

Was die übrigen gemeinen Lebensbedürfnisse betrifft, so ist der Wiener Markt zu allen Zeiten sehr wohl versehen, und von den Garten und Feldgewächsen sind noch immer viele überaus wohlfeil.

Die Wachsamkeit und Thätigkeit der Polizey wird von oben herab rege gehalten, und der Kaiser selbst gibt ein rühmliches Beyspiel, indem er überall hineilt, wo ein öffentliches Unglück ist. Joseph II. benahm zuerst der Kaiserlichen Würde die altösterreichische Steifheit, in der sie immer mit Krone und Zepter und in dem langen Mantel Carls des Großen sich dachte. Der gegenwärtige Monarch ahmt hierin, wie in mehreren andern Dingen, seinen Oheim nach. (Bey der Ueberschwemmung, die der große Eistrieb verursachte, erschien er täglich an mehreren Orten in Person, munterte die Leute auf, stellte selbst an, und both Belohnungen aus. Mehreres wurde für Geldsummen gerettet, die andere auch schon gebothen hatten, und die man ausschlug, bis der Kaiser selbst sie wiederhohlte.)

Daß eine gewisse Güte bisweilen gemißbraucht wird, thut gar nichts zur Sache! Folgende Anekdote habe ich von einem Manne, der viel um Joseph II. war, und andere haben mich versichert, daß sie ihre vollkommene Richtigkeit hat. Der Kaiser begab sich, bey einer Ueberschwemmung, an einen Ort, an den sich niemand wagen wollte. Er ließ sein Fahrzeug mit Lebensmitteln füllen und theilte sie unter Menschen aus, die von Wasser umringt waren und Gefahr liefen, zu verhungern. Ein Mann, der eine Portion Rindfleisch bekam, stieß sie zurück, und verlangte Kalbfleisch. Joseph, der das nur halb gehört hat, dreht sich um, und fragt, was er sage. Man wiederhohlt es ihm wörtlich. Der Kaiser erkundiget sich, ob noch etwas Kalbfleisch da sey? und da sich einiges fand, befahl er, daß man es ihm geben sollte. Dieser Fürst wußte sehr wohl, wenn er nachsichtig seyn konnte, und hatte die Wirkungen davon genau berechnet.

Oeffentliche Anstalten und Stiftungen.

Auch diese gehören mit zu dem Theile der Regierung, den die Polizey umfaßt! Ich will hier in keine Beschreibungen der mannigfaltigen, großen und schönen Gebäude eintreten, die diese Stadt für Arme, Kranke, Gebährende, Findelkinder, Wahnsinnige ꝛc. besitzt; aber einige Verbesserungen will ich angeben, die unter der gegenwärtigen Regierung gemacht worden sind. Man hat verschiedene bessere Einrichtungen in einigen Armen- und Krankenhäusern getroffen, besonders in dem allgemeinen Krankenhause, welches vor ein paar Jahren den Dr. Frank zum Director bekam. Im J. 1795 wurden auch in dem Militärspitale mehrere heilsame Veränderungen gemacht. Auch in den allgemeinen Sanitätsanstalten sind vor nicht langer Zeit wichtige Verbesserungen getroffen worden. Dem allen ungeachtet behaupten einige Aerzte, daß die Behandlung in den Krankenhäusern noch immer fehlerhaft sey, und daß viele Menschen da stürben, deren Leben man retten könnte und sollte. Ich kann es nicht beurtheilen. Hat es damit seine Richtigkeit, so ist es bloß ein neuer Beweis, wie schwer es ist, gewisse Dinge im Großen gut zu betreiben, und wie die Regierungen, auch mit dem besten Willen, nicht immer auf das beste bedient werden.

Folgendes, das ich aus dem neuesten Gemählde von Wien ausziehe, mag Ihnen einen Begriff von dem Umfange dieser Anstalten, und von dem, was da geschieht, geben. — „Im December 1795 waren in dem eigentlichen Krankenhause 1130 Personen. Im Verlaufe des Jahres 1796 wurden 11,860 Personen darin aufgenommen, von welchen, und denen, die sich schon vorher da befanden, 1910 starben.

Leopold II. theilte die Vorstädte von Wien in acht Bezirke, und gab jedem eine eigene Polizeydire-

ction, welche vorzüglich dahin geht, das bürgerliche Leben der Einwohner zu sichern. Jeder Bezirk bekam einen eigenen Arzt, einen Wundarzt und eine Wehmutter, sämmtliche mit Jahresgehalt, um denen beyzustehen, die die ärztliche Hülfe nicht bezahlen können. — Im Jahre 1795 wurden durch diese Anstalt 19,820 Kranke besorgt, wovon 464 starben, 623 aber in das allgemeine Hospital gebracht wurden. Im Jahre 1796 ist diese Anstalt auch auf die innere Stadt ausgedehnt worden. Auch hier werden die Arzneyen unentgeldlich gegeben. — Im J. 1790 betrug in den Vorstädten die Apotheker-Rechnung 19,000 Gulden.

Im Gebähr- und Findelhause blieben im December 1795 noch fünf und neunzig Mütter, welche Zahl im folgenden Jahre mit 1904 Müttern vermehrt ward. Von dieser vereinigten Summe starben 111 Mütter, folglich von achtzehn noch nicht eine, (also wenige mehr, als nach der gewöhnlichen Sterblichkeit, nach welcher ich rechne, daß zu Wien ungefähr von neunzehn Personen eine stirbt.) — Im Decbr. 1795 waren in diesem Hause noch achtzehn Kinder. — Im J. 1796 wurden 1849 Kinder von den da sich befindlichen Müttern geboren. 1842 dieser Kinder wurden in äußere Verpflegung gegeben.

Im Tollhause befanden sich im Decbr. 1795 der Wahnsinnigen 261, wovon 156 männlichen, 105 weiblichen Geschlechts waren. — Im J. 1796 wurden 190 Personen aufgenommen, und 122 entlassen.

Außer den genannten gibt es noch drey Klosterspitäler und eins für die Juden. Und alle diese Anstalten sind bloß für bürgerliche Personen, denn die Soldaten haben ihr großes Militärspital, wovon aber der Verfasser, vermuthlich aus Ursachen, keine Zahlen angibt.

„Das Judenspital ward 1793 errichtet, und hat zur Aufschrift: „Krankenspital für die leidende Menschheit, erbauet von der hiesigen Israelitischen Nation.“ Es ist unstreitig das reinste Spital, und in welchem die Kranken am besten gepflegt werden. Der Baron von Arnsteiner schoß 20,000 Gulden zum Baue vor, ohne wegen der Abzahlung hinlänglich gedeckt zu seyn.“

Feueranstalten.

Auch die hiesigen Feueranstalten machen der Polizey Ehre! Gewisse Beyspiele, in wie fern sie die Wirkung einer öffentlichen Anstalt auf die allgemeine Meinung zeigen, beweisen oft mehr, als die umständlichsten Beschreibungen. Ich befand mich einmahl in einem Hause in der Kärntherstraße, welche sehr enge ist, als auf einmahl, etwan um sieben Uhr Abends, ein Lerm entstand. „Was ist das?“ riefen die Fremden. — „Ein Feuer,“ sagten ganz gelassen die Einheimischen. — Wir erfuhren gar bald, daß es im vierten Hause von uns war; aber jedermann von der Familie, bey der ich mich befand, war so ganz und durchaus gleichgültig dabey, als ob es etliche Meilen von hier gewesen wäre. Da erfuhr ich denn, daß man kein Beyspiel von einem abgebrannten Hause in der Stadt hat, und daß, wenn das Feuer in einem der obern Stockwerke ist, man in den untern nicht räumt. So wie Joseph, erscheint auch der gegenwärtige Kaiser bey jedem Feuer, es sey in der Stadt, oder Vorstadt. Man hält, zu diesem Zwecke, ein Pferd, das Tag und Nacht gesattelt ist. —

Bey der Gelegenheit erzählte ein Kaiserlicher General ein Beyspiel von Josephs Muthe, oder, wenn Sie wollen, Tollkühnheit. Bey einem großen Feuer zu Semlin, wo die Anstalten sehr schlecht sind, war dieser Fürst gegenwärtig und gab Befehle. Da kommt ein Mensch und sagt dem damahligen Hauptmann und nunmehrigen

Generale * * daß zunächst dem Hause, wo der Brand am größten war, und vor welchem sich Joseph befand, ein Armenischer Kaufmann wohne, der beständig Schleichhandel mit Pulver getrieben, und in diesem Augenblicke zwey uud funfzig Fässer in seinem Hause habe. Der Officier zeigt es dem Kaiser augenblicklich an, und bittet ihn, sich zu entfernen. Dieser fragt ruhig, von wem er das habe? Und als die Aussage bestätiget wurde, befahl er, daß man die Sache untersuchen solle, ohne die ganze Zeit über von der Stelle zu weichen. Der Officier fand — freylich nicht zwey und funfzig Fässer, aber doch fünf Tonnen Pulver. Der Kaiser gab hierauf Befehl, daß sie weggeschafft werden sollten, und wurde mit Mühe beredet, den Ort zu verlassen.

Folgendes scheint eigentlich unter die Rubrik der Censur zu gehören, war aber doch wohl im Grunde eine Verfügung der Polizey, welche denn überhaupt mit jener in ziemlich enger Verbindung steht. Hier ist von nichts wenigerm die Rede, als von dem Verbothe eines Gebethbuches, das ein Lieblingswerk der Wiener ist, und das in mehreren Rücksichten eine umständlichere Erwähnung verdient.

„Gott ist die reinste Liebe. Mein Gebeth und meine Betrachtung, von dem Hofrath von Eckartshausen.“ Dieß ist der volle Titel eines Werkes, von dem man hier mehrere Auflagen gemacht hat, und das fast in jedem Hause zu finden ist. Viele behaupten, es könnten nicht weniger als 10 bis 12,000 Exemplare davon in Wien seyn: und dieses Andachtsbuch, an dem so viele sich labten, und das so manche Dame neben der Rothbüchse auf ihrer Toilette liegen hatte, ist seit kurzem verbothen worden. Man fragte sich denn häufig, was wohl die Ursache dieses Verbothes seyn könnte? — Ein Frauenzimmer sagte, daß das Buch in der That sehr schön wäre; aber man könnte doch dabey

anmerken, daß, wenn jemand einen recht kräftigen Liebesbrief schreiben wollte, so könnte er ihn aus verschiedenen Stellen dieses Gebethbuches ganz zusammentragen. Ich war schon vorher durch einen Schriftsteller darauf aufmerksam gemacht worden, der es als einen Beweis des guten Geschmacks und aufgeklärter Frömmigkeit anführt, daß dieses Werk in jedermanns Händen sey. Ich ließ mir es nun hohlen, und fand in der That eine sehr merkwürdige Erscheinung! Schon das liebliche Toilettenformat, das feine Papier und der niedliche Druck empfehlen es den Damen und schönen Geistern; weit mehr aber die schöne, gesuchte, empfindsame, und fast durchaus dichterische Sprache. Es grenzt oft an Schwärmerey; aber es ist die Schwärmerey eines eleganten Geistes. Ich begreife, daß es für eine lebhafte Einbildungskraft und für kränkelnde, empfindelnde Seelen gefährlich werden kann. Kurz, der Gedanke ist ganz neu, ein Buch der Andacht in diesem Tone zu schreiben. — Der Titel erklärt hinlänglich den Zweck des Verfassers, Gott als das liebenswürdigste Wesen darzustellen, ihn bloß von dieser Seite zu zeigen. — Nun einige Stellen zur Probe!

„Ich fühle mein Daseyn. Mein Auge sieht die Herrlichkeit der Natur, die blühenden Fluren, den grünen Hayn, die majestätischen Wälder; mein Ohr hört das Rauschen der Bäche, die Töne der Lerche, die Lieder der Nachtigall. Ich rieche die aromatischen Blumen, fühle den Wohlgeruch der duftenden Rose; meine Wangen sind empfänglich der Einflüsse des sanften Westes; der leise Zephyr spielt mit meinen Locken, und kühlt mit seinem Hauche meine heißen Wangen.“

Aus einem Morgenliede:

Wenn in jener sanften Stunde,
Wo es auf den Bergen tagt,

Meine Seele ihre Wunde
Ihm, dem Gott der Liebe, klagt;
Wenn sie sich nach Labung sehnet,
Und, voll reiner Zuversicht,
Zu ihm, der die Herzen kennet,
Vom Gefühl der Liebe spricht ꝛc.

„Betrachte mein Auge! In Thränen spiegelt sich die Sonne, wenn sie untergehet, und die Morgenröthe hört mein Seufzen ꝛc.“

„Aber was dünkt Ihnen von folgender Stelle: — „Könnten Martern deine Gerechtigkeit besänftigen, so würde ich sie gern erdulden; könnten neue Höllen das Unrecht gut machen, das ich that: so verschließe mich in diese Höllen; nur raube mir den Gedanken deiner Liebe nicht ꝛc.“ — „Zerfällt diese Hülle auch in Staub, so hoffe ich noch auf dich; und werde ich auch selbst zu Staub, so hofft der Staub auf dich.“

Daß er abwechselnden Ausdruck, angenehme weiche Bilder und ein liebliches Geklingel von Worten mehr sucht, als Gedanken, mag folgende Stelle beweisen, wenn es nicht schon einige der vorigen gezeigt haben.

Die Quellen, die von den Bergen rauschen,
Die Bäche, die sich durch die Wiesen schlängeln,
Die Schatten, die am Mittage uns laben,
Die kühlenden Stunden des Frühlings,
Die schwülen Tage des Sommers,
Die fruchtreichen Zeiten des Herbstes,
Die Ruhe und Stille des Winters,
Die Freuden jedes Morgens,
Die Labung des Mittags,
Die Ruhe und Stille der Nächte,

verkündigen uns deine Liebe.

Es ist ein sonderbarer Einfall dieses Schriftstellers, mehrere Gellertsche Lieder in poetische und bisweilen in sehr unpoetische Prosa zu übersetzen. (That er das, um seinen katholischen Brüdern den protestantischen Verfasser zu verbergen, dessen Nahmen er sorgfältig verschweigt?)

Elfter Brief.

Wiener Censur — Anzeiger der verbothenen Bücher — Geschichte der Censur unter Joseph II. — Zustand derselben unter der gegenwärtigen Regierung — ihr jetziger Zustand — wie man sich Bücher verschafft — Englische Bücher — Leihbibliotheken — Zeitungen — geschriebene — Griechische — Hoffmanns Predigerkritik — Wirkung der Censur auf die Geistesproducte des Landes — über Preßfreyheit — Unterschied im literarischen Geschmacke der Norddeutschen und Oesterreichischen Völker — wenig Verbindung zwischen Süddeutschland und Norddeutschland in Rücksicht auf den Büchermarkt — Wien nur halb eine Deutsche Stadt.

Wien, den 10 Jan. 1799.

Die Wiener Censur*) und der Anzeiger der verbothenen Bücher (Index librorum prohibitorum, den man auch bisweilen schlechtweg den Index nennt) stehen

*) Bey dieser neuen Ausgabe meines Werkes hat mich kein Artikel in so große Verlegenheit gesetzt, als der über die Censur. Ich wußte sehr wohl, daß seit dem Jahre 1798 vieles, sehr vieles sich geändert hat. Ich fand es schwer und beynahe unmöglich, das, was ich über den Artikel geschrieben, mit der gegenwärtigen Lage der Sachen in Verbindung zu bringen: und eine fortgesetzte Geschichte der Wiener Censur zu schreiben, hatte ich nicht Thatsachen genug, war ich wirklich nicht hinlänglich über das Besondere unterrichtet. Schon war ich im Begriffe, den ganzen Artikel zu vernichten, als einige Freunde, auf deren Urtheil ich baue, mich anlagen, ich sollte ihn, et-

jetzt in gewissen Puncten mit der Polizey in genauerer Verbindung, als man vielleicht glauben sollte. Ich fühle, daß ich einen schlüpfrigen Boden betrete, indem ich diesen Artikel zu behandeln unternehme; denn in Norddeutschland sind wir so gar geneigt, zu lachen, so bald nur jemand diesen Index nennt. Er ist zum Sprichworte und zu einem Mährchen geworden, und es ist eine allgemein bekannte Sache, daß man in jeder neuen Liste einen grossen Theil der besten Werke findet, die jedes Mahl zuletzt erschienen sind.

Eine Büchercensur hat zu allen Zeiten und ungefähr in allen civilisirten Ländern von Europa existirt; schon die Griechen und Römer kannten sie. Nur in der Art, sie auszuüben, bestand der große Unterschied. Die Oesterreichische war immer etwas ängstlich, und wurde unter der Regierung von Maria Theresia in ein System gebracht, das allerdings für das Publicum drückend war, und vielleicht manche Geistesproducte im ersten Keime erstickte.

Joseph II. kam auf den Thron, behielt die Censur zwar bey, suchte aber, die Schriftsteller so wohl als das Publicum auf einen viel freyern Fuß zu setzen. Alle seine Verordnungen wurden in Eile gegeben, und manche waren nicht genugsam durchdacht, oder mit hinlänglicher Bestimmtheit ausgedrückt. Die über die Censur waren so beschaffen, daß das Collegium oft in Verlegenheit kam. Dem Gesetze nach durfte nichts ohne Censur gedruckt werden, und wer dagegen handelte, wurde an Gelde gestraft,

wan mit einigen Abkürzungen, stehen lassen, und am Ende einige Anmerkungen beyfügen. Sie meinten, es wäre allemahl interessant zu wissen, was die Wiener Censur zu verschiedenen Zeiten war, und vielleicht würde ein künftiger Reisender durch meinen Aufsatz bewogen, genaue und sichere Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand derselben einzuziehen und uns eine fortgesetzte Geschichte davon zu liefern.

wovon man mehrere Beyspiele hatte. Manche Censoren, die die alten Zeiten nicht vergessen konnten, verfuhren noch immer willkührlich genug, und verdammten, was nach dem Sinne des Kaisers nicht verdammbar war. Andere zeigten sich gelinder, und wurden es durch die Duldsamkeit des Fürsten immer mehr und mehr. Oft entstanden Zweifel, und so geschahe es häufig, daß man sich mit gewissen Werken geradezu an den Kaiser selbst wandte, weil man sich nicht getraute, auf die eine, oder die andere Art darüber zu entscheiden. Das Ende davon war mehrentheils, daß er sagte, „man solle sie laufen lassen.“ Besonders erlaubte er fast alles, was gegen ihn selbst geschrieben war. Doch will man bemerkt haben, daß die Zügellosesten dieser Classe am Ende alle in Ungelegenheit und Strafe kamen, weil man sie immer irgend eines Angriffes wegen faßte, den sie auf die gemeinen Obrigkeiten, auf den Cardinal Migazzi, oder auf sonst jemand gethan hatten. Indessen gewöhnte sich der Wiener allmählich, Ketzereyen aller Art zu lesen, und von dieser Gewohnheit hat er noch jetzt so viel, daß er nicht gleich über alles auffschreyt, wie er es unter Theresia that, sobald ihm etwas Ungewöhnliches vorkommt.

Hätte Joseph länger regiert, so wäre die Censur vermuthlich auf den Fuß gekommen, auf welchem sie in den mehresten protestantischen Ländern ist. Aber er starb, nachdem kurz vorher die Französische Staatsumwälzung ausgebrochen war. Beyde Umstände gaben der Wiener Censur eine andere Wendung, und seitdem sind neue Einrichtungen getroffen worden. Ich gestehe, daß ich die Grundsätze nicht klar absehen kann, nach welchen sie handelt; aber so viel ist gewiß, daß die Männer, aus denen sie zusammen gesetzt ist, nichts weniger als Obscuranten, Pfaffen und Mönche sind; einige Mitglieder, die ich persönlich kenne, gehören unter die guten Köpfe von Wien, sind hell sehende, selbst denkende Männer, und zum Theil

als Schriftsteller in Deutschland wohl bekannt. So viel ich abnehmen kann, stehen sie unter einem höhern Zwange und haben sich, diesem zu Folge, ein System gebildet, das ich das System der mehreren Sicherheit nennen will. Sie verfahren nach einer gewissen Form und Regel, die wohl von Zeit zu Zeit von oben herab näher bestimmt werden mag. Ich bin fest überzeugt, daß ein N. ein N. und ein N. manchmal über das Verdammungsurtheil lacht, (vielleicht auch seufzt) das er so eben ausgesprochen hat.

Hauptsächlich wachen sie jetzt über den Artikel der Politik! — Zwar um das alte Gift scheint man wenig bekümmert zu seyn: und so mögen die Leute Voltaire, Rousseau, Locke, Raynal und zwanzig andere dieser politischen Ketzer lesen, die in den Leihbibliotheken zu haben sind, wofern nur nichts Neues aus den Zeiten der Französischen Revolution eingeführt wird. Aber auf alles, was dahin einschlägt, machen sie auf das unbarmherzigste Jagd, und dann — auf alles, was die Oesterreichische Regierung und Verfassung betrifft, oder auf irgend eine Art sich dahin bezieht. Auch der leiseste Tadel irgend eines Theiles dieser Regierung, irgend eines Ministers, irgend eines Individuums der herrschenden Familie, verschafft dem Schriftsteller einen Platz im Verzeichnisse der verbothenen Bücher.

In Rücksicht auf Alles, was die Französische Staatsumwälzung und die mancherley Grundsätze betrifft, die von da aus sich in der Welt verbreitet haben, geht die Censur so weit, daß sie nicht nur Alles verurtheilet, was dafür, sondern auch, was dawider geschrieben wird. Es ist ein Noli me tangere, ein Scheusal, das man vor aller Augen verbannen und auch nicht einmahl zur Warnung aufgestellt wissen will. Auf diese Art sind nach und nach die mehresten Journale hier verbothen worden, in wie fern sie nähmlich in den

Kaffeehäusern gehalten wurden. — Auch läßt sich mancher Censor durch Dinge dieser Art in Werken beunruhigen, die eigentlich weder von der Französischen Revolution, noch von irgend einem Theile der Oesterreichischen Regierung handeln. Aber er befolgt das System der mehreren Sicherheit, wie ich es weiter oben nannte, thut lieber zu viel, als zu wenig, und denkt vielleicht dabey, daß der Bücher noch immer genug in der Welt bleiben. Sicher ist es, daß er durch diese Verfahrungsart jedem Vorwurfe von oben herab entgeht. Daher muß man sich denn im Index die Titel so mancher Werke erklären, von denen man eigentlich nicht absehen kann, wie sie dahin kamen.

Und nun habe ich auch das Schlimmste gesagt, was sich gegen die Wiener Censur aufbringen läßt. Aber ich würde sehr ungerecht und parteyisch seyn, wenn ich nicht auch den Unterschied zeigte, der sich zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und seinen Wirkungen findet. Es gibt der Dinge so viele, die in der Ferne ganz anders aussehen, als in der Nähe; anders, wenn man sie nur in ihrer Theorie, und wenn in ihren Folgen betrachtet. Die Wiener Censur ist bey weitem der Popanz nicht, der sie, wenn man bloß ihren Index betrachtet, zu seyn scheint, oder zu der sie einige Schriftsteller zu machen wünschten. Sie hat keinesweges auf das gelehrte, oder gebildete Publicum die nachtheiligen Wirkungen, die einige Schriftsteller bloß durch ein Raisonnement ihr zuschreiben, das nicht auf Wirklichkeit und Erfahrung gegründet ist.

Glauben Sie ja nicht, daß man die Werke nicht haben könne, die in dem Verzeichnisse der verbothenen Bücher stehen, den Sie in der Jenaischen Literaturzeitung alle Monathe abgedruckt finden! Wer es darauf anlegt, wird sie am Ende sich alle zu verschaffen wissen; ja die allermehresten davon sind sehr leicht zu haben. Der regel-

mäßige Gang ist dieser: Alle Bücher, die eingeführt werden, kommen auf die Mauth, d. h. das große Zollhaus. Der Buchhändler, oder wer es sonst ist, der Bücher einführen will, gibt das Verzeichniß davon dem Censursecretär, welcher gleich aus den Titeln ungefähr sieht, für welchen Censor ein jedes gehört. Die angekommenen Bücher werden vertheilt und censirt, und dann wird Bericht darüber erstattet. Diejenigen, welche man unbedingt erlaubt, werden dem Eigenthümer von der Mauth ausgeliefert; was aber ganz verbothen worden ist, schickt man in das Ausland zurück, denn confiscirt oder verbrannt wird nichts. Man sagt mir, daß der Bücher, welche zurückgeschickt werden müssen, immer nur sehr wenige sind. Die übrigen, welche weder geradezu erlaubt, noch ganz schlechterdings verbothen sind, werden in einen Schrank gesetzt, deren jeder Buchhändler einen eigenen auf der Mauth hat, und wozu er so wohl als der Censor einen Schlüssel besitzt. Verlangt jemand ein solches Buch, so schreibt er den Titel nebst seinem eigenen Nahmen auf einen Zettel, dergleichen die Buchhändler schon vorräthig haben, und erklärt, daß es für seinen Gebrauch ist. Es versteht sich, daß es eine Person seyn muß, die in der Stadt bekannt ist. Wer nicht selbst bekannt ist, wendet sich an jemand, der es ist, und bittet ihn um seinen Nahmen. Nun stehet es der Censur noch immer frey, abzuschlagen; allein es geschieht äußerst selten. Führt jemand Bücher ein, ohne sich der Buchhändler zu bedienen, so ist der Gang immer der nähmliche; die Bücher werden auf die Mauth gebracht, und der Censursecretär vertheilt sie an die Censoren, wie vorher; nur fällt in diesem Falle natürlich die mittlere Instanz weg; die Bücher werden entweder dem Eigenthümer eingehändiget, oder ihm ganz verbothen: in welchem Falle er sie zurückschicken kann.

Manchmahl, wie es denn so in der Welt geht, nimmt sich ein Censor eine Freyheit heraus, zu der er eigentlich nicht berechtiget ist. Er soll erlauben, oder ver-

biethen, ohne weitere Anmerkungen! Ein Frauenzimmer ließ eine Ladung Französischer Romane kommen, die ihr von verschiedenen Personen empfohlen worden waren, wie denn so bisweilen im Gespräche das und jenes empfohlen wird. Einige derselben mochten etwas schmutzig seyn; und diese behielt der Censor zurück, weil, wie er sagte, es sich für ein Frauenzimmer nicht schicke, solche Sachen zu lesen. — Dergleichen Vorfälle sind unangenehm; allein überall, wo es Censoren gibt, versteht es sich von selbst, daß man bisweilen vom Individuum abhängt, und von dessen Art zu sehen und zu fühlen, in Rücksicht auf Gelindigkeit so wohl, als auf Strenge.

Ich weiß wohl, daß man zu Berlin, Leipzig, Göttingen ꝛc. darüber lacht; auch will ich hier nicht untersuchen, wie weit eine gewisse Art von Censur die allgemeine Aufklärung zurückhalten mag; aber einige Bemerkungen erlauben Sie mir, die hier gewiß nicht am unrechten Orte stehen. — Man hat mir gute und mancherley Gründe für diese und jene Verfahrungsart der Wiener Censur gegeben; allein ich setze das Alles bey Seite, und will nur bey einem einzigen Puncte stehen bleiben.

Glauben Sie, daß Norddeutschland durch die Menge politischer Werke und Journale, womit man es seit mehreren Jahren überschwemmt hat, wirklich aufgeklärter, weiser geworden ist? Glauben Sie, daß das große Publicum, das diese Schriften in seinen Lesegesellschaften hält, praktisch richtigere Begriffe über Regenten und Unterthanen, und über die gegenseitigen Pflichten beyder erhalten hat? und ganz vorzüglich — daß dieser oder jener ein besserer Bürger dadurch geworden ist? — Ich darf Ihre verneinende Antwort nicht erwarten, denn ich bin ihrer im voraus gewiß. — Nein, ich glaube vielmehr, daß durch diese Schriften mancher ein schlechterer Bürger, ein Räsonneur, politischer Kan-

nengießer, Unruhestifter und Taumelkopf geworden ist. Haben nicht Ladenkrämer, Kaufmannsdiener, Handwerker und selbst Handwerksbursche, eine Menge roher, unverdauter politischer Begriffe und Grundsätze in den Kopf bekommen, die sie im Wein- und Bierhause auskramen und oft noch schwächern Mägen, als die ihrigen sind, auftischen! Ist nicht mancher dadurch auf Klagen gerathen, die ihm vormahls nie einfielen? Ist nicht dieser und jener mit seiner bürgerlichen Lage, in der er ehemahls glücklich war, unzufrieden geworden? Und sind nicht endlich alle diese Dinge Ursache, daß die Preßfreyheit seit acht Jahren in allen Ländern von Europa mehr oder weniger vermindert worden ist? Ist sie doch selbst in Frankreich eingeschränkt, ja höchst despotisch eingeschränkt.

Dieß sind leider Betrachtungen, die manchen Freund der wahren Freyheit seit einigen Jahren genöthiget haben, seine Meinungen über diesen Gegenstand zu ändern. Ich gestehe gern, daß auch ich schon längst unter diese Zahl gehöre, und daß ich fürchte, daß die große Menschenmasse nicht durch Vernunftschlüsse und durch eine gewisse Art von Aufklärung, deren der gemeine Haufe nicht fähig ist, sondern durch eine überwiegende Macht, durch welche der Gehorsam zur Gewohnheit wird, regiert werden müsse. — Wenn eine gewisse politische Aufklärung die Menschen zu bessern Bürgern machte, so hätte Genf die glücklichste Republick in den Jahrbüchern der Geschichte seyn müssen; denn ein Volk, unter dem Kenntnisse und politisches Räsonnement allgemeiner verbreitet waren, gab es auch unter den Griechischen Republicken, gab es vielleicht zu Athen nicht. Gleichwohl waren die Genfer nie fünf Jahre hindurch vollkommen ruhig, und das lange vorher, ehe Frankreich an eine Staatsveränderung dachte.

Sonst waren die Englischen Bücher strenge verbothen, und ich weiß von keiner Verordnung, die dieses

Verboth förmlich aufgehoben hätte; aber das weiß ich, daß der Buchhändler Degen, der Reitschule gegenüber, die schönste, prächtigste und vollständigste Niederlage von Englischen Werken hat, die ich, neben der Eßlingerschen zu Frankfurt, in Deutschland kenne. Bey ihm finden Sie so ziemlich das Wichtigste der gesammten Literatur dieses Landes, und man sagt mir, daß er jedes Englische Buch, auf Verlangen, herbeyschaffen könne, im Falle es in seiner Niederlage sich nicht fände.

Merkwürdig ist es, daß die Wiener Censur ihre Wachsamkeit nur in der ersten Instanz zu zeigen scheint! Ich habe schon erinnert, daß es Leuten von Erziehung und Kenntnissen nicht eben sehr schwer fällt, sich so ziemlich jedes Buch zu verschaffen, das sie wünschen. Die Menge von Werken aller Art, die ich hier sehe, und die doch im Verzeichnisse der verbothenen stehen, sind mir Bürge dafür. Die Censur gibt die Erlaubniß, und scheint sich nicht weiter zu bekümmern, was aus diesen durch Erlaubniß eingeführten Büchern in der Folge wird. Ich bin überzeugt, daß viele derselben nach und nach ihren Weg in die öffentlichen Leihbibliotheken finden, wo die Censur sie nicht weiter in Beschlag nimmt, wofern das Buch nur nicht gar zu notorisch ist.

Die Leihbibliotheken sind also zeither nur wenig eingeschränkt gewesen. So sehr auch einige Schriftsteller die Wiener Censur als barbarisch anklagen, und so entsetzlich sie die Folgen derselben zu seyn behaupten, so vermag doch alle das Geschrey nichts gegen einfache Thatsachen, die ich Ihnen vorlegen will. Es gibt der Leihbibliotheken hier mehrere, worunter ich die von Binz auf dem Stephansplatze gewählt habe, weil sie die beste seyn soll. Sie ist so zahlreich, daß das gedruckte Verzeichniß davon mehrere Bände füllt. Hier finden sich und hier kann jedermann täglich für einen Kreuzer haben — die mehresten Schriften von Voltaire, Rousseau, Locke

und einer Menge anderer kirchlichen so wohl als politischen Ketzer. Und damit Sie nicht etwan glauben, daß man in ausländischen Sprachen nachsichtiger sey, als in der deutschen, so habe ich diesen Augenblick die gedruckten Verzeichnisse der Binzischen Sammlung vor mir, und finde darin den größten Theil von Rousseau und Voltaire übersetzt, und unter andern — was mich wirklich befremdet, auch schon darum befremdet, weil es gar nicht ein Buch für gewöhnliche Leser ist — Shaftsbury's philosophische Werke. — Auch fand ich da eine Deutsche Uebersetzung des Mährchens von der Tonne. Das Englische Original war mir schon im Verzeichnisse der ausländischen Bücher aufgefallen. Ich führe alles das mit Fleiß an, damit Sie Sich einen richtigen Maßstab von der hiesigen Lesefreyheit machen können. Denn, wenn ich Ihnen sage, daß alle diese Werke und hundert andere dieser Art bey einem Bücherverleiher zu haben sind, so ist doch das unendlich mehr, als wenn ich Ihnen bloß sagte, sie fänden sich in den Buchläden zum Verkaufe. *)

Ein Reisender führt an, daß vor achtzehn Jahren Mendelsohns Phädon in Wien durchaus nicht zu haben war, und erzählt eine Geschichte von jemanden, dem man ihn wegnahm. Jetzt kann bey meinem Bücherverleiher jedermann den Phädon, so wohl als Mendelsohns übrige philosophische Schriften bekommen, so wie mehreres von Garve, Zimmermann, Jerusalem, Herder, auch Kants Kritik der reinen

*) Auszug aus einem Privatbriefe aus Wien von 1803.
„Die Leihbibliotheken sind durch ein Handbillet seit ungefähr einem Jahre ganz untersagt! Welch ein Zwang für Fremde und Leute, die keine eigenen Büchersammlungen haben! Zum Glück kommen solche Gesetze nach einigen Monathen in Vergessenheit Binz hat seinen Schild abgenommen; wenn er aber heimlich Bücher verleiht, so ist das allemahl mit Gefahr verknüpft.“

Vernunft, nebst zwey andern seiner Werke. (Ich zweifele, daß man in den Lesebibliotheken von Norddeutschland viele Werke von diesen Schriftstellern, besonders vom letzten, finde.) Freylich habe ich auch manches gute und nützliche Buch vergebens gesucht! Aber wo ist die Leihbibliothek, mit der das nicht der Fall wäre, ohne daß sich die Censur darein mischt? Ich betrachte solche Lücken als eine Folge des Zufalles, der Trägheit, des Geizes, der Unwissenheit der Eigenthümer, und ziehe daraus weiter keinen Schluß, weder auf den Geschmack des Publicums, noch auf den Obscurantismus der Censur. Man weiß ja genugsam, wie die mehresten Leihbibliotheken entstehen, und wie wenig systematisch bey ihrer Anlage verfahren wird. — So sind z. E. unseres Lafontaines und Kotzebues Werke hier in jedermanns Händen, und an den Fenstern der Buchläden überall aufgestellt. Gleichwohl finde ich in meiner Leihbibliothek von dem Letzteren nur wenig und vom Ersteren gar nichts. Das ist nun, wie es sich trifft. Von Schröckh z. E. finde ich nur ein einziges Werk, und das ist gerade das Leben Luthers.

Als Herr Nicolai den vierten Theil seiner Reisebeschreibung herausgab, standen die ersten Bände dieses Werkes in dem Index, und waren nur gegen einen besondern Erlaubnißschein gestattet. Dieß muß in die ersten Jahre der Josephischen Regierung fallen, in welchen die Censur beynahe alles erlaubte. Seitdem ist sie weit mehr geschärft worden, und doch befinden sich von dieser Reisebeschreibung zwey Exemplare in der Binzischen Leihbibliothek; und, was mehr ist, sie sind beyde, denn ich habe die verschiedenen Bände bald aus dem einem, bald aus dem andern Exemplare bekommen, so beschmutzt und abgenutzt, daß sie unzählige Mahle müssen gelesen worden seyn.

Was die Folgen betrifft, welche die Wiener Censur auf die Reisenden haben soll, die in den Zollhäusern wegen der Bücher, die sie mit sich führen, Schwierigkeiten finden, so habe ich mancherley darüber gehört und in mehreren Reisebeschreibungen davon gelesen. Es sind einzelne Beyspiele und einzelne Fälle, über die nichts zu sagen ist. Aber es sey mir erlaubt, diesen ebenfalls einzelne Beyspiele entgegen zu stellen. Im Verlaufe von zwanzig Jahren haben meine Reisen mich neun Mahl an Oesterreichische Zollhäuser gebracht, wo meine Sachen untersucht wurden. Dieß geschahe zwey Mahl zu Wien, zwey Mahl an der Sächsischen, und dann an der Piemontesischen, Bayrischen, Italiänisch-Schweizerischen, Salzburgischen, Schlesischen und Ungarischen Grenze. An allen diesen Grenzorten habe ich nie die geringste Beschwerde, nie den kleinsten Aufenthalt irgend eines Buches wegen gehabt, ob ich schon zu allen Zeiten mehrere, freyliegend und eingeschlossen, und in drey, vier Sprachen mit mir führte. Daß ich nicht allein so glücklich gewesen bin, weiß ich aus den Beyspielen einer großen Menge meiner Bekannten, die ebenfalls in die Oesterreichischen Staaten von verschiedenen Grenzorten, ohne Beschwerde, eingetreten sind.

Ich komme auf den Theil der Censur, welcher die Theologischen und die mehr oder weniger damit verbundenen philosophischen Bücher betrifft. In diesem Fache können wir nie erwarten, daß die Censur eines katholischen Landes unsere Geistesproducte mit den nähmlichen Augen ansehen werde, wie die Protestanten in Norddeutschland. Ohne an Pfafferey zu denken, so muß der Unterschied der Religion viele unserer besten Werke den Süddeutschen verdächtig machen, und andere müssen von einer katholischen Censur schlechterdings verworfen werden. Der Protestant lege alle Vorurtheile seiner Religion ab, (denn auch er hat die seinigen) und

sey billig und unpartheyisch. Es kommt hier auf nichts weniger, als auf die Frage an: ob die Regierung die Römischkatholische Religion erhalten will, oder nicht? Soll sie erhalten werden, so kann man viele unserer besten kirchlichen Schriftsteller nie unter so einem Volke allgemein werden lassen. — Thun die Protestanten nicht gerade das nähmliche? Haben sie sich nicht immer bemühet, die deistischen Bücher und die Schriften der Ungläubigen aller Art zu unterdrücken, und suchen unsere Censuren nicht noch jetzt zu verhindern, daß solche Werke in die Hände des Publicums kommen? Was aber für uns die Ungläubigen sind, das sind wir für die Katholiken. Man sage nicht, daß diese Letztern den Protestanten unrecht thun, und daß sie sich gar nicht ein Mahl bemühen, uns kennen zu lernen. Wir thun gerade das nähmliche. Bey weitem der größte Theil unseres Publicums kennt die katholische Religion entweder gar nicht, oder hat die gröbsten Begriffe davon. Auch die bestunterrichteten verwechseln ohne Unterlaß den Geist von Rom und die Predigten eines Capuciners mit der katholischen Religion, wie sie von den Concilien und Facultäten anerkannt und in den Werken ihrer besten Schriftsteller gelehrt wird. —

Was aber die Schriften der Ungläubigen betrifft, so haben sie freylich ihren Weg zu den Protestanten in Norddeutschland gefunden, und es ist schlechterdings nicht zu läugnen, daß sie sehr viel Aufklärung verbreitet haben; aber eine andere Folge davon ist, daß Tausende und Tausende der Einwohner Norddeutschlands keine positive Religion mehr haben. Der Forschungsgeist ist allgemein geworden, man hat reformirt und wieder reformirt, erklärt und wegerklärt, bis endlich vielen gar nichts übrig geblieben ist. — „Gut, sagt man, so haben wir eine vernünftige, aufgeklärte, deistische Religion!“ — Hat aber diese nicht auch ihre

großen Unbequemlichkeiten für die Menge? Oder sind die Menschen glücklicher dabey, als sie es bey irgend einer waren, deren Lehren in symbolischen Büchern festgesetzt sind? Es gibt ganze Provinzen, deren Geistliche die symbolischen Bücher für einen Gewissenszwang erklären, den sie nicht mehr anerkennen wollen. Wir predigen, sagen sie, ein geläutertes, aufgeklärtes Christenthum! das heißt, mit andern Worten: ein jeder prediget sein eigenes System, lehrt eine Religion, wie er sie durch seine Brille sieht. Dadurch wird er aber seiner unwissenden, von ihm abhängigen Gemeinde gerade das, was, nach den Verordnungen der Landesregierung, die symbolischen Bücher seyn sollten. Wir bleiben immer in einem Zirkel, aus dem ich keine Möglichkeit sehe, heraus zu kommen. Der große Haufe aller Länder kann nie eine eigene, d. h. nie eine andere Religion haben, als die, welche seine Geistlichen ihn lehren. Er muß also ewig durch die Brille eines andern sehen. Wenn aber das der Fall ist, seyn muß, ist es nicht besser, er sieht durch Luthers, Calvins, oder Cranmers Brille, als durch die seines jedesmahligen Geistlichen, der denn doch oft weniger weise seyn könnte, als die genannten Männer: der Unbequemlichkeit der beständigen Abwechselung nicht zu gedenken. — Daß ein jeder seine Religion aus der Bibel schöpfen solle, ist gar nichts gesagt; denn alle Glaubensgenossen aller Art haben in Europa seit tausend Jahren die ihrige da gehohlt.

„Aber seit dem Tridentinischen Concilium, seit Luthers, Calvins und der Königinn Elisabeth Zeiten ist die Welt weiser geworden, hat eine Menge Irrthümer einsehen lernen, viele falsche und grobe Begriffe abgelegt. Man sollte also fort reformiren, und die Landesregierungen sollten dafür sorgen, daß in den vier genannten Kirchen aufgeräumt, und die Religion der Auf-

klärung unserer Zeiten angepaßt würde!" — Freylich wohl! Auch glaube ich, daß das gerade der Wunsch jedes wackern Mannes seyn möchte, dem die Glückseligkeit der Menschen am Herzen liegt. Nur sehe ich nicht recht, wer eigentlich diese Reformation übernehmen soll. — Der Pabst und seine Cardinäle? Die Erzbischöfe und Bischöfe in England, Schweden und Dänemark? Die Lutherischen Generalsuperintendenten, Doctoren und Professoren der Theologie? Die Geistlichen der reformirten Synoden? — — Ich sehe, wie sich Ihr Mund zum Lachen verzieht. — Wer aber sonst soll den Auftrag bekommen, wenn Sie ihn den genannten Männern nicht geben wollen? — Etwan die Aufgeklärtesten und Weisesten im Lande? — Aber wer soll diese wählen? wer sie nennen? — Doch wohl nicht die große Stimme des Publicums, welches, mit andern Worten, der Pöbel wäre!

Also — bis alles das entschieden ist, kommen wir immer wieder auf die Frage: Soll ein Land seine Religion beybehalten, wie sie auch sey, so lange keine bessere eingeführt ist, und folglich Vorkehrungen zu ihrer Erhaltung treffen? — Ich bin ein Laye, und entscheide nicht; aber ich kann die Katholiken nicht tadeln, wenn sie laut rufen: Freylich müssen wir sie beybehalten! So bald aber das der Fall ist, so müssen die Regierungen auch dafür sorgen, daß die antikatholischen Bücher nicht in die Hände des großen Haufens kommen. Und zu diesem Zwecke ist denn die Censur ein passendes Mittel.

Da die Wiener Censur so sehr über alle politische Schriften wacht, so versteht es sich von selbst, daß sie auch alle Zeitungen in Beschlag nimmt. Und da kommt denn häufig ein Befehl an die öffentlichen Orte und Kaffeehäuser, der bald diese, bald jene verbiethet. Als ich hierher kam, fand ich in dem Kaffeehause, das ich gewöhnlich besuche, unter vielen politischen, auch die

Jenaische Literaturzeitung. Einer der Gäste sagte, sie wäre so eben verbothen worden; ein Aufwärter versetzte, daß noch kein Befehl an das Haus darüber gekommen wäre! Den folgenden Tag war sie verschwunden, und ich habe sie nie wieder gesehen.

Sonst hatte man auch geschriebene Zeitungen, eine Deutsche und eine Französische, die eben darum der Censur entgingen, weil sie geschrieben waren. Es wurde viel Unfug damit getrieben, nicht so wohl in Rücksicht auf Politik, als auf die Aergerchronik. Sie fanden einen großen Absatz bey den ausländischen Zeitungsschreibern, die ihre Artikel aus Wien damit bereicherten, und waren eine ewige Quelle aller Arten von falschen Nachrichten. Beyde sind schon seit ein paar Jahren auf das strengste verbothen. Jede derselben kostete zu Wien jährlich sechs Ducaten; und doch wurde eine beträchtliche Zahl davon abgesetzt, wegen der Aergerchronik, die immer etwas über große Häuser auszukramen hatte, was denn, wie gewöhnlich, bloß auf Hörensagen gegründet, oder auch ganz und gar erdichtet war. Ungefähr aus der nähmlichen Ursache dürfen auch die Schauspieler nicht extemporiren, und sie sind angewiesen, nichts zu sagen, als was in ihrer Rolle steht. — Den Hofagenten ist ebenfalls untersagt, Neuigkeitsbriefe zu schreiben. Da diese Leute weitläuftige Verbindungen mit Familien in den Provinzen haben, deren Geschäfte sie in der Hauptstadt besorgen, so erhielten sie sonst eine Zulage, wofür sie von Zeit zu Zeit einen Brief mit öffentlichen Nachrichten und Wiener Neuigkeiten liefern mußten.

Vor nicht gar vielen Jahren hatte man auch eine Griechische Zeitung hier, die einen großen Absatz in die Türkey hatte, wo es gar keine Zeitungen gibt. Allein sie mißfiel in der Folge der Pforte und wurde dort verbothen. Dadurch ging sie zu Grunde, vermuth-

lich, weil die Griechen in den Oesterreichischen Staaten ihr nicht Abgang genug verschafften. Vielleicht sahe auch der Wiener Hof diese Zeitung nicht gern.

Manchmahl hat die hiesige Censur auch Werke geduldet, die vielleicht an jedem andern Orte verbothen worden wären. Dieß war der Fall mit Hoffmanns Predigerkritik, welche alle Woche recensirte, was die Geistlichen den vorhergehenden Sonntag auf den Kanzeln von Wien geprediget hatten. Sie können sich leicht vorstellen, daß da mit unter viel Erbauliches zum Vorschein kam. Eben so begreiflich ist es, daß die Geistlichkeit sich diesem Werke mit aller Macht widersetzte. Aber es fand Schutz bey der Regierung, dauerte lange fort und soll dem Publicum, in Rücksicht auf bessere Predigten, sehr vortheilhaft gewesen seyn. Es erweiterte sich allmählich und lieferte zuletzt Nachrichten von Predigten und Kirchensachen in den sämmtlichen Oesterreichischen Staaten. Es versteht sich, daß alsdann die hiesigen Herausgeber eine weitläuftige Correspondenz unterhielten und viele Mitarbeiter hatten. — Ich kenne eine Menge protestantischer Städte, wo man entsetzlich schreyen würde, wenn es einer Gesellschaft einfiele, Gottes Wort so anzutasten.

Ich komme nun auf einen wichtigen Theil der Censur, nähmlich in wie fern sie auf die Geistesproducte wirkt, die in einem Lande erscheinen. Und hier ist wohl nicht zu läugnen, daß die Oesterreichischen Schriftsteller sich unter einem großen Zwange befinden, und daß die Censur ihrem Geistesfluge sehr oft in den Weg tritt. Bis hierher war doch größtentheils nur von den Schriften der Ausländer die Rede, die in das Verzeichniß der verbothenen Bücher gesetzt wurden; allein wenn man diese mit Strenge behandelt, so läßt sich erwarten, daß die Manuscripte, die im Lande gedruckt werden sollen, noch durch eine weit schärfere

Prüfung werden gehen müssen. Wie unangenehm muß die ewige Besorgniß, mit der Censur Verdruß zu bekommen, auf den Schriftsteller wirken, wie sehr seinen Geist einengen! Das Schlimmste einer solchen Censur ist vielleicht nicht, daß sie geradezu ausstreicht, sondern daß der Schriftsteller sie beständig vor Augen hat, und bey seinem Fluge ohne Unterlaß bedenken muß, ob er so manche Wahrheiten, von denen er durchdrungen ist, auch sagen darf. Aber diese Unbequemlichkeit theilet jetzt der Oesterreicher mit den Schriftstellern fast aller Europäischen Länder. Wo ist in diesen Zeiten der rechtliche Mann, der, so bald er über gewisse Gegenstände schreibt, sich nicht selbst einer Art von Censur unterwirft, und bey einer Menge Wahrheiten, die er tief fühlt, sich nicht fragt: Ob dieß auch der schickliche Augenblick sey? ob es nicht mißverstanden, oder mißgedeutet werden könne? Ob er nicht vielleicht eine Partey und Grundsätze zu vertreten scheine, die er im Grunde verabscheuet? Ob er nicht durch manche Wahrheiten, die übel angewandt worden sind, mehr Böses als Gutes stiften könne? Ob es jetzt nicht vielleicht besser sey, gewisse Gegenstände gar nicht zu berühren? u. s. w. Durch diese und andere Betrachtungen wird der Schriftsteller, der zugleich ein guter Bürger ist, eingeengt, und fühlt einen Zwang, den ihm vielleicht zwar nicht die Censur seines Landes, wohl aber die jetzigen Zeitumstände auflegen; und so findet er oft Bedenken, Dinge zu sagen, über die er vor zwölf, funfzehn und zwanzig Jahren nicht den geringsten Anstand genommen haben würde. Und so wiederhohle ich, was ich schon an einem andern Orte gesagt habe, daß, in dieser Betrachtung, für den rechtlichen Mann vielleicht seit funfzig Jahren nie weniger Preßfreyheit war, als gerade jetzt. Der Zwang besteht nicht so wohl darin, daß die Censoren die Manuscripte zurückweisen, abändern, ausstrei-

chen, als in einem gewissen Gefühle, das der ehrliche Mann in sich selbst hat, und das ihn ohne Unterlaß einengt. — Was nun vollends Frankreich betrifft, so behaupte ich, daß in gewissen Artikeln der Preßzwang jetzt dort größer ist, als er es zu irgend einer Zeit unter den drey letzten Königen war. Man klagte damahls freylich über Mangel an Preßfreyheit; indessen schrieb doch ein jeder so ziemlich was er wollte, und fand immer Mittel, seine Werke nicht nur drucken zu lassen, sondern sie auch in die Welt zu bringen.

Sonst wußten sich Oesterreichs Schriftsteller damit zu helfen, daß sie ein Werk, das die Censur ihres Vaterlandes nicht erhielt, oder von welchem sie glaubten, daß sie Schwierigkeiten damit haben würden, außer Landes drucken ließen. Aber auch diesen Ausweg hat ihnen die Regierung kürzlich genommen. Einer ganz neuen Verordnung gemäß, darf kein Oesterreichisches Manuscript mehr außer Landes gedruckt werden, wenn es nicht vorher im Lande durch die Censur gegangen ist. Eine neue Geschichte von Ungarn, die in der Fremde gedruckt worden ist, und in der einige Dinge der Regierung anstößig zu seyn scheinen, soll hierzu die Veranlassung gegeben haben. *)

*) Auszug aus einem Privatbriefe aus Wien vom J. 1803. „Das Censurwesen haben Sie viel zu glimpflich beurtheilt. Ich führe nur einige neuere Thatsachen an: Graf Ludolf und der Orientalist Hammer schickten in das Asiatische Magazin einige Beyträge über einen alten Türkischen Dichter, wohl zu merken, aus Handschriften, die ihr Eigenthum und nicht aus der Kaiserlichen Bibliothek entlehnt waren. Beyde wurden darüber zur Rechenschaft gezogen. Ludolf, ehemahls Gesandter in Kopenhagen, erhielt den Befehl, als er zu Oedenburg in den letzten Zügen lag. Hammer erklärte, daß er in Aegypten nichts von dem Kaiserlichen Befehle erfahren habe, als er seine Briefe schrieb. Freylich wurde niemand gestraft; aber unter welcher Regierung kann so etwas gerügt werden? — Pestalozzi's Lehnhard

Einige Norddeutsche Schriftsteller haben geglaubt, es sey die Schuld der Oesterreichischen Censur, daß einige unserer besten Werke entweder fast gar nicht dort bekannt, oder doch nicht in allgemeinem Umlaufe sind. Ich halte dieses für ganz falsch. Erstlich glaube ich schlechterdings nicht, daß ein vorzüglich gutes Buch irgend einer Art im Norden erscheine, ohne daß die Gelehrten des Süden und diejenige Classe von Lesern, welche wirklich mit ihrem Zeitalter fortgehen und nicht bloß Zeitvertreib und Belustigung suchen, es nicht auch bald kennen lernten und sich zu verschaffen wüßten. Wien und Süddeutschland überhaupt, haben sich seit zwölf bis funfzehn Jahren sehr geändert, und so manches, das vor dieser Zeit theils mit

und Gertrude ist wegen des religiösen Unterrichts verbothen! Nun wollte jemand bey Degen auf „Pestalozzi's Anweisung zu einer bessern Methode, schreiben, lesen ꝛc. zulernen" subscribiren, und erhielt zur Antwort, Pestalozzi's Werke darf man nicht verkaufen. — Müller wagt es nicht, den 4ten Theil seiner Schweizergeschichte drucken zu lassen, ob er schon nur bis auf die Zeiten der Reformation geht. — Vor einigen Monathen erschien ein Handbillet an die Bibliothekars, daß in Zukunft die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Bayle's u. m. a. nur denen gegeben werden sollen, die sich mit Widerlegung derselben befassen wollen, oder die vermöge ihres Amtes mit dem Inhalt derselben bekannt seyn müssen. — Hierher gehört auch das Verboth gegen Galls Vorlesungen, welche nach dem Manuscripte gehalten wurden, das die Censur passirt hatte. — Als Collin seinen Regulus drucken lassen wollte, durchstrich man Stellen, die auf dem Theater recitirt werden durften. — So wie die übertriebenen Censurgesetze viel Gutes nicht in Umlauf kommen lassen, so sind sie den seichtesten Producten der mittelmäßigsten Köpfe günstig." — Ich habe über diesen Brief nichts weiter zu sagen, als daß ich in die Wahrhaftigkeit des Verfassers nicht den geringsten Zweifel zu setzen Ursache habe. — (Uebrigens vergesse man nicht, daß ich mehr als 4 Jahre früher schrieb.)

Grunde, theils mit Ungrunde gesagt worden ist, paßt jetzt ganz und gar nicht mehr, am allerwenigsten auf Wien. Wenn wir aber demungeachtet noch immer sehen, daß einige Lieblingswerke der Norddeutschen in Wien keinesweges allgemeine Lesebücher sind, so suche ich den Grund davon nicht in der Censur und im Verzeichnisse der verbothenen Bücher, sondern in mancherley Ursachen, die ich unter eine besondere Rubrik bringen will.

Unterschied im literarischen Geschmacke der Norddeutschen und der Oesterreichischen Völker.

Daß ein Theil dieses Unterschiedes in der Religion liege, habe ich schon weiter oben berührt. So wie wir ihre Producte über diesen Artikel selten lesen wollen, ja uns so wenig darum bekümmern, daß wir oft selbst das Beste dieser Art kaum dem Nahmen nach kennen, so wollen auch die katholischen Süddeutschen mit den unsrigen nichts zu thun haben. Nun stehen aber moralische und mehrere philosophische Schriften in einiger, auch wohl in genauer Verbindung mit der Religion, und so geschieht es, daß auch viele von diesen, obschon in Norddeutschland sehr geschätzt, hier keine gangbaren Artikel sind.

Was eine gewisse allgemeine Verschiedenheit des Geschmackes zwischen den Oesterreichischen und Norddeutschen Völkern betrifft, so untersuche ich vorerst nicht, in wie fern jene darin Unrecht haben, oder wie weit sie noch hinter uns zurück sind, sondern nehme es hier bloß, wie es ist, als eine Thatsache. Der Geschmack des großen Publicums ist zwar überall nichtig; aber mich dünkt, er ist es hier mehr als zu Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig. Man lies't gern etwas Lustiges! In diesen wenigen Worten liegt sehr viel, und sie deuten zugleich auf den ganzen Charakter der Nation. Der Süddeutsche ist jovialer, als der im Nor-

den, und liebt mehr das Vergnügen und jede Art von sinnlichem Genuß. Mehrere Werke, die das große Publicum in Norddeutschland lies't, sind dem hiesigen zu ernsthaft, zu trocken; sie machen ihm Langeweile. Diese letzte Wirkung haben sie oft genug auch auf einen Theil der Norddeutschen; aber diese lassen sich das eher gefallen, weil sie der lebhaftern Genüsse weniger haben, weil sie ein größeres Bedürfniß des Lesens fühlen, und weil sie so manches lesen, bloß weil sie sich schämen, das Gegentheil zu gestehen. Hier zu Wien lies't man nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger ernsthafte Werke. — Durch das viele Lesen ist denn im Norden der Geschmack, selbst der großen Menge, auf einen gewissen Grad gebildet, und man ist über das, was wirklich belustigen soll, schwieriger, als in Süddeutschland. Hier nimmt man mit einer gröbern Speise, mit einem plumpen Einfalle, mit einem derben Spaße eher vorlieb, und manches ist hier der großen Zahl zu fein, was der großen Zahl dort wirklich gefällt. Daher, und freylich auch aus andern Ursachen, kommt es denn, daß noch immer so wenig Wiener Schriften auf den Leipziger Messen Absatz finden. Da sie aber hier gelesen werden, so ist es natürlich, daß sie einer gewissen Zahl von Büchern aus dem Norden den Weg versperren.

Hierzu kommt, daß von Wien bis zum nächsten großen Büchermarkte, Leipzig, siebenzig deutsche Meilen sind, und daß man die Bücher, die sich nicht in den hiesigen Magazinen beständig vorräthig befinden, nicht so leicht haben kann, als selbst in den kleinern Städten, die zwischen Berlin, Hamburg, Frankfurt und Leipzig liegen. Sie sind für den Wiener gewissermaßen schon ausländische Bücher: und wie schwer es ist, ausländische Bücher in Deutschland zu bekommen, weiß ein jeder, der oft Gelegenheit hat, welche zu bedürfen. Und nun, wie es so oft in der Welt geschieht, wird das wieder

zur Ursache, was eigentlich Wirkung war. Die Wiener Buchhändler haben mit Leipzig keinesweges den Bücherverkehr, den alle Nordische Städte von einiger Bedeutung mit diesem Orte haben. Der Wiener muß dem Norddeutschen, dessen Bücher auch bey weitem zu theuer sind, eine starke Bilanz zahlen; und, wenn er vieles einführt, so läuft er Gefahr, daß ihm Manches liegen bleibt. Auf Commission bekommt er auch nicht viel, weil das Zurückschicken bey der großen Ferne sehr kostbar seyn würde. Dadurch, daß er vieles nachdruckt, hat er mit mehreren großen Buchhandlungen ganz gebrochen und jede Art von freundschaftlicher Verbindung aufgehoben. Durch diesen Nachdruck versieht er schon seinen Markt in einem großen Maße, und was etwan noch zum Lesebedarf des Publicums fehlt, ersetzt er durch Landesproducte. So lange er also nicht eigentliche Bestellungen von seinen Landesleuten hat, zieht er eine verhältnißmäßig nur sehr kleine Zahl von Büchern aus dem Norden. Der Mann von Bildung, der eigentliche Literator, das Frauenzimmer von Geschmack, die sich ernsthaft mit den Werken des deutschen Genius beschäftiget, — alle diese finden immer Mittel, sich die Bücher zu verschaffen, die sie zu haben wünschen; aber die große Menge lernt viele derselben nur spät kennen, hat nur einen unvollkommenen Begriff davon, fragt wohl einmahl darnach, und nimmt, wenn sie sie nicht vorliegen findet, etwas anderes, das gerade zu haben ist.

So wie mehrere unserer Bücher hier nicht in allgemeinen Umlauf kommen, so lies't der Wiener, auf der andern Seite, auch manche, die der Norddeutsche selten, oder gar nicht sieht. Wir haben im Norden keine Hauptstadt, und unser Interesse ist in den mannigfaltigen Fürstenthümern, aus denen dieser Theil von Deutschland besteht, so getheilt, daß selten das für den einen viel Anziehendes hat, was bloß die kleine Residenz

des andern angeht. Wien hingegen ist die Hauptstadt eines großen Reiches und der Sitz der Regierung für mehr als zwanzig Millionen Menschen. Hier ist ein großes und viel umfangendes Interesse! Hier geht ohne Unterlaß etwas vor, woran mehr oder weniger jedermann Theil nimmt. Schon die kleinen Schriften, die über solche Gegenstände jährlich hier erscheinen, füllen manchem Wiener einen großen Theil seiner Zeit aus; ja schon die bloße Stadt, bey weitem die reichste und bevölkertste in Deutschland, bringt so manches hervor, woran der Bewohner derselben einen großen Antheil nimmt. Gegenwärtig zwar erscheinen solcher Werke wenigere; aber in den ersten Jahren der Josephischen Regierung war ihre Zahl, so wie ihr Interesse, so groß, daß mancher, der gerade nicht viel las, für jede andere Lectüre keine Zeit mehr hatte.

Setzen Sie noch hinzu, daß alle Leute von einiger Erziehung Französisch, auch häufig Italiänisch verstehen, und gern in diesen Sprachen lesen. Seit einigen Jahren ist auch das Englische sehr gemein geworden.

Wien ist zwar eine deutsche Stadt, aber immer nur auf einen gewissen Grad. Es ist der Hauptort einer großen Monarchie, wovon noch nicht das Drittel der sämmtlichen Bevölkerung aus Deutschen besteht. Die Völker Slavischen Ursprungs sind mehr als noch einmahl so zahlreich. Die übrigen sind Pohlen, Italiäner, Griechen ꝛc. Viele der Großen aus diesen Provinzen verstehen nicht einmahl Deutsch; andere, wie die Böhmen, Mähren und viele Individuen der östlichen Völker reden es zwar, aber ohne es gerade mehr wie ihre Muttersprache zu betrachten, als etwan französisch, oder irgend eine andere, die sie neben der eigentlichen Sprache ihres Landes lernen. Ich würde mich nicht wundern, wenn mir jemand klar bewies, daß zu Wien weit weniger Deutsch gelesen wird, als zu Berlin, ob-

schon in dieser Stadt über 100,000 Seelen weniger sind, als in jener.

Indessen zeigt sich doch diese Verschiedenheit des Geschmackes nicht in allen Puncten! Einen muß ich nennen, in welchem sich das große Publicum von Süd- und Norddeutschland gar freundschaftlich die Hände biethet: es ist der gemeinschaftliche Geschmack, den es an der unsäglichen Menge von Theaterstücken, und mehr noch von Romanen findet, und die man in dem Maße zu lieben scheint, in welchem sie wunderbar, wild und ausgelassen sind.

Zwölfter Brief.

Reformen Josephs II. — vieles war schon unter Maria Theresia gethan worden — Fasten — Kirchengebräuche — der Schwatzcommissarius — wächserne Abbildungen in den Kirchen — Crucifixe, Marien- und Heiligenbilder — Rosenkränze — Kloster- und Kirchenschätze eingezogen — Josephs letzte Tage — Josephs Nachfolger — Leopold II. — Geist der gegenwärtigen Regierung — die Theologie kann wieder in einigen Klöstern studiert werden — Wiens Gassen werden nicht mehr von öffentlichen Verbrechern gereiniget — Simplicität der regierenden Familie — Franz II. — Religiöse Duldung — keine Einschränkungen in Rücksicht auf Geburt.

Wien, den 20. Jan. 1799.

Ich habe schon in einem andern Briefe angemerkt, daß so vieles, was vor zwanzig Jahren über Wien gesagt und geschrieben worden ist, jetzt ganz und gar nicht mehr auf diese Stadt paßt. Wenn irgend ein Fürst bewiesen hat, wie sehr man von oben herab auf ein Volk, und besonders auf die Hauptstadt wirken kann, so ist es Joseph II. gewesen. Viele seiner Reformen, die er nur anfangen konnte, waren von der Natur, daß sie auch nach seinem Tode fortwirkten. Der öffentliche Geist bekam durch ihn eine Richtung, in der er auch nach dieses Kaisers Tode fortging, und das so sehr, daß der Verstorbene

sich vielleicht über manches selbst wundern würde, wenn er Wien jetzt wieder sähe.

Schon in der letzten Lebensperiode der Kaiserinn Maria Theresia, waren manche weise Verordnungen gegeben, manche heilsame Abänderungen getroffen worden. Die Regierung dieser Fürstinn ist in Norddeutschland in so manchen Rücksichten verkannt worden, und immer blieb man vorzüglich nur bey ihrem Hange zur Frömmigkeit stehen. Freylich mag dieser die allgemeine Aufklärung etwas zurückgehalten haben; allein man irret sich sehr, wenn man sie als ein Weib betrachtet, das sich von Pfaffen und Mönchen regieren ließ. Sie wußte sehr gut ihre Herrschaft auch über diese von ihr so geehrte Menschenclasse zu behaupten, und jemand hat ihr Verhältniß sehr gut ausgedrückt, indem er sagte: „daß sie den Priestern die Füße küßte, um ihnen die Hände zu binden.“ — Indessen blieb sehr vieles zu thun übrig, das sich aber nicht von einer Person, die schon in einem hohen Alter ist, erwarten läßt. Frühere Gewohnheiten und Vorurtheile legen uns tausend Fesseln an, die unser jüngerer Nachfolger bisweilen auf einmahl abwirft. Vieles mochte sie auch wohl schon selbst sehen; aber ihre Weisheit wußte, daß ihr Volk für manche Abänderungen noch nicht reif war: und dieß ist ein Punct, den ihr Nachfolger sehr oft übersehen hat.

Andere Veränderungen hingegen waren schon längst vorbereitet, existirten schon unter der Kaiserinn im Stillen, durften aber nicht öffentlich gezeigt werden, und konnten folglich auf das große Publicum nicht wirken. Wer wird z. E. glauben, daß viele der Großen und andere Wiener von Erziehung nicht auch schon damahls hundert Alfanzereyen verachteten, die unter Theresiens Regierung noch in einen gewissen Nimbus von Heiligkeit eingewickelt waren! Man muß in allen, auch in den protestantischen Ländern, einen großen Unterschied machen zwischen dem, was der

Pöbel, und dem, was der besser erzogene und aufgeklärtere Theil der Menschen in Religionssachen thut und glaubt. — Freylich verstellte sich mancher, und machte Mummereyen mit, deren Unwerth er einsah; aber er wußte, daß er sich gewissen Leuten dadurch empfahl, die ihm nützen konnten. Alle diese wurden unter Josephs Regierung frey und verfuhren nach eigenen Grundsätzen.

So war es auch mit dem Fasten. Aus Herrn Nicolai's Werke sieht man, daß schon im J. 1781 viele Wiener diese Ceremonie nicht nur vernachläßigten, sondern auch sich ihrer schämten. Diese hatten vermuthlich schon längst nicht mehr gefastet, wurden aber nicht laut darüber, bis Joseph auf den Thron kam. Jetzt ist es unter den bessern Ständen so ganz aus der Gewohnheit gekommen, daß viele gar nicht mehr daran denken, und daß in manchen öffentlichen Häusern an Freytagen und Sonnabenden keine Fastenspeisen zubereitet werden. In einem dieser Häuser bemerke ich an den Fasttagen Geistliche, die ich sonst nicht sehe, und man sagt mir, daß sie nur an diesen Tagen kommen, weil sie an Orten essen, wo noch die Fastenspeisen gewöhnlich sind, denen sie denn auf diese Art ausweichen. (Selbst in der Fastenzeit habe ich gesehen, daß die Katholiken rings um mich her, in öffentlichen so wohl als Privathäusern, nur mit sehr wenigen Ausnahmen, Fleisch aßen. Die mehresten, glaube ich, dispensiren sich selbst; halten sie aber ja noch eine andere Dispensation für nothwendig, so ist sie leicht zu haben. Der Thürhüter des Päpstlichen Nuntius verkaufte sie sonst für sechs und dreyßig Kreuzer; aber seit Josephs Zeiten darf man sich nur an den Pfarrer seines Kirchspiels wenden.)

(Nach dem Carneval von 1802 wurden die Verordnungen wegen des Fastens aufs neue geschärft; allein im folgenden Jahre waren diese schon wieder vergessen.)

Ueber die Ohrenbeichte denkt man jetzt auch ganz anders, als sonst, und wenige halten sich für verbunden, ihrem Beichtvater mehr zu erzählen, als was sie für schicklich und gut finden. — Sie wissen, daß jeder Katholik wenigstens ein Mahl des Jahres beichten muß, und das ist zu Ostern. Er bekommt einen Zettel darüber ausgefertiget, der ihm bey gewissen Gelegenheiten nöthig ist. Und doch höre ich, daß jetzt viele sehr ungern auch an diese Beichte gehen. Ich habe irgendwo gelesen, daß man solche Osterzettel für wenige Groschen von armen Leuten kaufen kann, die durch dieses wiederhohlte Beichten sich einen kleinen Erwerb machen.

Von den Religionsgebräuchen, wovon frühere Reisende eine lange Liste gegeben haben, würden sie manche gar nicht mehr und andere sehr selten sehen. Uebrigens kann bey vielen dieser Gebräuche doch nur vom Pöbel die Rede seyn. Dieser ist denn aber doch nicht dazu geeignet, um von der Aufklärung und dem Religionszustande eines Ortes einen Begriff zu geben. Der gemeine Christ ist überall mehr oder weniger bigot, hängt überall an äußern Formen, die ihm etwas Wesentliches sind, und die es so gar gefährlich ist, ihm zu nehmen, weil seine Religion oft in sonst nichts besteht. — Untersuchen Sie nur die Religion des gemeinen Protestanten! Sehen Sie, wie die Berliner sich bey der Einführung eines neuen Gesangbuches unter Friedrich II. gebehrdeten; was die Hamburger, durch einen Götz und einige ihrer früheren Prediger verleitet, bisweilen für einen Aufstand machten; vieler andern Fälle, an andern Orten, nicht zu gedenken. Wer wollte so ungerecht seyn, aus solchen Dingen einen allgemeinen Schluß auf den Religionszustand von Berlin, von Hamburg ꝛc. zu machen!

Eben so wenig muß man einen allgemeinen Schluß aus den Abgeschmacktheiten ziehen, die man hin und wieder von einer Kanzel hört. Der Wiener Predigerton

hat sich seit Josephs Zeiten sehr gebessert, und Hoffmanns Predigerkritik hat nicht wenig dazu beygetragen. Wenn man aber demungeachtet noch hin und wieder auf einen Mann stößt, welcher der gesunden Vernunft Trotz biethet, so sehe ich darin nichts weiter, als was man in allen andern Ländern gelegentlich auch findet. Ich kenne ansehnliche und sehr gebildete Städte des Protestantischen Deutschlands, wo sich noch irgend ein Feuereiferer befindet, von dem man Dinge hört, die in Erstaunen setzen. Der Fremde, anstatt einen allgemeinen Schluß daraus zu ziehen, verständige sich doch darüber mit den Einwohnern des Ortes, und da wird er oft finden, daß es ihnen eben so sehr auffällt, als dem Ausländer, der das so gar oft für die Tagesordnung nimmt, was nichts anders als eine Ausnahme ist.

Ich lese, daß man sonst zu Wien nicht nur bey der Aufhebung der Hostie in den Kirchen, sondern auch vor dem Hochheiligen in den Gassen, wenn es vorbey getragen wurde, niederfallen mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von dem Pöbel Rippenstöße zu bekommen, oder von der Wache weggeführt zu werden. — Ich bin sehr oft, während der Messe, in den hiesigen Kirchen gewesen, und, mit einem Glase in der Hand, und mit einer Unanständigkeit, an die man sich nur in katholischen Kirchen gewöhnt, umher gegangen, bin nie niedergefallen, bin nie darüber zur Rede gesetzt worden, und habe bey der Aufhebung der Hostie so viele andere gesehen, die eben so wenig niederfielen, daß ich diese unmöglich alle für Nichtkatholiken halten kann. Was aber das Niederfallen in den Gassen betrifft, so sieht man jetzt nur sehr wenige, die das thun, und verlangt wird es von niemand. Wenn ich das Hochheilige in einer gewissen Ferne gesehen habe, bin ich mit bedecktem Haupte fortgegangen, und habe nicht bemerkt, daß es jemand Aergerniß gab, weil so viele andere das nähmliche thaten. Kam ich ihm von ungefähr sehr nahe,

so zog ich den Hut ab, und ging meines Weges. Indessen mache ich in Dingen dieser Art einen Unterschied zwischen der Stadt und den Vorstädten, zwischen einer Menschenclasse und der andern. In manchen Gegenden der Vorstädte könnte man vielleicht auf Leute stoßen, die, wenn man den Hut nicht abzöge, einem einige Schimpfnahmen zurufen würden. Und am Ende — die Transsubstantiation ist ein Glaubensartikel der Römischen Kirche! Kann der Philospph, oder der billige Denker dem gemeinen Manne es verargen, wenn er darüber aufgebracht ist, daß jemand den Hut nicht einmahl abziehen will, während daß man seinen Gott leibhaftig vorbey trägt?

Mancher Fremde lächelt, wenn er auf der Gasse, oder in den Häusern einen Augenblick bethen sieht, wenn zu Mittage eine gewisse Glocke gezogen wird. Auch dieses ist unter Menschen eines gewissen Standes wenig mehr in Gebrauch. Ich habe es hier nie in einem Hause bemerkt, wohl aber an einigen protestantischen Orten, zu einer gewissen Stunde des Abends. Ich bethe nicht nach der Glocke; wenn ich es aber jemahls wieder sähe, und eine Menge Menschen um mich her bethend fände, so wäre, dünkt mich, das wenigste, was ich thun könnte, zur Erbauung anderer mit zu bethen. Was die Gewohnheit selbst betrifft, so ist sie sehr alt, und — braucht denn nicht die menschliche Natur bisweilen an Dinge erinnert zu werden, die freylich ein jeder ohne Erinnerung thun sollte?

Der sogenannte Schwatzcommissarius, der die Leute, welche in den Kirchen redeten, aus einander trieb, und diejenigen an das Niederknien erinnerte, die es nicht von selbst thaten, ist ebenfalls von Joseph II. abgeschafft worden, so wie der Mann, der sonst vor den Kirchthüren die Büchse schüttelte und den Leuten zurief, zum Segen zu kommen.

Die theils silbernen, theils wächsernen Abbildungen von allen Theilen des menschlichen Körpers, von kleinen Kindern und selbst von Vieh, die man so oft auf katholischen Altären und unter Gnadenbildern aufgehängt sieht, hat Joseph rein wegräumen lassen. Es waren Opfer ex voto, wie man sie nennt, weil sie gewöhnlich einem Gelübde zu Folge gegeben wurden, indem die Leute in einer schweren Krankheit, bey Schäden an Händen, Füßen ꝛc. die Weiber in Kindesnöthen und andern Fällen an irgend ein Gnadenbild, oder einen Heiligen sich wendeten, und hernach glaubten, daß ihnen daher ihre Hülfe gekommen wäre. Der Theil, an welchem sie begnadiget worden sind, wird nun in effigie aufgehangen. — Hierher gehören auch die tabulae ex voto, d. h. jene Gemählde, auf welche die Gläubigen die Geschichte einer Krankheit, oder einer Gefahr mahlen lassen, aus der sie von irgend einem Heiligen, oder von der Madonna gerettet wurden.

Joseph reformirte mit schnellen Schritten! Daß er aber noch so manches zurück ließ, war, dünkt mich, sehr weise. An vieles muß das Volk erst allmählig gewöhnt werden, sonst nimmt es Aergerniß am Gesetzgeber, oder bricht in offenbare Widersetzlichkeit aus. Dieß begegnete ihm mit seiner Begräbnißverordnung, die für kalte Philosophen, aber nicht für sinnliche Menschen berechnet war. Die Abschaffung der Särge verursachte so viele Unruhen, daß er sich genöthiget sah, sie im J. 1785 wieder zu erlauben. Man hat darüber ein merkwürdiges Schreiben von ihm, worin er sagt, daß er es aus den besten Absichten gethan hätte, um dem abgeschmackten Luxus mit den Todten Einhalt zu thun, um den Armen den Begräbnißaufwand zu erleichtern, und um in den großen Städten, besonders Wien, der Holztheurung abzuhelfen. Da aber seine Unterthanen Aergerniß daran genommen, und über

diese Verordnung mehr Unzufriedenheit gezeigt hätten, als über sonst eine, so nehme er sie zurück.

Nach ähnlichen Grundsätzen verfuhr er wohl auch in Rücksicht auf manche kirchliche Gebräuche und Einrichtungen. Daß da noch manches übrig geblieben ist, das einem Protestanten, der nie unter Katholiken gelebt hat, auffallen mag, will ich gern glauben. Aber darunter sind so viele Dinge, die der Weise als gleichgültig betrachten sollte, besonders, wenn er bedenkt, daß alle Religionen in ihren äußern Formen das und jenes haben, das dem, der nicht daran gewöhnt ist, auffällt. So kann ich über den Segen und mehrere Dinge der Art unmöglich spotten. Er ist so alt, wie die Religion Mosis, und man findet ihn in der Lutherschen und Anglicanischen Kirche. Ich glaube, daß eine ganz reine, ganz geistige Religion für den großen Haufen kaum hinlänglich ist. Er scheint durchaus etwas Sinnliches, etwas Handgreifliches zu verlangen, und das findet er immer in gewissen Formen. Nimmt man ihm diese, so verliert er oft Alles. Die Stifter aller Religionen scheinen dieses gefühlt zu haben, und daher gibt es keine, ohne diese Formen, ohne gewisse äußere Symbole. Die Secten, die am wenigsten davon zulassen, haben eine gewisse Schwärmerey an ihre Stelle gesetzt. — Ich weiß wohl, daß viele die Nothwendigkeit einer beständig fortdauernden Reformation annehmen,

As if religion was intended
for nothing else but to be mended *);

aber ich kann unmöglich glauben, daß das für das Wohl eines Staates, oder die Glückseligkeit des Bürgers seyn könne.

Von den vielen Marien, Crucifixen und Heiligenbildern aller Art, die Ihnen in Bayern,

*) Als ob die Religion für sonst nichts gemacht wäre, als immer ausgebessert zu werden.

Schlesien, in der Schweiz ꝛc. alle Augenblicke aufstoßen, sehen Sie in dieser Stadt äußerst wenig; allenfalls hier und da einen Nepomuck. Selbst in den Kirchen finden Sie von dem allen bey weitem nicht die Fülle, die ich in andern katholischen Ländern gesehen habe. Auch hat man den Marien- und Heiligenbildern nie die Perücken, seidene Kleider, Mäntel, Flittergoldkränze u. s. w. die ihnen Joseph nahm, wieder gegeben. — Alles, was den Brüderschaften gehörte, ihre Fahnen und den ganzen Tand, womit sie sonst in den Gassen umher zogen, ließ er ebenfalls wegräumen. Processionen werden nur bey gewissen Gelegenheiten und selten gehalten. Ich habe, bey meinem dießmahligen Aufenthalte, noch keine gesehen. — (Seitdem sind die Wallfahrten nach Mariazell wieder erlaubt worden. Bey der anhaltend dürren Witterung im J. 802 waren öfters Processionen zu sehen, die aber nur von gemeinen Leuten besucht wurden.)

Das Hochheilige wird noch immer zu den Kranken öffentlich über die Gasse getragen, und durch eine Klingel angezeigt; aber ich finde nicht, wie ich es in manchen Ländern gesehen habe, daß die Leute aus den Häusern laufen, oder daß die, welche sich in einiger Ferne davon befinden, ihre Arbeit verlassen, und sich davor niederwerfen. Man zieht seinen Hut ab, und geht seines Ganges.

Rosenkränze sehen Sie, wenn Sie nicht die Kirchen besuchen, auch sehr wenig. Selbst unter den gemeinsten Weibern bemerke ich selten eine in den Gassen, die Gebrauch davon machte. Gleichwohl sagt man, daß Wien jetzt um vieles katholisch frömmer sey, als es unter Joseph war. Es mag seyn, und ich habe Ursache, es zu glauben; aber es zeigt sich nicht im Aeußerlichen. In allen den Gesellschaften, die ich besuche, habe ich niemanden bemerkt, der etwas gethan hätte, woraus ich schließen konnte, zu welcher Religion er gehörte. Die vornehmen

Katholiken bethen, um mit Professor Sander zu reden, so wenig vor und nach der Mahlzeit, als die Protestanten, die er darüber anklagt: und jemand, der ein Kreuz gemacht, oder sich einen Schlag auf die Brust gegeben hätte, ist mir noch nicht vorgekommen. Eben so wenig wird Sie jemand fragen, von welchem Glauben Sie sind, oder über irgend eine Religion eine Bemerkung machen, die einen der Anwesenden auch nur auf das entfernteste beleidigen könnte. — Nein, nein! Josephs Reformation hat eine fortdauernde Wirkung gehabt, und tiefere Wurzel geschlagen, als man insgemein im Auslande glaubt.

Unter die mancherley Veränderungen, die dieser Fürst in Kirchensachen traf, gehört auch die, daß er die Schätze der eingezogenen Klöster, Kirchen und Capellen an die Regierung brachte, und die Einkünfte der Brüderschaften und dergleichen der Armencasse anwies. Dieß war ein sehr gewagter Schritt, der denn unter andern beweist, daß das Oesterreichische Volk nicht so bigot ist und sich nicht so von den Mönchen und Priestern führen läßt, wie manche Schriftsteller uns überreden möchten. Nebenher beweist es aber auch seine Unterwürfigkeit in die Verfügungen seiner Regenten.

Aus den Schätzen selbst wurde bey weitem nicht so viel gezogen, als man erwartete. Man machte eine Entdeckung, über die das Publicum nicht wenig erstaunte. Von allen den kostbaren Steinen, womit die Monstranzen, Kelche und die mannigfaltigen Kirchengefäße besetzt sind, war immer nur eine gewisse Zahl ächt, und das war sehr oft nicht die größere. Da man diese Gefäße im Ganzen, und nicht die einzelnen Steine davon verkaufte, so wurden selbst mehrere Kunstverständige, als Juweliers, Goldschmiede und dergleichen damit hintergangen. Die falschen Steine, oder Flüsse waren so vortrefflich gemacht, daß zuletzt wenige es wagen wollten, ein Stück im Ganzen zu kaufen, weil man sich nicht mehr getrauete, über

gewisse Steine zu entscheiden, ehe sie herausgenommen wurden. — Ich habe bey einem hiesigen Kaufmanne eine ganze Sammlung solcher Flüsse gesehen, die er, wie er mir sagte, mit funfzig Gulden bezahlt hat, und die, wenn sie ächt wären, wenigstens 10,000 werth seyn würden. In einer andern Kapsel hat er die nähmlichen Steinarten, aber ächt, so daß man eine Vergleichung anstellen kann. Die Flüsse sind so vortrefflich gemacht, daß sie oft viel reiner, und mithin schöner, als die ächten Steine sind. Nur durch das mehrere Feuer zeigt sich der Unterschied, wenn man beyde gegen einander hält. — Böhmen ist das Land, in welchem man einst diese Kunst auf einen so hohen Grad gebracht hatte. Man treibt sie noch jetzt; aber sie soll sehr verloren haben.

Hier ist nun die große Frage: was es eigentlich mit diesen Steinen und Flüssen für eine Bewandniß habe? Waren sie ursprünglich ächt und sind sie in der Folge ausgewechselt worden? Oder waren in jenen Zeiten die Goldschmiede sammt und sonders Betrüger und verkauften Flüsse für edle Steine? Oder wußten es diejenigen, die solche Sachen machen ließen und bezahlten verhältnißmäßig? Betrogen diese mit ihren Geschenken, (denn Geschenke waren diese Kostbarkeiten mehrentheils) oder war es Gewohnheit und eine bekannte Sache, daß man edle Steine mit Flüssen versetzte, oder auch ganz mit Flüssen etwas verzierte? — Ueber alles das ist viel gestritten worden. Vermuthlich war es damit, wie mit so vielen, ja mit den mehresten Dingen des menschlichen Lebens: Alle diese verschiedenen Fälle fanden wechselsweise statt, bald der eine bald der andere, bald dieser mehr und jener weniger, bald wiederum alle zusammen.

Auch im bürgerlichen Fache traf Joseph manche Veränderungen und Verbesserungen, wovon Wien noch jetzt große Vortheile zieht. Die allgemeine Verschönerung der Stadt, größere Bequemlichkeit, die wichtige und schöne

Stiftung einer Schule für Wundärzte, verbesserte und neugebaute Armen- und Krankenhäuser, und so manche andere Dinge zeugen noch jetzt von seinem Daseyn.

Durch einen Theil der Vorstädte läuft die Wien, ein kleiner Fluß, von dem die Stadt den Nahmen haben soll. Sollten Sie wohl glauben, daß er erst unter Joseph II. ein Bett, und sein Lauf eine bestimmte Richtung erhielt? Gleichwohl schwillt er oft und schnell an und war ein höchst beschwerlicher Nachbar. Joseph ließ ihn eindämmen und mit Weiden besetzen. Auch unter der gegenwärtigen Regierung ist wieder etwas daran gethan worden; dem ungeachtet hat er noch in diesem Jahre wieder Schaden verursacht.

Auch den Hauseigenthümern hat er eine beschwerliche Last abgenommen. Der Fürst hatte sonst das Recht, in jedem Hause dieser Stadt über das zweyte, oder dritte Stockwerk zu gebiethen. Sie können leicht denken, daß der Vortheil, den der Hof daraus zog, nicht gar groß war. Ein Theil der Häuser blieb unbesetzt; von andern machte man nur gelegentlich Gebrauch, und sehr vieles war eine Sache der Gunst, die gewissen Hofbedienten zu gute kam. Dabey waren aber doch die Eigenthümer in beständiger Ungewißheit und nie ganz frey, unbedingt zu vermiethen. Joseph verwandelte das in eine Geldabgabe, die jährlich 300,000 Gulden tragen soll.

Wenn man einige der Menschen kennt, mit denen dieser Monarch zu thun hatte, so muß man über die Festigkeit und Beharrlichkeit erstaunen, womit er seine kirchlichen Reformen durchsetzte. Auf wie mannigfaltige Art der Papst Pius VI. ihn bearbeitete, ist bekannt genug. Indessen war das vorübergehend; aber die Jesuiten, einen Theil der gesammten Geistlichkeit und den Cardinal Migazzi hatte er beständig an der Seite. Ekelhaft ist es, in diese Zeiten zurück zu kehren und zu sehen, wie diese dem Monarchen in allem, was er that, in den Weg tra-

ten, wie sie ihn untergruben, wie sie das Volk bearbeiteten. Ich habe diesen Kaiser immer für einen sehr unglücklichen Mann gehalten! — Dieser Cardinal war ein Pfahl in seinem Fleische, den er nicht abwerfen, nicht los werden konnte. Er lebt noch, ist noch diese Stunde Erzbischof von Wien. Mir ist während meines Aufenthalts so manches in die Hände gefallen, das von seinem Geiste und seiner Sprache zeugt. Was er für ein ächt Römischer Theolog ist, beweisen mehrere Schreiben von ihm, unter andern zwey, die er schon im J. 1768 der verstorbenen Kaiserinn bey Gelegenheit der Seligsprechung eines Minoriten, Joseph von Kupertin übergab. Hier herrscht mehr als Aegyptische Finsterniß! — Noch kürzlich fiel mir ein Memorial in die Hände, das er der nähmlichen Monarchinn im J. 1776 übergab. Ferdinand Stöger, Professor der Kirchengeschichte an der Wiener Universität, hatte, in Lateinischer Sprache, eine Einleitung in die Geschichte des neuen Testaments geschrieben. Das Werk erhielt die Censur und gefiel den Vernünftigen so sehr, daß es dem Verfasser Freunde verschaffte, die ihn bey der Kaiserinn gegen den Cardinal vertheidigten, so daß sein Memorial ohne Folgen blieb. Was thut der Mann? Er läßt eine Klage über Stögers Werk schreiben, und diese schickt er in viele Privathäuser in Wien, in alle Klöster und selbst an mehrere Orte in den Provinzen. Er sagt, daß viele Geistliche so wohl als weltliche Personen ihm ihr Bedenken über dieses Buch geäußert, und so — „fand ich es meiner Pflicht angemessen zu seyn, solches „Buch zu lesen, zu erwägen, und darüber meine Be„trachtungen zu machen. Und ich kann mit genauester „Erwägung dessen nicht mißkennen, daß Leute, welchen „die Erhaltung der katholischen Religion noch am Herzen „ist, sich billig über ein solches Schul- und Lehrbuch ver„wundern, aufhalten und beschweren.“ — — „Stö„ger hat sich einmahl vorgenommen, Alles auf das

„strengste zu beurtheilen, die Satyre auf das höchste zu „treiben, und eine Anleitung zu schreiben, die fast eben „so gut in Göttingen, als hier in Wien könnte vorgelesen „werden."

Joseph II. war in seinen letzten Tagen schon eine geraume Zeit unter den Händen seiner Aerzte gewesen, und hatte immer tröstende Antworten bekommen, als er den Baron von Quarin zu sich rufen ließ. Dieser berühmte Arzt steht in dem Rufe, daß seine Entscheidungen über Tod und Leben untrüglich sind, wenigstens will sich niemand eines Beyspiels erinnern, daß er sich in seinen Aussprüchen dieser Art jemahls geirret habe. Der Monarch sagte zu ihm: „Eine Privatperson kann zu jeder Zeit sterben; aber für einen Kaiser sind einige Vorbereitungen nöthig. Ich erwarte von Ihnen, daß sie mir entschieden meine Lage sagen." — Quarin untersuchte ihn durchaus und lange, und sagte ihm dann unverhohlen, daß er nicht leben könnte. Joseph dankte ihm für seine Freymüthigkeit und fragte, wie lange er glaube, daß es noch dauern könne? Der Arzt antwortete ihm, daß Menschen in seiner Lage von einem Tage zum andern stürben, daß er aber aufs längste schwerlich über vierzehn Tage leben würde. Der Kaiser drückte ihm die Hand, dankte ihm nochmahls und entließ ihn. In der Folge, da er selbst fühlte, daß seine Auflösung herannahete, schickte er dem Arzte das Baron-Diplom, und 10,000 Gulden, nebst einem eigenhändigen Billet, worin er ihm für die Wahrheit und Offenherzigkeit dankte, womit er ihn behandelt hatte. Der Monarch erwartete nun seinen Tod mit der Ruhe und Festigkeit, wodurch schon seine Mutter und sein Großvater Carl VI. sich ausgezeichnet hatten.

Er ging vor seinem Tode durch alle Gebräuche der katholischen Religion, und empfing die letzte Oehlung. Ich fragte, ob er dieses bloß des Beyspieles und Anstandes wegen, oder aus wahrem Glauben gethan hätte?

Und da bestätigte mir sein Arzt, was ich schon oft von andern gehört hatte, nähmlich daß Joseph II. ein katholischer Christ und kein Deist war. Baron Quarin läugnet durchaus, daß der Körper des Kaisers durch Ausschweifungen ganz abgenutzt gewesen wäre, wie man es in der Ferne damahls sagte; sondern behauptet, daß die erste Grundlage zu seinem Tode ein Sturz vom Pferde war.

(Von dem entschiedenen Tone, in welchem der Baron von Quarin von gewissen Fällen spricht, hatte ich vor einiger Zeit ein auffallendes Beyspiel in der Krankheit der jungen Erzherzoginn, die kürzlich gestorben ist. Einige Zeit vor Weihnachten ließ man ihn zu ihr kommen. Er ging und erklärte, daß man ihn zu spät gerufen habe. Indessen fuhren die andern Aerzte fort, sie zu behandeln; und da man in Gesellschaft häufig nach ihr fragte, so kam gelegentlich ein Bericht, daß es besser ginge, — während daß Quarin überall, wo er war, laut sagte: sie muß sterben. Da ich ihn öfters traf, so fiel mir sein wiederhohltes „sie muß sterben," nicht wenig auf. Etwan zehn Tage nach seiner Verurtheilung entschlief sie.)

Josephs II. Nachfolger.

Joseph starb im J. 1790 und ließ noch vieles unvollendet. Manches war auch wohl bloßer Versuch, und konnte nur von einem Manne, wie er, zu Reife und Ende gebracht werden.

Leopold war ganz unfähig, den ungeheuern Umfang der Oesterreichischen Monarchie zu übersehen, kam mit einem kleinlichen Geiste von der Regierung eines kleinen Landes, und legte eine unsichere Hand an die Entwürfe und Verordnungen seines Vorgängers, deren Geist er nicht fassen konnte. Er war ein vortrefflicher Großherzog von Toscana, und vieles hat ihm dieses Land zu danken, wodurch es sich von allen andern Italiänischen Staa-

ten rühmlich unterscheidet. In den weitläuftigen Provinzen der Oesterreichischen Monarchie, in die ihn sein Schicksal noch überdieß in einem höchst ungünstigen Zeitpuncte warf, verlor er in wenig Jahren den Ruhm, den er sich dort erworben hatte. Man ist unzufrieden mit dem wenigen, das er hier gethan hat, und seine Regierung ist in keinem guten Andenken. Indessen gab er doch den Ungarn das berühmte Religions-Edict, welches noch weiter geht, als das Josephische und, mit einem Worte, allen Unterschied aufhebt, der in diesem Lande aus der Verschiedenheit der Religion entstehen könnte. Es war ein großer Gedanke, und eines Weltbürgers würdig; aber vielleicht gehört gerade dieses Edict unter die Dinge der Leopoldischen Regierung, die das gegenwärtige Cabinet nicht mit den besten Augen ansieht.

Der jetzt regierende Monarch ist, im Ganzen, in Josephs Fußstapfen getreten, den er sich in vielen Rücksichten zum Muster genommen zu haben scheint. Er war gewissermaßen Josephs Schüler und Zögling, und mit dessen Grundsätzen und Entwürfen vertrauter, als sein Vater Leopold. Aber seit dem Antritte seiner Regierung haben sich die Zeitumstände sehr geändert! Viele Dinge nahmen eine ganz andere Richtung, verlangten andere Maßregeln, und allmählich hat sich der Geist dieses Cabinets so umgewandelt, und zum Theil umwandeln müssen, daß man jetzt zwischen ihm und den Josephischen Grundsätzen und Plänen einen merklichen Unterschied finden möchte.

Ich bin nicht so anmaßend, um es auf mich zu nehmen, über die jetzige Politik des Hauses Oesterreich und über die Art, wit welcher der gegenwärtige Krieg geführt worden ist, etwas zu sagen. Vieles ist uns nur halb klar, und die Nachwelt wird besser im Stande seyn, darüber zu urtheilen; aber ein Wort über die Veränderungen im Innern darf ich sagen, um so mehr, da ich hierüber auch

die Meinung von Männern habe, die über Wien und ihr Vaterland genauere Kenntnisse besitzen, als ein Fremder sich erwerben kann. Diese stimmen denn darin überein, daß in den letztern Jahren der Aristokratismus und die Geistlichkeit, welche beyde Joseph II. mit aller Macht bekämpfte, merklich wieder gewonnen haben. Man findet in der Geschichte der letztern Jahre und in dem Geiste, der im Wiener Cabinette herrscht, eine Menge Züge, welche die wieder zunehmende Macht dieser beyden Körper und besonders der Geistlichkeit, ziemlich deutlich beweisen. —

Ich gestehe, daß ich mich weder über das eine, noch das andere sehr wundere. Während daß ich bedaure, daß es so ist, finde ich es natürlich genug, daß die Fürsten, in diesen unglücklichen Zeiten, jene Stützen ihrer Throne wieder aufsuchen, durch welche die Europäischen Regierungen Jahrhunderte lang bestanden haben. Auch ist Oesterreich keinesweges hierin einzig! Ich sehe diesen Geist in mehreren Europäischen Cabinetten, und nahmentlich in England, wo die aristokratische Macht und der Einfluß der Geistlichkeit seit vier bis fünf Jahren merklich zugenommen haben. Es gibt eine gewisse Aufklärung, die sich unter den Mittelständen der mehresten Europäischen Länder so ungünstig angekündiget hat, daß es leicht ist, die wahre, allgemeine Aufklärung mit dem Mißbrauche, der von gewissen Theilen gemacht worden ist, zu verwechseln. Abnahme des Glaubens an die Kirchenlehren, wie sie in den verschiedenen Religionen von Europa zeither bestanden, und eine gewisse freyere Denkungsart der Völker, in Rücksicht auf ihre Regenten, sind seit zehn Jahren Hand in Hand gegangen. Was Wunder also, wenn manche Fürsten glauben, daß die Herstellung der alten Religion und des Einflusses der Priester auf die Völker, auch ihnen das Geschäft

der Regierung erleichtern und einen unbedingtern Gehorsam sichern werden *)!

Unter das, was die Geistlichkeit in hiesigen Landen durch die gegenwärtige Regierung wieder gewonnen hat, rechne ich unter andern die Erlaubniß, die der Propst von Kloster Neuburg, der Abt zu Mölk und der Prälat von Heiligenkreuz erhalten haben, ihre jungen Leute von der Universität zu Wien abzurufen und sie die Theologie in ihren Klöstern und Stiftern lehren zu lassen. — Ich hatte dieses irgendwo gelesen, und da mir sogleich die ganze Wichtigkeit einer solchen Erlaubniß einleuchtend auffiel, so fragte ich hier darüber einige Männer von meiner Bekanntschaft. Man sagte mir, daß die Sache leider! ihre Richtigkeit hätte, setzte aber hinzu, es könne unmöglich so bleiben und werde gewiß wieder abgeändert werden. — Ich glaube das nicht. Aber die Sache führt weiter, als mancher sich einbildet. Wir wissen alle noch, was Klostertheologie war, und daß durch sie Dunkelheit, Eingeschränktheit aller Art, Aberglauben, knechtischer Gehorsam und Verfolgungsgeist über die halbe Welt verbreitet worden sind.

*) In Bourgoing's Reisen durch Spanien finde ich eine Stelle, die so sehr hierher paßt, daß ich mich nicht enthalten kann, sie abzuschreiben. Nachdem er umständliche Nachrichten über die Inquisition gegeben hat, schließt er mit dem Wunsche, daß sie ganz abgeschafft werden möchte. Je crains fort, setzt er hinzu, qu'après ce qui est arrivé depuis en Europe, ce voeu ne soit plus éloigné que jamais de son accomplissement. Je crains que les Souverains, même les plus sages, mais jaloux de leur pouvoir, ne chérissent plus que jamais les appuis qui restent encore à leurs trônes étranlés par de violentes secousses, et ne puisent dans les effets d'une philosophie exagérée, qui parmi nous a brisé tous les freins, un nouvel argument en faveur des institutions qui préviennent les désordres de l'irréligion, par les maximes de l'intolérance.

Die Bemerkung, daß auch die Klöster mit ihrem Zeitalter fortgegangen sind, an der allgemeinen Aufklärung Theil genommen haben und denen aus dem Mittelalter ganz und gar nicht mehr gleichen, ist freylich bis auf einen gewissen Grad wahr; aber eine hinlängliche Sicherung gegen die Klostertheologie und ihre Wirkungen kann ich nicht darin finden. Auch werden, wenn man nur ein Mahl wieder an die Sache gewöhnt ist, noch mehrere Klöster die Erlaubniß zu erhalten wissen, die Theologie innerhalb ihrer Mauern zu lehren und der Universitäten zu entbehren. *)

Um Wien hat die gegenwärtige Regierung großes Verdienst. Ich habe schon verschiedenes angeführt, das sie für die Verschönerung und Gesundheit der Stadt, die Verbesserung mehrerer öffentlichen Anstalten und die Erhaltung billiger Preise der ersten Nothwendigkeiten des Lebens gethan hat. Hierher gehört auch eine Abänderung, die den hiesigen Einwohnern viel Vergnügen gemacht hat: die Gassen werden nicht mehr von den öffentlichen Verbrechern gereiniget! Joseph hatte den Grundsatz, durch Schande zu strafen, und zu-

*) (Leider! habe ich damahls nur zu wohl vorausgesehen, was seitdem sich zugetragen hat. Es ist bekannt, daß nunmehr eine Menge Klöster die Erlaubniß haben, die Theologie innerhalb ihrer Mauern zu lehren, und daß man von ihren so erzogenen Geistlichen weiter nichts verlangt, als daß sie sich auf einer Universität zur Prüfung stellen. Zwar haben zeither die letztern manche Subjecte, ihrer Unwissenheit wegen, zurückgewiesen, und die Universität Freyburg hat sich hierin vorzüglich männlich gezeigt. Allein man ermüdet endlich unter wiederhohlten und hartnäckigen Versuchen, und am Ende werden die Klöster auch wohl Mittel finden, sich an Männer zu wenden, welche Willen und Macht haben, die Universitäten zurecht zu weisen.)

gleich die Verbrecher dem Staate nützlich zu machen. Er gebrauchte sie also, ohne Rücksicht auf Rang und Geburt, zu den öffentlichen Arbeiten, in und außerhalb der Stadt, zum Gassenkehren und zum Heraufziehen der Fahrzeuge auf der kleinen Donau. Allein er überlegte nicht, daß in einer Stadt, wie Wien, das Verderbniß dieser Leute nur noch mehr zunehmen mußte, und daß mancher, abgehärtet durch diesen Schimpf, ohne Rückkehr für die Gesellschaft verloren ging. Auch war die Strafe im höchsten Grade ungleich, und für einen Grafen z. E. (denn auch ein Graf ward einmahl dazu verurtheilt, weil Joseph für die nähmlichen Verbrechen die nähmlichen Strafen festsetzte) zehn und zwanzig Mahl drückender, als für einen niedrigen, verworfenen Menschen aus der Hefe des Pöbels. Freylich läßt sich mit Wahrheit sagen, daß ein Mann von hohem Stande, indem er ein niedriges Verbrechen begeht, auch zehn und zwanzig Mahl gröber sündigt, als ein Mensch vom niedrigen Pöbel, der sich das nähmliche zu Schulden kommen läßt. Das Schlimmste aber dabey war, daß die ganze Familie, die vielleicht zu Wien lebte, an einer solchen Strafe natürlich auch ihren Antheil von Leiden bekam. Ueberhaupt aber waren diese Gassenkehrer ein trauriger, widriger Anblick für die ganze Stadt. Ich hatte dieses schon öfters in der Schweiz gefühlt; allein was war das Reinigen einer kleinen, schlecht bevölkerten Schweizerstadt in Vergleichung mit Wien, wo mehrere hundert Gassenkehrer erfordert werden, und wo man ihnen alle Augenblicke begegnet!

Im Verlaufe dieses Winters kam eine wichtige Verordnung heraus, die einem Uebel vorbeugen soll, von dem schon Herr Nicolai in seiner Reisebeschreibung umständlich gehandelt hat. Eine Menge Beamte, deren Einkommen nicht zureichte, borgten Geld auf ihre Besoldung. Da diese ein sehr unsicheres Unterpfand war, so mußte natürlich der Leiher den möglichen Verlust seines Capitals gleich

auf die Zinsen schlagen, und so geschah es, daß der Beamte zu funfzehn, zwanzig und mehr Procenten Geld aufnahm. Nun ist es sehr natürlich, daß derjenige, der dieses Jahr mit einer gegebenen Summe nicht auskommen kann, es künftiges Jahr, da sie um funfzehn oder zwanzig Procent vermindert ist, noch weniger im Stande seyn wird. Wenn Sie den Luxus der großen Städte bedenken, und dabey die ungeheure Zahl von Menschen, die in einer Stadt, wie Wien, in den verschiedenen Kammern der Regierung angestellt sind, und wenig mehr besitzen, als ihre Besoldung, so werden Sie begreifen, wie viele dadurch unglücklich werden mußten. Die neue Verordnung begnügt sich nicht, das Leihen und Borgen strenge zu verbiethen, sondern setzt auch gewisse Regeln und Bedingungen fest, nach welchen den Beamten ein Theil ihrer Besoldung, ohne alles Interesse, von der Regierung selbst vorgeschossen werden soll.

Ich habe schon oft der Simplicität gedacht, die in allem herrscht, was der regierenden Familie von Oesterreich gehört. Joseph II. führte zuerst sie ein, und trieb sie auf den Grad, den man noch jetzt sieht, denn der gegenwärtige Kaiser erhält sie. Man versichert mich, daß er im Innern seiner Haushaltung wie ein Privatmann lebt, und zwar nicht wie einer der reichsten. Ein Fürst von Lichtenstein und manche andere wohnen, speisen und leben gewiß in jeder Rücksicht besser, als der Kaiser. Der Verfasser des neuesten Gemähldes von Wien drückt sich stark und etwas ungerecht darüber aus, wenn er sagt: „der Kaiser darbe mit seiner Familie, während daß einige seiner Unterthanen Gelage geben.“ — Ein anderer Schriftsteller über Wien vergleicht die todte Stille, die unter Josephs Regierung in der Burg herrschte, mit den Zeiten, da sie einen Kaiser, eine Kaiserinn und sechzehn Prin-

zen und Prinzessinnen enthielt. Damahls verbrannte der Hof jährlich 12,000 Klaftern Holz, und in den Hofställen hielt man 2200 Pferde. — Ich kann mir nicht vorstellen, wie Josephs Residenz ruhiger und stiller gewesen seyn kann, als die der gegenwärtigen Familie. Ich will mit jedem, der Lust hat, eine Wette eingehen, daß ein Fremder drey Monathe lang täglich (nur die Hoftage ausgenommen) durch alle Theile der Burg gehen, und am Ende der drey Monathe nicht wissen soll, in welchem Theile der Kaiser mit seiner Gemahlinn wohnt. Das Sonderbarste ist, daß Sie nicht einmahl die Kaiserliche Livree sehen! Diese Müßiggänger schwärmen sonst um alle große Häuser herum; allein in der Burg sieht man nur selten einen. Wahr ist es, daß diese Livree so wenig in die Augen fällt, daß es leicht ist, sie zu übersehen; allein ich weiß auch, daß man nur wenig Bediente hält. — Den jüngern Theil der Kaiserlichen Familie werden Sie eben so wenig gewahr.

Franz II. glaubt nicht, daß die Kaiserliche Würde darin bestehe, sich von Kammerherren, Leibwachen, Bedienten umgeben zu lassen. Fast immer erscheint er allein mit seiner Gemahlinn. Einst stand ich auf dem Walle und las eine Aufschrift an einem Hause, als ein Mann in einem grauen Ueberrocke, nebst einem einfach gekleideten Frauenzimmer vorüber ging. Ich bemerkte sie nicht; aber kaum waren sie vorüber, als mein Begleiter, ein Fremder, fragte: „Wer sind diese? Jedermann, der ihnen begegnet, zieht den Hut ab.“ Ich folgte ihnen und erkannte den Kaiser und seine Gemahlinn. Es ist nicht möglich, mit mehrerer Höflichkeit die Grüße zu erwiedern, die er empfängt. Es ist nicht die pomphafte, gnädige und ganz eigene Bewegung der Hand und des Hutes, die ich an einigen andern Fürsten bemerkt habe; (an solchen nähmlich, die über-

haupt einen Gruß mit Höflichkeit erwiedern; denn es gibt auch welche, die es auf eine so beleidigende Art thun, daß ein Mann von Selbstgefühl und Erziehung lieber wegsehen möchte.) Der Kaiser grüßt gerade so, wie Leute von Stande ihres Gleichen zu grüßen pflegen. Uebrigens muß ihm dieses sehr lästig fallen. Jedermann kennt ihn, und zieht den Hut ab; und so habe ich gesehen, daß er auf dem Walle bisweilen über zehn Schritte ging, ohne den Hut auf das Haupt zu bringen.

Erscheint er im Schauspielhause auf der Burg, so bemerkt man ihn weiter nicht; aber letzthin kam er in eins der kleinern Theater der Vorstädte, und man klatschte. Ich sah umher; jedermann blieb sitzen, und das Klatschen dauerte fort. Nun bemerkte ich einen Mann in einem einfachen Mantel, nebst einem Frauenzimmer, die sich tief verbeugten. Endlich dauerte einigen das Klatschen zu lange, weil es das Spiel störte; man zischte, und das Haus ward ruhig. Die Zischer dachten an keine Beleidigung, und die Klatscher waren nicht hartnäckig. — „Welcher Unterschied, sagte ich zu meinem Nachbar, zwischen London und Wien!“ Dort würde dieser Widerspruch das ganze Haus in eine solche Bewegung gesetzt haben, daß es vielleicht in einer Viertelstunde nicht wieder ruhig geworden wäre. Die Klatscher würden um desto lebhafter fortgefahren seyn, eben darum, weil man ihnen Stillschweigen geboth; die Zischer würden auf ihrer Seite lauter geworden seyn. Von den Gallerien herab wäre ertönt: throw him down, throw him down! (werft ihn herab.) Man würde das Zischen als eine Beleidigung der königlichen Familie angesehen haben; Pomeranzenschalen würden umher geflogen, und ein brüllendes „Silence!“ würde durch das throw him down erschollen seyn.

Woher dieser Unterschied? — Daher, daß man den König von England bisweilen wirklich auszischt, oft ausgezischt hat! Hier kann so etwas nie geschehen; die Sache ist unmöglich; der Wiener kann sich den Fall nicht denken. Hier fiel keinem Menschen ein, daß in dem Zischen auch nur der entfernteste Mangel an Achtung liegen könnte! Die einen verlangten Ruhe, und die andern gewährten sie: das war alles. — Wenn der König zu London in ein Schauspielhaus gehet, so geschieht es allemahl mit großem Pompe, in voller Staatskleidung, mit einem zahlreichen Hofe, mit Leibwache und Bedienten. Selbst im Parterre steht unter seiner Loge eine Hellebardenwache. In frühern Jahren sicherte ihn alles das nicht gegen einen gelegentlichen Zuruf, daß er und die Königin sich tiefer verbeugen sollten. Oesterreichs Monarch bedarf das alles nicht! Er zeige sich unter welcher Gestalt er will, er wird mit Ehrerbietung, und, wenn er nur einigermaßen beliebt ist, mit Wohlwollen empfangen. — Das wird Sie, da Sie England kennen, auf mancherley Betrachtungen führen.

Die Fürsten Oesterreichs waren mehrentheils von ihrem Volke geliebt, und der gegenwärtige ist es in einem sehr hohen Grade. Seine äußerste Simplicität, sein menschenfreundliches Benehmen, das prunklose Ansehen in seinem täglichen Leben, die Traulichkeit, mit der er, ohne alle Bedeckung, unter seinem Volke umher wandelt; die Leichtigkeit, womit jedermann vor ihn kommen kann; die Güte, mit der er seine Unterthanen an allen seinen Gärten und zum Theil selbst an seinen Häusern Theil nehmen läßt; sein sittliches Leben, seine Tugenden als Gatte, seine entschiedene Abneigung gegen Todesstrafen *), seine äußerste Sparsamkeit in allem,

*) Ich höre, daß er noch niemanden hat hinrichten lassen. Ich vertheidige diese Abneigung gegen Todesstrafen kei-

was ihn selbst und sein Haus betrifft, — sind lauter Eigenschaften, die auf ein gutmüthiges Volk (und das Oesterreichische ist es in einem hohen Grade) ihre Wirkung nicht verfehlen können. Er ist außerordentlich geliebt, und seine Feinde sind die Feinde seines Volks. Die Erbitterung der Wiener gegen die Franzosen, und selbst gegen die Preußen ist sehr groß. — Diese Stadt hat ihre Jacobiner: und welcher Ort hat sie nicht; allein ich bin fest überzeugt, daß auf einen Wink der Regierung das ganze Volk aufstehen würde, so wie es vor zwey Jahren bey dem allgemeinen Aufgebothe that.

Ich habe die Ehre gehabt, dem Kaiser diesen Winter wieder vorgestellt zu werden, und fand alles gerade so, wie ich es bey einer frühern Vorstellung vor vier Jahren sahe. Es ist eine Privataudienz, zu der ein auswärtiger Gesandter, und nicht einer der Kaiserlichen Diener einführt. Der Fürst empfängt stehend und niemand ist dabey, als die, welche der Gesandte bringt. Die Unterredung besteht in Fragen und einigen Bemerkungen über irgend etwas, das etwan kürzlich in der Welt vorgefallen ist: mit einem Worte, ungefähr wie an andern Höfen, denn ich habe in diesen Vorstellungen nie viel Unterschied finden können, und der Geistreichste erscheint dabey nicht viel geistreicher, als ein anderer.

Wenn bey dieser Vorstellung alles so war, wie bey einer vorigen, so fand ich doch einen Unterschied den folgenden Tag; denn erst kamen die Bedienten des Großkämmerers, die wegen der gestrigen Vorstellung am Hofe um ein Geschenk anhielten: und während daß Herr * * und ich noch über diese Gewohnheit sprachen, erschien auch die Livree Seiner Majestät und bath um das nähmliche. Das war sonst nicht. Natürlich ge-

schiehet es ohne Wissen und Willen des Kaisers und des Oberkämmerers.

Und nun noch ein Artikel, der nicht allein Franz II. sondern die sämmtlichen drey Fürsten angeht, die seit Maria Theresia über Oesterreich geherrscht haben. Dieser Artikel ist:

Religiöse Toleranz.

Je länger ich in dieser Stadt lebe, und je mehr ich mit dem Geiste der Oesterreichischen Regierung bekannt werde, desto mehr finde ich, daß beyde von Schriftstellern, einheimischen sowohl als ausländischen, entstellt worden sind. Es ist, als wenn sich diese Heren das Wort gegeben hätten, alles durch ein trübes Medium zu sehen, und das, was sie nicht geradezu entstellen, mit so viel Schärfe zu beurtheilen und so lange zu recensiren, bis es entweder in den Augen des entfernten Lesers eine andere Gestalt bekommt, oder aus seinem rechten Gesichtspuncte verrückt ist. Manche sind so sehr gewohnt zu analysiren und eine Sache nach allen Seiten zu wenden und zu drehen, daß alles, was diese Sache Gutes hat, unter ihrer zergliedernden Hand verschwindet. Es ist allerdings eine philosophische Gewohnheit, jede Sache von allen möglichen Seiten zu betrachten; aber eben dadurch wird sich auch bey jeder Sache wenigstens eine Möglichkeit des Tadels zeigen. Ueberhaupt scheinen einige bloß das Tadelhafte der Gegenstände, die ihnen zu Wien vorgekommen sind, aufgesucht zu haben, während daß sie mehrere sehr lobenswürdige und charakteristische Züge übersahen.

So habe ich noch keinen Schriftsteller gefunden, der die Toleranz, die in einem hohen Grade hier herrscht, in ihr gehöriges Licht gesetzt hätte. Ueber diesen Punct hat man außerhalb Oesterreich solche Vorurtheile, daß mancher Ausländer sie oft dann noch nicht

ablegt, wenn er einige Zeit im Lande gelebt hat. Auch ich hätte sie vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfange betrachtet, wenn nicht mehrere Eingeborne meine Aufmerksamkeit darauf erregt hätten. Dadurch hielt ich mich aber keinesweges verbunden, durch ihr Glas zu sehen; ich durfte nur selbst umherblicken und gewisse Dinge, die jedermann sehen kann, aufmerksamer betrachten.

Die Toleranz ist gewöhnlich von zweyerley Art, gesetzlich und practisch: und sehr häufig sieht man die eine, ohne daß sich die andere findet. Im ehemahligen Frankreich z. E. herrschte, unter Ludwig XVI. fast eine allgemeine Toleranz. Man fragte nicht leicht nach jemandes Religion, und noch weniger wurde er darüber angefochten. Aber diese Toleranz war nicht gesetzlich: und daher entstanden oft sonderbare, bisweilen lächerliche Widersprüche. In Sachsen ist das Volk im Ganzen tolerant, aber die Gesetze sind es nicht. In England finden Sie gesetzliche und practische Toleranz, so lange die Sache nicht gewisse Puncte der Politik betrifft, über welche England so intolerant ist, als irgend ein Land. Ich weiß zuverläßig, daß es dort äußerst schwer seyn würde, die berühmte Test-Acte abzuschaffen, und Herr Fox zog sich großen Widerwillen dadurch zu, daß er sie angriff.

Schon unter Theresiens Regierung hatte man in Oesterreich einen gewissen Grad von gesetzlicher Toleranz, aber es fehlte hin und wieder an der practischen. Diese Fürstinn hatte keinesweges den Verfolgungsgeist, den ihr einige Schriftsteller leihen; aber die Geistlichen fanden bisweilen Mittel, sie irre zu führen, bisweilen auch zu hintergehen, und durch sie zu schaden, einzuschränken und zu unterdrücken. Sie war nichts weniger als intolerant, und das, was man im Auslande ihre Bigotterey nennt, hatte wenig Einfluß auf ihre Regierung. Der Charakter dieser Fürstinn wird, in dieser Rücksicht,

noch immer in Norddeutschland verkannt, und einer seiner schönsten Züge war Milde und Duldung, selbst in Sachen der Religion. Mehrere ihrer Verordnungen zeigen genugsam, daß es ihr Ernst war, den Geistlichen die Hände zu binden; allein ihre ängstliche Anhänglichkeit an ihre Religion machte, daß sie zu viel Schonung für ihre Priester hatte, und nicht immer durchdrang. Und so geschahe es, daß gewisse geistliche Oberhäupter Dinge bewerkstelligten, die keinesweges Wirkungen von Theresiens Gesetzen, und eben so wenig nach ihrem Willen waren. —

Die Anekdote, die Professor Sander in seiner Reise anführt, hat ihre vollkommene Richtigkeit, und ist mir von einem Manne, der viel um die Kaiserinn war, bestätiget worden. Sie sagte zu einer ihrer Damen, die einen Lutheraner heirathete: „und plage sie ihren Mann nicht mit ihrer Religion.“ — Herr von Sonnenfels hat eine so hohe Meynung von der religiösen Duldung dieser Fürstinn, daß er behauptete, das Wichtigste, Beste und Brauchbarste in Josephs Toleranzedicte finde sich schon, einige wenige Puncte ausgenommen, in den Gesetzen und im Regierungsgeiste seiner Mutter. Aber freylich hatte Joseph eine andere Art, mit den Geistlichen zu verfahren und seinen Willen durchzusetzen. Dem sey übrigens wie ihm wolle, Joseph gab das Toleranzedict: und wie weit umfangend das war, wird Ihnen genugsam bekannt seyn. Alles, was er verlangt, ist, daß man sich von irgend einer Gemeinschaft nenne, deren Glaubensbücher bekannt sind, Katholik, oder Lutheraner, Türke oder Jude, Grieche oder Calvinist. So viel schien ihm für die Ruhe des Staates nothwendig, und darum schickte er die Einwohner eines Böhmischen Dorfes, die sich Deisten nannten, an die östlichen Grenzen seiner Staaten, verboth aber auch zugleich für die

Zukunft, sich selbst oder einen andern als einen Deisten anzugeben.

Ich habe irgendwo die Behauptung gelesen, daß Joseph II. sein Toleranzedict bald nachher eingeschränkt und eine gewisse Zeit bestimmt habe, nach welcher es keiner katholischen Gemeinde erlaubt seyn sollte, sich zur protestantischen Religion zu bekennen. Diese Behauptung, unbedingt, wie sie hier steht, ist falsch. Die Sache verhält sich folgendermaßen: So bald, dem Toleranzedict zu Folge, es jedermann frey stand, von der katholischen Religion zu einer andern überzugehen, fanden sich eine Menge Individuen so wohl als ganze Gemeinden, die sich für eine andere erklärten. Dieß war besonders der Fall in einigen entlegenen Winkeln, wo die Leute wohl selbst nicht recht wissen mochten, was sie waren. Viele derselben hatten bisher für Katholiken gegolten, und mochten es auch wohl, bis auf gewisse Ausnahmen, seyn. Die Römische Geistlichkeit schrie, daß diese Leute schlecht unterrichtet wären, und nicht eigentlich wüßten, zu welchem Glauben sie sich bekennen sollten. Man ließ sie also examiniren, und nun erklärten sie sich für Katholiken; kam aber in der Folge wiederum ein protestantischer Geistlicher, oder Bekehrer unter sie, so traten sie abermahls zu den Protestanten über. Daß von beyden Seiten Kunstgriffe gebraucht wurden, und daß die Römischen Geistlichen ihrer am meisten anwandten, läßt sich wohl vermuthen. Die Wirkungen, die das auf ein unwissendes, schlecht unterrichtetes und zum Theil fanatisches Volk hatte, sind leicht zu begreifen. Daraus entstand aber Verwirrung, und es kamen häufige Berichte an die Regierung, nach welchen die nähmlichen Dörfer bald für Protestanten, bald für Katholiken erklärt wurden. Der Kaiser ward endlich der Sache, die kein Ende nahm, müde, und setzte einen Zeitpunct fest, an welchem sie sich auf die

eine oder die andere Art erklären und über welchen hinaus sie nicht weiter ändern sollten.

Diese von Joseph II. eingeführte religiöse Duldung hat zeither in den Oesterreichischen Staaten bestanden. (Des Religionsedicts, das Leopold II. den Ungarn gab, und wodurch ungefähr aller Unterschied aufgehoben ist, habe ich schon gedacht.) So weit sind einige andere Länder in ihrer Duldung auch schon gegangen; aber nun komme ich auf einen Unterschied, durch den die Oesterreichischen Staaten, und besonders Wien, sich merklich vor vielen andern auszeichnen. Der Nichtkatholik ist hier von keinem bürgerlichen Vorrechte, das ein Katholik genießt, ausgeschlossen. Kein Gesetz hindert ihn, nach irgend einer Stelle zu streben, die im Lande zu haben ist. (Es versteht sich von selbst, daß die Lehrstellen der katholischen Religion ausgenommen sind.) Nur in Galizien, welches eine neu erworbene Provinz ist, deren alte Verfassung man nicht ganz umgeändert hat, werden die Nichtkatholiken zu keinen öffentlichen Aemtern gelassen.

Hier haben Sie also eine größere Duldung, als in England und in den mehresten protestantischen Staaten, und eine weit größere, als in Sachsen, wo die Nichtlutheraner nach dem Gesetze, weder Güter noch Häuser kaufen, weder Bürger noch Krämer werden können, und noch weniger zu öffentlichen Aemtern gelassen werden.

Nun habe ich aber zwischen dem, was verbothen ist, und dem, was geschieht, in vielen Ländern einen großen Unterschied gefunden, und man erhält eine Sache darum noch nicht, weil kein Gesetz da ist, das einen davon ausschließt. Das findet aber hier nicht statt, und zu Wien besonders zeigt die tägliche Erfahrung, daß man keinen Unterschied zwischen Katholiken und de-

nen, die es nicht sind, macht. Hier kauft der Nichtkatholik Häuser, Güter und Rittergüter, ja mit den letztern bekommt er so gar das Recht Pfarreyen zu vergeben; er wird Bürger, Meister, Kramer, Hofofficiant, General, Professor, und erhält Stellen in allen Kammern der Regierung: und der Beyspiele von dem allen sind unzählige. Johannes Müller, ein Reformirter, und noch überdieß ein Ausländer, sitzt im geheimen Staatsrathe; Meißner, ein Protestant und ebenfalls ein Ausländer, ist Professor zu Prag; Baron von Arnsteiner, ein Jude, bekleidet eine öffentliche Stelle, und ein anderer Jude ist Rath in der Regierung. Ja es fehlte sehr wenig, so hätte man vor einigen Jahren den Juden Henik zu einem Oesterreichischen Landstande gemacht, (denn auch dieses erlauben die Gesetze) weil er ein beträchtlicher und dabey sehr geehrter Rittergutsbesitzer ist.

Daß alle nichtkatholische Gemeinden überall freye Ausübung ihres Gottesdienstes genießen, daß es in Wien eine Lutherische, Reformirte und nicht unirte Griechische Kirche gibt, daß die Lutheraner hier einen Superintendent haben, — alles das wissen Sie schon längst; auch betrachtet man es hier als den geringsten Grad der religiösen Duldung.

Keine Einschränkungen auch in Rücksicht auf Geburt.

So wie Sie in den Staaten der Oesterreichischen Monarchie von nichts durch Ihre Religion ausgeschlossen sind, so werden Sie es eben so wenig durch Ihre Geburt. — Sie werden mir sagen, das sey in vielen andern Ländern auch der Fall. — Freylich wohl; aber diese Fälle sind gewöhnlich so selten, daß man sie immer nur als Ausnahmen betrachtet. Hier ist das nicht so. Die Zahl der bürgerlich Gebornen, die in allen

Kammern der Regierung zu hohen Stellen gelangen, ist wirklich sehr groß. Gewöhnlich läßt man sich adeln, wie denn das Adeln überhaupt sehr gebräuchlich hier ist, auch unter denen, die keine Stellen haben, und keine suchen. — Bey der Armee kommt die Geburt noch weniger in Betrachtung, und die Zahl der bürgerlich gebornen Staabsofficiers ist überaus beträchtlich. — Daß der gegenwärtige Minister, Baron von Thugut, bürgerlicher Herkunft ist, wird Ihnen wohl bekannt seyn. Er ist aus Linz gebürtig, diente anfangs in der Armee, ward dann Gesandtschaftssecretair, und stieg so von Stelle zu Stelle bis zu der, die er jetzt bekleidet.

Dreyzehter Brief.

Das Carneval, oder Fasching — worin seine hauptsächlichsten Freuden bestehen — Bälle — Maskerade, oder die Redoute — das Carneval unter den niedern Ständen — öffentliche Tanzsäle — die Mehlgrube — die neue Welt — Kaffeehäuser — Schlittenfahrten.

Wien, zu Ende des Januars 1799.

Wir sind jetzt mitten im Carneval, und das erinnert mich, daß es nun wohl Zeit wäre, von den Belustigungen der Wiener zu schreiben. Ich fange mit dem Carneval an, ob es schon nicht unter die regelmäßigen gehört, die das ganze, oder den größten Theil des Jahres hindurch dauern.

Wer hat nicht von den Herrlichkeiten des Wiener Fasching gehört! (so nennt man hier die Zeit vom neuen Jahre bis zum Anfange der Fastenzeit.) Sie glauben also vermuthlich, daß ich jetzt im Vergnügen schwimme und halb darin verloren bin? — Nein! Das glauben Sie nun wohl nicht; denn ob Sie schon nie das Carneval in einem katholischen Lande gesehen haben, so wissen Sie doch so ziemlich genau, was seine Freuden seyn können. Ich selbst habe von dem Fasching — nichts erwartet; und so habe ich wenigstens nicht über fehlgeschlagene Erwartungen zu klagen. — Ich habe in allen großen Städten von Europa bemerkt, daß die Belustigungen gewisser privilegirten Perioden

des Jahres, für Leute von Stande, in wenig mehr als öfterem Tanze bestanden. Und in der That, was sind die vermehrten Freuden, die sich die so genannte gute Gesellschaft zu Wien und in jeder andern großen Stadt — ich will nicht sagen — gibt, — sondern sich zu geben im Stande ist? Man geht, wenn man will, täglich in Gesellschaft: und, wenn ich den ganzen Winter hindurch täglich gehe, so kann ich doch im Carneval wahrhaftig nicht mehr thun, als eben täglich zu gehen. — Sieben Tage in jeder Woche haben wir hier Schauspiel; und im Carneval können wir nicht mehr haben, so lange die Woche nicht mehr als sieben Tage hält. — Viele Leute sind den ganzen Winter hindurch häufig bey großen Mahlzeiten, und finden ein eigenes und besonderes Vergnügen gerade darin, daß sie gelegentlich zur Abwechselung einmahl häuslich speisen und ausruhen können. Solcher Menschen habe ich in der guten Gesellschaft aller großen Städte in Menge gekannt. Im Carneval müßte man, um diesen ihren Genuß zu erhöhen, die Zahl der großen Mahlzeiten — nicht vermehren, sondern eher vermindern. Was bleibt also übrig? — Beständiger Tanz! Und hierin liegt der hauptsächlichste Inbegriff der Wiener Faschingsherrlichkeiten für diejenigen, die schon außerhalb des Carnevals in einer Lage sind, alle Freuden des Lebens zu genießen. — Freylich muß man dabey auch alles das mit in Betrachtung ziehen, was zu einem Balle gehört und damit zusammenhängt. Die Mahlzeit ist reicher und glänzender, die Säle sind schöner und kostbarer verziert, natürliche Blumen verbreiten Wohlgerüche mitten im Winter, und jedermann ist sorgfältiger, ausgesuchter gekleidet. Und dann bringen Bälle eine größere Menschenzahl zusammen, man hat Gelegenheit, mehr zu sehen und zu bewundern, als in einer gewöhnlichen Gesellschaft, und — von einer größern Menge bewundert

zu werden. Dadurch erwächst denn freylich dem Ganzen mehr Heiterkeit, Fröhlichkeit und Genuß.

Also Tanz! und alles, was dieser in seinem Gefolge mit sich führt! — Die große Redoute wird alle Sonntage und Mittwoche gehalten, d. h. es ist maskirter Ball. Außer dieser großen Redoute gibt es geringere Orte, wo die mittlere Bürgerschaft, und noch andere, wo die Hefen des Volks sich belustigen.

Außer diesen öffentlichen Tanztagen gibt der Fürst von Esterhazy Bälle, zu denen eine zahlreiche Gesellschaft geladen wird, und wozu ungefähr jedermann Zutritt findet, der Bekanntschaft unter den auswärtigen Gesandten hat. — Der Graf von Trautmannsdorf, der den ganzen Winter hindurch wöchentlich einmahl eine große Assemblee hält, verwandelt diese, im Carneval, in eine tanzende. Ich habe sechs offene Zimmer und Säle gezählt, in denen sich aber bisweilen so viel Menschen befinden, daß es buchstäblich wahr ist, wenn ich Ihnen sage, ich habe gelegentlich etliche Minuten gebraucht, um aus einem Zimmer in das andere zu kommen. Höchstens der sechste Theil der Gesellschaft tanzt, ein anderes Sechstel spielt, und die übrigen füllen alle Zimmer so, daß für die Tanzenden kaum hinlänglicher Platz bleibt. Die Degen stoßen sich gegen einander, und die Frauenzimmer bleiben gelegentlich daran hängen. Sonst mußten auch die Tänzer in Degen und Haarbeutel erscheinen; allein diesen Winter sind sie deren entlassen, weil die Kaiserliche Familie, vermuthlich wegen der Trauer, nicht kommt. Wenigstens wurde mir das gesagt; indessen habe ich doch den Erzherzog Ferdinand da gesehen, und einmahl fanden sich auch etliche der jüngern Erzherzoge ein. — Mehrere der auswärtigen Gesandten geben Bälle, wovon die des Russischen von einer zahlreichen Gesellschaft besucht werden. — Im Hause Arnsteiner ist alle vierzehn Tage

ein Ball, wo auch die Gesellschaft zu groß für den Platz ist. — Im Hause Henikstein wird wöchentlich ein Mahl getanzt. Außer diesen sind hier noch eine Menge Familien, wovon ich manche vielleicht nicht einmahl dem Nahmen nach kenne, in welchen, in der Carnevalszeit, Bälle gegeben werden.

Im Tanze also bestehen die hauptsächlichsten Freuden des Carnevals! Nun ist aber der größte Theil der Gesellschaft, durch sein Alter, von diesem Vergnügen rein ausgeschlossen; ein anderer, sehr zahlreicher Theil, welcher tanzen sollte, zieht sich freywillig zurück. Ich finde nähmlich zu Wien, was ich überall bemerkt habe, daß die Mannspersonen, die man noch gewissermaßen unter die jungen rechnen kann, den Tanz um zehn Jahre früher aufgeben, als das weibliche Geschlecht, und daß eine Menge derer, die, ihren Jahren nach, Vergnügen daran finden sollten, sich entweder ganz davon ausschließen, oder nur gelegentlich tanzen. Wenn also das Wiener Fasching hauptsächlich in dieser Belustigung besteht, so ist es nur für einen kleinen Theil der Gesellschaft ein Zuwachs an Vergnügen. Ist aber der so vervielfältigte Tanz für diesen kleinen Theil ein wirklicher und großer Genuß? — Ich sage Nein! und würde Nein sagen, wenn ich es auch nicht aus wirklicher und langer Erfahrung wüßte. Es erklärt sich aus der Natur der Sache. Jeder wiederhohlte Genuß benimmt dem Anziehenden des Vergnügens etwas. Da habe ich denn so oft in dieser Jahreszeit die Mädchen darüber plaudern hören. Eine geht heute nicht, weil sie noch von gestern und vorgestern müde ist; eine andere entschuldigt sich heute, weil sie sich auf Morgen, oder Uebermorgen für einen Ball frisch erhalten will, von dem sie sich mehr Vergnügen verspricht, als von dem heutigen. So wird es ewig seyn, und so muß es seyn. Kein Genuß, keine Freuden können bleibend und groß seyn, so bald wir sie täglich und ohne Mühe haben.

Die Maskeraden, oder die große Redoute.

Eine Wiener Maskerade ist von allen andern, die ich gesehen habe, verschieden; denn es ist eine Maskerade und auch keine, es ist ein sich selbst widersprechendes Ding. Schon im Monathe November ging ich in eine, und zwar in eine, die unter die besuchteste im Jahre gehört, theils weil es die letzte vor dem Advente war, theils weil in dem ersten Wintervierteljahre nur wenige gehalten werden; und endlich, möchte ich zur Ehre der Menschheit hinzusetzen, weil es ein Werk der Wohlthätigkeit war, denn der Ertrag von dieser letzten gehört Witwen und Waisen.

Der Umstand, daß man hier so wenige Masken sieht, führte mich auf mancherley Betrachtungen! — Ihrer Natur nach sind Maskeraden eine Art von Saturnalien, eine Gelegenheit, wo der Herr und der Knecht, der Arme und der Reiche, der Adelige und der Bürgerliche im nähmlichen Zimmer sich befinden, an einer und derselben Freude Theil nehmen können. Da es aber eine höchst beleidigende Sache wäre, Menschen von so verschiedenem Range zusammen zu bringen, so mußte der schlechtere Theil die Schande seines Ranges, seiner Geburt und seines Gesichtes mit einem Pflaster bedecken, so daß die bessere Classe sich dieser Gesellschaft nicht schämen durfte, indem die Voraussetzung war, daß man diese Leute nicht kenne. Da aber dadurch der geringere Theil der Gesellschaft gebrandmarkt worden wäre und sich nicht eingefunden haben würde, so war es nöthig, daß der bessere Theil sich ebenfalls unter einer Maske verbarg. Von dieser Natur sind noch jetzt alle Maskeraden zu London und in andern großen Städten, und von der nähmlichen Art war auch ursprünglich die Wiener. Allein in den Zeiten Josephs II. der ein großer Demokrat war, und sich viele Mühe gab, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft ein-

ander näher zu bringen, verfielen auch die Maskeradengesetze, und das Incognito ward endlich so sehr vernachläßiget, daß jetzt die größere Hälfte der Anwesenden in ihrer gewöhnlichen Kleidung erscheint. Aber das ist entsetzlich! Der Bessere befindet sich nicht nur im nähmlichen Zimmer mit dem Geringern, sondern dieser Letztere hat auch die Unverschämtheit, jenem sein wahres Gesicht zu zeigen. Diesem Uebel abzuhelfen, soll ein jeder die Maske wenigstens auf seinem Hute tragen, wodurch denn der Geringere mit eben so viel Worten zu sagen scheint: „Herr, ich bin nicht Meister A. oder B. Ihr Schuhmacher, oder Ihr Schneider; auch nicht C. oder D. Ihr Bedienter oder Ihr Kutscher; sondern ich bin eine Maske; sonst dürfte ich ja nicht in Ihrer Gesellschaft erscheinen. Diese Verordnung ward denn befolgt, und wird es auch noch. Ich habe Masken gesehen, die nicht größer waren, als ein Speciesthaler, und die man entweder über dem Hutknopfe trägt, oder in einer Ecke, oder an der Krone eines runden Hutes befestiget. Viele wollten auch diesen Aufwand nicht machen, und steckten bloß eine Karte, oder auch nur ein Stückchen davon auf den Hut, wodurch man denn anzeigen will, daß man eine Maske ist. Dieß war nun das Geringste, was man thun konnte, und ohne dieses Zeichen sollte von Rechtswegen niemand eingelassen werden. Aber auch dieses Zeichen, oder diese Posse halten einige für überflüssig, und man weißt sie nicht zurück, vermuthlich weil man ungern so viele Mahle zwey Gulden verlieren würde, denn so viel kostet der Eintritt. Dafür hat man nun den Genuß von zwey großen Sälen, mehreren Nebenzimmern, die Musik und eine reiche Beleuchtung. Dieses Redoutengebäude ist einer großen Stadt würdig; aber es faßt mit Bequemlichkeit nicht über 2000 Menschen. Vielleicht rechnete man nie auf eine größere Zahl, weil man, bey der Erbauung dieses Gebäudes, vermuthlich nicht erwartete, daß es je ein Belustigungsort

für alle Arten von Ständen werden könnte. Man sagt mir aber, daß sich häufig 3000 Personen da einfinden, und für so viele reicht dieses große Locale nicht zu. Der große Saal ist von ungeheuerm Umfange und, eine Treppe hoch, rings herum mit Gallerien umgeben, an welche mehrere kleinere Zimmer stoßen, wo man speisen und auf mancherley Art sich belustigen kann. Der kleinere Saal, in welchem man ebenfalls tanzt, würde an jedem andern Orte ein großer heißen.

Gegen Mitternacht fängt es gewöhnlich an, voll zu werden: und so oft ich noch dort gewesen bin, habe ich die Menschenmenge so groß gefunden, daß das Gedränge, die Hitze und, mehr als alles andere, der Staub mir äußerst lästig wurden. Zwar wäscht man den Boden zu wiederhohlten Mahlen mit nassen Tüchern (ein Mittel, das ich auch in mehreren andern Städten, wo man es nicht zu kennen scheint, empfehlen würde,) aber es ist doch nicht ganz hinreichend, den Staub zu unterdrücken. Unter dieser Menge wird man so verschoben, und die weitere Aussicht wird Ihnen so versperrt, daß Sie Stundenlang aus einem Saale in den andern, von dieser Gallerie auf jene und durch alle Nebenzimmer wandern und abermahls wandern können, ohne eine Menge Personen von Ihrer Bekanntschaft, die wirklich dort sind, zu bemerken. — „Warum waren Sie gestern nicht auf der Maskerade?“ ist eine Frage, die ich häufig thun höre, und die Antwort ist immer: „Ich war zwey bis drey Stunden dort, aber ich habe Sie auch nicht gesehen.“

Diese immer so stark besetzten Redouten sind ein einleuchtender Beweis von dem Wohlstande der Wiener so wohl, als von ihrem Hange zum Vergnügen. Diejenigen weggerechnet, die Freybillets haben, (und ihre Zahl ist beträchtlich) besteht der größte Theil der übrigen aus Menschen der mittlern Stände, und zwar geht es in diesen ziemlich tief herab. Man irret sich also, außerhalb

Wien, gar sehr, wenn man glaubt, daß die Redoute eine Versammlung des hohen Adels, des Hofes, der Reichen und Großen sey. Freylich findet man Personen aus allen diesen Classen; allein sie machen bey weitem die geringste Zahl aus. Viele der Großen finden die Gesellschaft schon zu gemischt, als daß sie dieselbe oft besuchen sollten. Ich kenne ganze Familien, die äußerst selten auf die Redoute gehen, vielleicht den ganzen Winter hindurch nur ein Mahl: und gleichwohl sind es Personen, die unabläßig in Gesellschaft leben.

Der Hof hilft der Redoute auch nicht auf; denn wenn er dahin gehet, geschiehet es ohne Glanz, folglich unbegleitet und in geringer Zahl. Ich habe den Kaiser daselbst in einfacher bürgerlichen Kleidung gesehen, und die Kaiserinn, mit einigen wenigen Hofdamen, maskirt.

Es fällt einem jeden augenblicklich auf, daß die Zahl der weiblichen Masken ungleich größer ist, als die der männlichen: und das hat seine guten Ursachen! — Nicht daß diese guten Kinder grausam wären, und sich hartnäckig verbergen wollten; im Gegentheile, sie sind sehr bereitwillig, Bekanntschaft mit Ihnen zu machen, so bald Sie nur zeigen, daß es Ihnen Ernst, und nicht bloß um einen Wortspaß zu thun ist. Daß viele solche Bekanntschaften gemacht, oder alte, durch Entdeckung, erneuert werden, habe ich um und nach Mitternacht ziemlich klar gesehen, wo so manches Paar auf den Gallerien und in andern Theilen des Hauses zusammen sitzt und durch seine Bewegungen hinlänglich zeigt, daß, wenn die Bekanntschaft erst von diesem Abende war, sie schnelle Fortschritte gemacht habe. In der That bin ich oft über die Unbefangenheit und den zwanglosen Naturstand, in welchem sich einige dieser Leutchen zu befinden schienen, erstaunt. Das Aeußerste, wozu es kommen kann, habe ich zwar nicht gesehen; — aber alles, was sich unter den weiten und viel umfangenden Ausdruck von Präliminarien bringen läßt, —

das habe ich gesehen. Die Mädchen waren freylich alle maskirt, und schienen das ruhige Gefühl des Straußes zu haben, von dem man sagt, daß er seinen Kopf verbirgt, um von den Jägern nicht gesehen zu werden; aber von den Mannspersonen war es bey weitem die geringste Zahl. Freylich ist die Einladung groß und das Zugreifen leicht: und wer oft zugreift, gewöhnt sich endlich, es mit Zwanglosigkeit und ruhiger Unbefangenheit zu thun. Sagen muß ich, und mit Wahrheit kann ich es sagen: Nie habe ich auf dem nähmlichen Umfange eine gleich große Zahl herrlicher weiblicher Körper gesehen, vollere Busen, oder eine solche Masse festen, reichen Fleisches. Zwar waren die Gesichter der mehresten noch immer maskirt; aber nach dem, was ich von dieser Mädchenclasse vor vier Jahren auf dem Walle gesehen habe, weiß ich, daß es kaum einen Ort gibt, etwan London ausgenommen, wo sich so viel Schönheit beysammen findet, die für Geld zu haben ist.

Nach allem, was ich Ihnen hier von den Masken gesagt habe, müssen Sie nicht etwan glauben, daß nicht andere Frauenzimmer, als die eben beschriebenen, sich auch maskirten. Nein, nein, es gibt noch immer einige, die an der Sache großes Vergnügen finden, und eine herzliche Freude haben, wenn sie unter der Maske ihre Bekannten necken können. Ich weiß, daß das in manchen Häusern so weit geht, daß Personen von der nähmlichen Familie ihre Kleidung einander nicht wissen lassen, und erst auf dem Redoutensaale nach langem Zerren und Scherze einander erkennen.

Was, außer dem Tanze und dem allgemeinen fröhlichen Anblick, einen Fremden auf einer Maskerade vorzüglich belustiget, sind die Charaktermasken, wenn sie durch Witz und Gewandheit gehörig behauptet werden. Ueberall, wo ich eine solche Maske im Gespräche finde, bleibe ich dabey stehen; aber hier wurde ich die mehresten Mahle so wenig erbauet, daß mich von vielen dünkte, sie hätten

mit dem nähmlichen Rechte und eben so passend jede andere Kleidung anlegen können, als die, welche sie trugen. Auch ist es für einen Norddeutschen keine leichte Sache, die Wiener Sprache, die durch den heulenden Maskenton noch mehr entstellt wird, zu verstehen. Zugleich aber scheint diese Sprache ganz vorzüglich für die Posse einer Maskerade gemacht zu seyn.

Vor einigen Tagen trug sich etwas zu, das in den hiesigen Gesellschaften zu nicht wenig Scherz und Gesprächen Anlaß gab. Auf dem Hoftheaterzettel, auf welchem allemahl auch die große Redoute angezeigt wird, fanden sich, unter der gewöhnlichen Anzeige, noch folgende Worte: „Da seither wahrgenommen worden, daß manche „Masken im Gedränge sich erlauben, die Damen zu b e„t a s t e n, zu k n e i p e n, auch wohl in der Wahl ihrer „Redensarten nicht immer die gewünschte Delicatesse zu „beobachten, so wird solches auf ausdrücklichen A l l e r„h ö c h s t e n B e f e h l hiermit untersagt.“ — Nun bitte ich Sie zuförderst, sich aus meiner obigen Beschreibung der Redouten gewisser Dinge zu erinnern, die da zu sehen sind, besonders, wenn man durch die sogenannte Seufzergallerie geht, (die ihren Nahmen nicht so wohl daher zu haben scheint, daß man da seufzet, als daher, daß die Seufzer da erhört werden.) Manche Mannspersonen kennen auf der Redoute keinen andern Genuß, als den, der durch die Hände empfangen wird. Gewöhnlich werden diese kleinen Freyheiten nicht sehr übel genommen, und allenfalls mit einem Fächerschlage bestraft, da die mehresten, denen das begegnet, Freudenmädchen sind. Da man sich aber doch öfters irren muß, auch wohl bisweilen mit Fleiß irret, so geschieht es denn, daß hin und wieder auch andern Frauenzimmern eine solche Artigkeit gemacht wird. Es wird wohl selten sehr hoch aufgenommen; denn es geschieht ja unter der Maske, und die Dame muß natürlich voraussetzen, daß man ihren Rang und Charakter

nicht kennt. Im gegenwärtigen Falle scheint es, daß sich einer höchsten Ortes vergriffen hatte. — Das gab nun vergangenen Sonntag in allen Gesellschaften Anlaß zum Gespräche. Ueberall ward davon gesprochen, und nie habe ich so viele Theaterbillets gesehen; denn so wie jemand den geringsten Zweifel über dieses, oder jenes Wort erregte, so fuhren zehn Mannspersonen in die Taschen; und siehe da, jeder hatte sich mit einem Anschlagszettel bewaffnet. Ich hoffe übrigens, daß das Verboth mit dem gehörigen Salze zu nehmen, und nicht zu allgemein zu verstehen seyn wird, sonst könnte es leicht geschehen, daß bey der nächsten Redoute die Einnahme um etliche hundert Billets zu kurz käme.

Aschermittwoch, den 6. Febr. Wahrhaftig ein Tag, an dem man sich das Haupt mit Asche bestreuen möchte! Einen trübern Himmel habe ich lange nicht gesehen, und der Schnee fällt in allen Richtungen. So hilft denn selbst die Natur den Wienern, und fordert sie zu Buße und Traurigkeit auf, wenn sie auch nicht schon durch Mägen dazu vorbereitet wären, die sie in den letzten drey Tagen überladen haben; durch Köpfe, die vom Weine beschwert, und durch Körper, die von übermäßigem Tanze in Fieberhitze gebracht sind.

Das Fasching ist zu Ende, und es war gerade, wie ich es vorher erwartet hatte. Für die Großen und Reichen kann es keinen sehr merklichen Unterschied machen; aber für die mittlern Volksklassen, und von diesen bis auf die niedrigsten herab, ist das Fasching beydes ein Aufwand und Zeitverlust, der hier so sehr ins Große geht, daß ihn manche zu einer Million Gulden anschlagen. Wer sich von dem Wohlstande der Wiener, so wohl als von ihrem Hange zum Vergnügen einen Begriff machen will, der folge nur den verschiedenen Ständen durch die drey letzten Tage des Carnevals. Erstlich spielen die fünf Theater alle Tage und — sind voll. Die große Redoute

wird alle Tage gehalten, und täglich zählt man darauf 3000 Menschen und drüber. Der Eintritt kostet zwey Gulden, und die Mahlzeit kommt gewöhnlich weit höher zu stehen; noch größere Ausgaben, die häufig die Folgen davon sind, nicht gerechnet.

Außer der Redoute gibt es, zu den nähmlichen Stunden, eine ganze Menge anderer Tanzsäle, zu verschiedenen Preisen, und auf denen sammt und sonders auch gespeis't wird. Sie sind, wie ich höre, allzumahl voll; alle die, die ich selbst besucht habe, waren es so sehr, daß man mit Mühe sich bewegte.

Nichts fällt mir zu Wien so sehr auf, als die vielen, großen und zum Theil recht schönen Tanzsäle! Wer ist die Gesellschaft, die sie besucht? ist meine ewige Frage. Man nennt mir freylich die mittlern und niedern Classen; aber von diesen sehe ich schon viele auf der großen Redoute. Ich bin nie auf dieser letztern gewesen, daß ich nicht eine gewisse Zahl von Mannspersonen bemerkt hätte, deren Kleidung, Schnitt und Manier es wohl anzusehen war, daß einige derselben nicht viel mehr als eine bessere Art von Handwerksgesellen seyn mochten. — Es versteht sich, daß ein Fremder auch eine gewisse Zahl der übrigen Tanzsäle besuchen muß.

Die Mehlgrube ist ein großes Gebäude auf dem neuen Markte in der Stadt, wo bey weitem die größte Zahl der Anwesenden gut und modisch gekleidet ist. Hier werden, auch außer dem Carneval, regelmäßig Bälle gehalten, und es ist der eigentliche Belustigungsort der guten bürgerlichen Stände, der wohlhabenden Ladenkrämer, einiger Künstler, Regierungsbedienter, reicher Handwerker und dergleichen. Die ruhigern Individuen dieser Classen ziehen die Mehlgrube der Redoute vor, werden auch besser und billiger in Essen und Trinken hier bedient. Indessen sind auch die ganz niedern Stände, besonders in der Faschingszeit, nicht ausgeschlossen, wofern

sie nur auf eine gewisse Art gekleidet sind. Die Livree und das Corset der Stubenmädchen werden nicht zugelassen, so wenig als ein Frauenzimmer, das allein kommt. Ueberhaupt wunderte ich mich, daß ich auf mehreren dieser Tanzsäle so wenig Freudenmädchen sahe. Die bessere Art dieser Geschöpfe besuchen ausschließlich die große Redoute, wo sie unter der Maske mehr Spielraum haben, auch eine zahlreichere Männerclasse antreffen, unter denen sie neue Bekannte machen, oder alte finden. Die ganz niedrigen Personen dieser Classen aber haben wiederum andere Häuser, welche zu besuchen man mir widerrathen hatte, weil Fremde unter einem ganz niedrigen Pöbel und mit Betrunkenen leicht Verdrüßlichkeiten bekommen. Es scheint denn also, daß die mittlern bürgerlichen Stände von Wien so viel Gefühl von Anständigkeit haben, daß sie sich kein Verkehr mit Freudenmädchen an öffentlichen Orten erlauben, und daß dieses nur auf die Schaubühne der großen Redoute gehört, wohin die Mädchen maskirt gehen. Ich habe durchaus nichts Unanständiges in irgend einem dieser Häuser gesehen, nichts von dem, was man auf der Redoute aller Orten und Enden sieht.

Das Essen schien in allen diesen Häusern ein Hauptgegenstand zu seyn, und auf den Zetteln, wo zugleich der Preis einer jeden Sache stand, fand ich jede Art von Wildpret, Fisch und ungefähr alle Delicatessen, die man in dieser Jahreszeit auf einer guten Tafel sieht. Aber alle Tische sind so besetzt, daß es keine Kleinigkeit ist, nach langem Warten einen Platz zu finden. Ich beobachtete einmahl in der Mehlgrube sehr genau eine Gesellschaft, die an einem kleinen Tische speis'te. Einer davon schien, nach Kleidung und Art, ein Mann aus den bessern bürgerlichen Ständen zu seyn. Er ließ sich auftragen — einen ganzen Fasan mit Sallat (zwey Gulden funfzehn Kreuzer), eine Flasche Edenburger Ausbruch (ein Gulden zwanzig Kreuzer) und einen guten Nachtisch. Neben

ihm saß von ungefähr eine Mutter mit ihrer Tochter, wovon ich die eine für eine Wäscherinn, die andere für ein Stubenmädchen hielt. Zu ihnen gehörten zwey Mannspersonen, die etwan Markthelfer seyn mochten. Auch diesen brachte man einen Fasanen, etliche Flaschen Wein und ein paar andere Schüsseln. Der Eintritt kostet einen Gulden, wozu denn auch noch ein Wagen kommt. Berechnen Sie alle diese Summen für Leute solcher Stände! Und das geht bis auf die allerniedrigsten herab; jeder belustiget sich nach seiner Art, und borgt und versetzt, wenn frühere Ersparnisse die Faschingslustbarkeiten nicht zu bestreiten im Stande sind. —

Hier haben Sie ein Beyspiel von einer andern Classe und einer andern Manier! Vergangenen Sonntag war unser Kutscher Abends um acht Uhr bestellt. Er kam nicht! Wir warteten bis neun; er kam nicht, und wir mußten zu einer Miethkutsche unsere Zuflucht nehmen. Den folgenden Tag fand man ihn im Stalle bey den Pferden liegen, noch immer trunken von der vorhergehenden Nacht. Trunkenheit ist indessen kein Laster der Wiener; und bey ihrem vielen Essen und dem wohlfeilen Weine ist es auffallend, wie wenig sie verhältnißmäßig trinken. In den Gassen sahe ich fast nie einen Betrunkenen.

Die Neue Welt, ein geringerer Versammlungsort, als der vorige, liegt in einem widrigen, weit entfernten Winkel einer Vorstadt, wohin man kaum glauben sollte, daß jemand in der Nacht die Reise machen möchte. Aber auch hier fand ich eine zahlreiche Gesellschaft und einen Saal, der anständig verziert war, und in Rücksicht auf zweckmäßige Anlage und Bequemlichkeit unter die besten gehört, die ich hier gesehen habe. Rings herum gehen Zimmer, die von dem Tanzsaale nicht durch Wände, sondern bloß durch Arcaden getrennt sind. Hier hat der Gott des Essens seinen Thron aufgeschlagen! Man kann da ruhig sitzen, und doch zugleich sehen, weil man ge-

wissermaßen im Saale selbst sich befindet. Ueber diesen Arcaden laufen oben wieder so viele Zimmer, oder Gallerien um den höhern Saal herum, wo ebenfalls gespeis't wird, und von wo man auf die Tanzenden herabsehen kann. Um doch aber nicht vom Staube belästiget zu werden, so sind diese obern Gallerien mit Glasfenstern versehen, durch die man sich, wenn man will, ganz von dem Tanzsaale trennen kann. Der Eintritt kostet einen Gulden. Die Gesellschaft schien mir aus Ladenkrämern, Handwerkern, Kaufmannsdienern, kleinen Regierungsbedienten und selbst aus einigen Hausmägden und Köchinnen zu bestehen. Zu diesen gesellen sich (und das ist der Fall an den mehresten dieser Orte) eine gewisse Zahl von Männern höherer Stände, von Modeleuten, die der lieben Abwechselung wegen im Carneval dahin gehen, und deren einigen es auch wohl einfällt, Wunders halber, ein Mahl mit zu tanzen. Aus dem, was ich auf den Tischen umher sahe, konnte ich leicht abnehmen, daß die Mahlzeit höher kommen muß, als der Eintrittsgulden.

Man muß Alles sehen! Und so ging ich denn auch in ein Haus, wo man zwanzig Kreuzer an der Thür bezahlt, und wo diejenigen, die nicht tanzen, für dieses Geld auch noch etwas zu essen bekommen. Hier waren der Menschen so viele, daß ich, buchstäblich genommen, nicht umher gehen konnte. Die, welche nicht zu Tische saßen, standen enge zusammen gedrängt, und ließen nur wenig Platz für die Tänzer übrig, die sich doch, in beträchtlicher Menge, dazwischen durchwalzten. Auch wurden Menuetten getanzt, die denn freylich nicht die elegantesten waren, die ich gesehen habe, und die so sehr von den Nichttänzern durchkreuzt wurden, daß die eine Person häufig stille stehen und suchen mußte, um unter der Menge, die nicht dazu gehörte, ihren Partner zu finden. Alles das trug man mit der besten Laune von der Welt. — Die Gesellschaft war von geringerer Art, als die vorher-

gehende; ich sahe aber doch eine Menge sehr wohlgeklei-deter Personen.

Die Kaffeehäuser sind ein ewiger Tummelplatz, auf dem sich die Wiener mehrerer Classen herum treiben. Es gibt ihrer eine große Menge; sie werden stark besucht, und die Billards sind fast nie leer. Viele sind gut meu-blirt; besonders nennt man, in dieser Rücksicht, das am hohen Markte, das aber keinesweges meiner Erwartung entsprochen hat. Im Ganzen findet man in diesen Häu-sern eben nicht die beste Gesellschaft; und ich kann nicht begreifen, wie ein Mann von Erziehung und feiner Le-bensart sie noch mit einem andern Zwecke besuchen könnte, als Zeitungen zu lesen und seinen Kaffee da zu trinken, er müßte denn ein entschiedener Billardspieler seyn. Ich besuche häufig das Cramersche Kaffeehaus am Graben, weil da kein Billard, und die Gesellschaft nicht zahlreich ist. Man geht vorzüglich des Lesens wegen dahin. Dem Fremden wird es auch deswegen empfohlen, weil da we-nig gesprochen wird, und er nicht Gefahr läuft, in poli-tische Gespräche und Untersuchungen zu kommen, die ihm Verdruß zuziehen könnten. — Es bestehet aus einem ein-zigen, düstern, unangenehmen Zimmer. Außer der Wie-ner Hofzeitung, die wöchentlich zwey Mahl erscheint, finde ich hier den Hamburger Correspondenten, die Erlan-ger, die Neuwieder, die deutsche Regensburger, den Mercure de Ratisbonne, das Journal de Frankfort, Gespräche im Reiche der Todten (unbedeutend genug!) und Schirachs politisches Journal. Anfangs hatte man auch den deutschen Redacteur, der aber bald nachher auf-hörte, vielleicht, weil die Regierung ihn nicht mit einem guten Auge sahe. — Sonst hielt man in den Kaffeehäu-sern mancherley Journale und Monathsschriften; allein es kam so oft ein Verboth gegen dieses und jenes, und sie gaben zu so mancherley Gesprächen Anlaß, daß sie größ-tentheils abgeschafft worden sind. Cramer hielt einst eine

Englische Zeitung, die wöchentlich drey Mahl heraus kommt; allein seitdem ihr Preis auf neunzig Gulden gestiegen ist, findet er sie zu theuer.

Schlittenfahrten.

Diese machten sonst einen wichtigen Theil der hiesigen Winterbelustigungen aus, besonders während des Carnevals, da man oft sehr prachtvolle gab. Allein sie haben aufgehört, seitdem der Hof keine mehr gibt, wozu sonst der Schnee mit vielen Kosten in die Stadt gefahren wurde. Im ersten Theile des Winters, ob die Kälte schon beträchtlich war, blieb doch kein Schnee, und in der Mitte des Decembers verschwand er so gar auf den benachbarten Bergen. Von Weihnachten an haben wir dessen genug gehabt, und die mehresten Miethkutschen liefen auf Kufen; aber eigentliche Schlittenfahrten wollte niemand anstellen, vermuthlich weil man das Ding täglich und gut haben konnte. Die Menschen sind hier wie überall! Damit eine Schlittenfahrt recht angenehm sey, muß man halb auf Koth und Wasser fahren. Wäre es nicht die Seltenheit, die der Sache Werth gibt, so würden wir im Sommer Kutschenfahrten haben, so gut wie Schlittenfahrten im Winter.

Indessen habe ich eine gesehen, die bey Gelegenheit der Verheirathung einer Fürstinn Esterhazy mit einem Fürsten von Schwarzenberg gehalten wurde. Einige Grafen ausgenommen, bestand ungefähr die ganze Gesellschaft aus Fürsten. Diese Fahrten sind von denen in Norddeutschland sehr verschieden, und ungefähr so, daß man sie auch mitten im Sommer anstellen könnte. Von dem, was wir einen Rennschlitten nennen, hat man hier keinen Begriff. Der Wiener liebt viel zu sehr Gemächlichkeit und Wohlseyn, als daß er sich mit einem so beschwerlichen Dinge herumtreiben sollte. Alle Schlit-

ten, die ich hier gesehen habe, sind Phaetons zu zwey Personen, oder eine Art von Halbchaisen. Sie hängen in guten Federn und sind von andern Wagen dieser Art in nichts unterschieden, als daß sie, statt der Räder, Kufen haben. Sie sind fein lackirt, und mehrentheils schön und geschmackvoll, geben aber in der Ferne nicht den Prunk und die Schau, welche die buntscheckigen Maschinen, die vergoldeten, versilberten und gemahlten Schwäne, Löwen, Bären u. s. w. der Rennschlitten im Norden gewähren. In den hiesigen sitzt die Mannsperson, so wohl als die Dame, sehr ruhig, warm und gemächlich, und fährt entweder selbst, oder läßt sich auch wohl vom Kutscher fahren. Die bunte, tolle und mehrentheils geschmacklose Mannigfaltigkeit und Scheinpracht der Nördlichen Schlittenfahrten fällt also hier weg; es ist kein schimmernder Aufzug, der in der Ferne Wirkung thut; wer aber wirklich feine Wagen, schöne Pferde, reiche und prächtige Livreen sehen will, der muß nach Wien kommen. Uebrigens war diese Schlittenfahrt von der stillen Art. Man behängt die Pferde, obschon jeder Wagen mit zweyen bespannt ist, nicht mit jener Last von Schellen, und an Klatschen und Peitschen ist hier gar nicht zu denken, weil kein Platz dazu ist. In den engen und bevölkerten Gassen von Wien, wo Dragoner mit dem bloßen Degen einer Schlittenfahrt den Weg bahnen müssen, würde das Peitschenknallen etliche hundert Augen kosten. Jeder Schlitten hatte zwey, höchstens drey Vorreiter, und an der Seite von einigen gingen zwey Läufer. Musik war auch nicht dabey, und eben so wenig Postillons. Das Ganze war geschmackvoll, schön und wahrhaft prächtig.

(Seitdem sind, wie ich weiß, Schlittenfahrten gehalten worden, die sich wieder durch äußern Glanz in einem hohen Grade auszeichneten, wenigstens weit mehr als die, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte. Be-

sonders rühmt man die vom Winter 1802, welche auch von einem zahlreichen Musikchor begleitet waren. — Ich mache diesen Zusatz um derjenigen Wiener willen, die sich bitterlich bey mir beschwert haben, daß ich dem Glanze und der Pracht ihrer Schlittenfahrten nicht hinlängliche Gerechtigkeit hätte wiederfahren lassen.)

Vierzehnter Brief.

Das Theater — fünf Bühnen — Burgtheater — Theater in der Kärnthergasse — die Schauspieler und Schauspielerinnen — das Trauerspiel zu Wien — Herr von Kotzebue, Theatersecretär — neue Theaterregierung — Deutsche Oper — Italiänische — Ballet — die Theater in den Vorstädten — das auf der Wieden — in der Leopoldsstadt — in der Josephsstadt — das Wiener Publicum in Rücksicht auf die Bühne — Me. Unzelmann — die Hetze — Concerte — Haydns Schöpfung — Händels Messias.

Wien, den 1. März, 1799.

Das Theater ist für den Wiener die große, beliebte und nie versiegende Quelle öffentlicher Belustigung das ganze Jahr hindurch! Es gibt hier, wie Sie wissen werden, fünf Schaubühnen, wovon sich zwey in der Stadt und drey in den Vorstädten befinden.

Das Burgtheater, das seinen Nahmen daher hat, daß es in der Kaiserlichen Burg stehet, und das am Kärnther Thore, welches oft das Kärnther Theater genannt wird, sind so innig verbunden, daß sie nicht von einander getrennt werden können. In beyden geben die Deutschen Hofschauspieler, so wohl als die Italiänischen Operisten, abwechselnd ihre Vorstellungen. Da das Kärnther Theater größer ist, als das in der Burg, so wählt man es gewöhnlich auch zu allen

den Vorstellungen, in welchen eine zahlreiche Gesellschaft erwartet wird. Beyde Häuser sind ansehnlich, gut und bequem gebaut und wohl verziert, kommen aber weder dem Londoner Opernhause, noch einigen Pariser Theatern, noch verschiedenen Italiänischen, die ich gesehen habe, gleich. In beyden hat das Parterre Sitze! Man theilt es in das gemeine, und das Parterre noble: und dafür werden verschiedene Preise bezahlt. Beyde werden von Frauenzimmern und Mannspersonen besucht, und in das letztere darf sich kein Mann zu gehen schämen, sein Rang sey, welcher er wolle. Die Stühle werden vorläufig bestellt und verschlossen, indem der Sitz in die Höhe geschlagen und durch das Schloß fest gemacht wird. Dafür bezahlt man besonders. Dieß hat seine großen Unbequemlichkeiten; denn darum, daß sie ihres Platzes gewiß sind, kommen viele sehr spät, welches in dem mehrentheils vollen Parterre ein unangenehmes Gedränge verursacht. Der Verschließer kommt dann alle Augenblicke, um einen Sitz zu öffnen, und die Person, der er gehört, einzuführen, wodurch die Stehenden beunruhiget werden, und die, welche schon sitzen, zum Theil wieder aufstehen müssen. Die Stühle, welche nicht bestellt sind, werden offen gelassen, und wer zuerst kommt, bemächtiget sich ihrer. — Die Logen sind schwer zu haben; die besten gehören Familien, die sie auf das ganze Jahr miethen, und die übrigen werden gewöhnlich frühzeitig besprochen, wenn ein Stück von Wichtigkeit gegeben wird.

Viele Mitglieder dieser Hofgesellschaft sind noch aus der alten Schule, als Müller, (welcher seit 1802 mit Pension zur Ruhe gesetzt ist) Brockmann, Lange, Bergopzoom, Me. Ruseul und einige andere. Sie sind allgemein bekannt, und so oft recensirt worden, daß ich sie in Ruhe lassen will. Me. Sacco, die ursprünglich aus Norddeutschland kam,

und auf der hiesigen Bühne mit großem Ruhme spielte, hat sich schon vor einiger Zeit vom Theater entfernt, und lebt nicht weit von Wien in Ruhe. Von den beyden Schwestern Jaquin, deren die frühern Schriftsteller über Wien gedenken, ist die eine todt, und die andere ist Me. Adamberger. Diese liebenswürdige, einnehmende Schauspielerin hat bis diesen Winter noch immer die Rollen der ersten Liebhaberinnen gespielt, und noch ist ihr Ansehen auf dem Theater sehr gut. Allein sie hat dem Publicum so lange gedient, daß dieses ihr Alter weiß und viele, weit zurück, sich ihrer früheren Zeiten erinnern. Dabey hat sie seit einiger Zeit das Unglück, daß sie schwer hört, wodurch ihr Spiel eine gewisse Lebhaftigkeit und Schnelle verliert, die man von den ersten Liebhaberinnen zu fordern berechtigt ist. Sie hat sich also diesen Winter entschlossen, eine neue Laufbahn anzutreten, und den Uebergang dazu machte sie in der Selbstbeherrschung. Die Hauptperson dieses Stücks, welche einen jungen Menschen liebt, am Ende aber die Rolle der Mutter übernimmt, war ganz vorzüglich für die Lage der Me. Adamberger geeignet. Auch schien sie sehr gerührt, besonders als man sie am Ende des Stücks herausrief. Sie hielt dann eine kleine Rede, worin sie sich, mit wenig Worten, über die Neuheit ihrer Lage entschuldigte und ihre künftige Laufbahn ankündigte. Im bürgerlichen Leben ist sie geehrt, und hat Zutritt in einige gute Häuser, wo ich sie ein paar Mahl in kleiner Gesellschaft getroffen habe. An ihre Stelle treten vorzüglich Me. Weissenthurn und Mlle. Koch. (Letztere hat seitdem den Schauspieler Rose geheirathet.) Erstere spielt mehrere Rollen, einige gut, andere mittelmäßig. Im Ganzen ist sie nicht unter die großen Künstlerinnen ihrer Profession zu zählen. Mlle. Koch scheint hauptsächlich für die Ritterstücke bestimmt zu

seyn, in denen sie die ersten Liebhaberinnen mit vielem Erfolge spielt, wie z. E. Johanne von Montfaucon, in dem Stücke dieses Nahmens, Saraphina im rächenden Gewissen und dergleichen. Sie scheint sich gewisse Formen für diese Stücke des Mittelalters gebildet zu haben, die ihr geglückt sind. Ihre zu dicke Gestalt ist gegen sie; aber sie hat Fähigkeiten und ist jung und so könnte sie vielleicht viel werden, wenn ihre Freunde sie nicht verderben, deren einige kein Maß in ihrem Lobe kennen. Die Wiener sind sehr für sie eingenommen; nur mit ihrer Sprache sind viele noch nicht recht zufrieden, wie das immer geschieht, wenn Schauspieler hierher kommen, die nicht aus Süddeutschland sind: und das ist mit Mlle. Koch der Fall. Indessen ist der Wiener sehr gutmüthig und übersieht das. Er sagt: „Sie wird halt schon Deutsch lernen, wenn sie eine Weile bey uns gewesen ist.“ — Das Spaßhafte von der Sache weggenommen, so hat der Wiener nicht ganz unrecht. Die allermehresten unserer Norddeutschen Schauspieler haben etwas Declamirendes, das an das Sentimentale grenzt und, wenn es nicht am rechren Orte ist, immer mehr oder weniger ins Weinerliche fällt. Es ist ein Fehler, wodurch mehrere auf unsern Theatern mir ekelhaft werden, wiewohl ich weiß, daß er dem Norddeutschen Publicum keinesweges mißfällt. Man nennt es hier Ziehen: ein Fehler, von dem die hiesigen frey sind. Brockmann hat sich in Norddeutschland auch etwas davon angewöhnt, und, ob er schon seit vielen Jahren wieder in Wien spielt, ist er es doch nicht ganz los geworden. Zu Berlin, Hamburg und Dresden würde ich es vielleicht nicht an ihm gewahr werden.

Der Vater der Demlle. Koch spielt auch, hat aber ein unangenehmes Aeußere; doch wird er immer, besonders in gewissen Rollen, mit Beyfall empfangen.

Im Ganzen ist diese Gesellschaft, wie denn das deutsche Theater fast überall, besser mit Männern besetzt, als mit Frauenzimmern. Klingmann zeichnet sich unter denen aus, die den oben genannten Alten nachgewachsen sind. Auch Ziegler spielt in einigen Stücken recht gut, und hat dabey den Vortheil einer hübschen Figur, und eines schönen Organs. (Seitdem aber sollen beyde durch Rose und Koberwein etwas verdunkelt worden seyn.)

Am meisten aber zeichnet sich Weidmann aus, in meiner Meinung, bey weitem der beste komische Schauspieler, den ich in Deutschland kenne. Niemand versteht besser als er, sich in seine jedesmahlige Rolle zu setzen; er studiert sich so hinein, daß er ganz das Ding wird, das der Verfasser aufstellen wollte; er spielt nicht, er ist. Man glaubt dann, er achte nicht im geringsten auf Ton, Bewegung und Handlung; Alles ist der eigentliche Ausdruck des Gefühls, wie es der Augenblick verlangt — reine, unaussprechliche Wahrheit. So wenig ich auch für unser Deutsches Theater parteyisch bin, und so wenig ich in Wien das gefunden habe, was man von der ersten Stadt Deutschlands erwarten sollte, so habe ich mich allemahl gefreuet, wenn ich diesen Schauspieler sahe.

Im Trauerspiele hat sich der größte Theil dieser Gesellschaft so vernachlässiget, daß sie kaum mehr im Stande ist, welche zu geben. In der That habe ich, während meines ganzen Aufenthaltes, höchst selten eins auf dem Zettel gefunden. Wie kommt das? Liebt der Wiener das Trauerspiel nicht, weil seine Schauspieler es ihm schlecht geben; oder vernachlässiget der Schauspieler die Kunst, weil er weiß, daß der Wiener keinen Werth darauf setzt? — Auch hier, wie so gar oft im Leben, bringt die Ursache ihre natürliche Wirkung hervor, und die Wirkung wird wieder zur Ursache.

Das große Wiener Publicum findet wirklich wenig Geschmack am Trauerspiele. Dieß ist die erste Ursache, warum sich der Schauspieler vernachlässiget; und wenn er gelegentlich ein Mahl eins gibt, so thut er dem Zuschauer so wenig Genüge, daß dieser nicht so bald wieder ein zweytes zu sehen wünscht. Vor einiger Zeit brachte man ein neues Trauerspiel auf die Bühne, das rächende Gewissen, das man, weil es etwas Neues war, ein paar Mahl gab. Das Stück ist höchst abenteuerlich und wild, ob ich schon höre, daß es hier sehr abgeändert worden ist. Die Schauspieler erschienen mir eben so abenteuerlich, und den allermehresten sahe man es an, daß sie auf hohen Schuhen gingen, an die sie nicht gewöhnt waren.

Letzthin fiel es ihnen ein, Hamlet zu geben! Und von den vielen Vorstellungen, die ich von diesem Stücke in England, zu London so wohl als in der Provinz, zu Paris, Leipzig und — was weiß ich — wo gesehen habe, war diese eine der allerschlechtesten. Es wäre viel zu mild, wenn ich sagte, daß kaum eine einzige der spielenden Personen ihrer Rolle vollkommen Gnüge leistete; wohl aber kann ich mit Wahrheit behaupten, daß, Hamlet und den Geist ausgenommen, (Klingmann und Brockmann) kaum eine einzige nur erträglich spielte. Es war keinem Ernst; sie sollten Dinge ausdrücken, die ihnen fremd waren, und an die sie nicht glaubten. Ueberall guckte das Lustspiel durch; höchstens sahe man das ernsthafte bürgerliche Drama. — Fast auf allen Bühnen, wo ich Hamlet gesehen habe, ist es das Schicksal des Königes, schlecht besetzt zu seyn; aber nie habe ich etwas Schlimmeres gesehen, als Bergopzoom in dieser Rolle. Der Mann spielt nie sehr vorzüglich, und hat nur einige Rollen, in denen es ihm glückt. — Me. Nuseul, als Königinn, war steif, kalt, widrig. Ueberhaupt ist diese Schauspielerinn,

die man ohne Unterlaß auf der Bühne sieht, genöthiget, in so mancherley Rollen aufzutreten, daß es unmöglich ist, daß sie ihnen Gnüge thun sollte. — Klingmann, als Hamlet, hatte Verdienst! Ob mir aber dieses Verdienst vorzüglich aufgefallen seyn würde, wenn die übrigen ihre Pflicht gethan hätten, weiß ich nicht. Studiert hatte er seine Rolle allerdings; manche Stelle war fein gegriffen, und seine Declamation mehrentheils richtig. — Mlle. Müller, als Ophelia, fühlte die Unschicklichkeit nicht, im letzten Aufzuge ihr seidenes, mit Silber besetztes Kleid nicht zu wechseln. Es ist unbeschreiblich, welche Wirkung, oder welche Dissonanz solche Kleinigkeiten auf der Bühne haben. Im wirklichen Leben konnte Ophelia freylich ihr Kleid anbehalten. Eben so war es mit dem Geiste, dessen Rüstung auf einem Tournier geglänzt haben würde, aber ganz und gar nicht in die schauerliche Stunde der Mitternacht paßte. Ein König mag freylich auch dann noch eine schöne Rüstung tragen; aber der irret sich sehr, welcher glaubt, daß man auf der Bühne alles vorstellen müsse, wie es im wirklichen Leben ist. Auch war auf dem ganzen Theater zu viel Licht, wodurch die glänzende Rüstung nur noch greller erschien. Daß man Hamlet nicht sterben läßt, werden Sie von der Wiener Bühne ohne meine Erinnerung erwarten. Ich selbst gestehe, daß mir das Shakspearsche Ende dieses Stückes immer sehr unangenehme Empfindungen erregt hat, ob ich schon überzeugt bin, daß Wilhelm Meister vollkommen Recht hat, wenn er sagt: „Wie kann ich ihn erhalten, da das ganze Stück ihn tödtet!“

Die Schauspiele, die man jetzt am häufigsten zu Wien gibt, sind die des Herrn von Kotzebue, der zeither hier angestellt gewesen ist und die Bühne fleißig mit neuen Stücken versehen hat. Im Verlaufe dieses Winters brachte er neue auf die hiesige Bühne — das

Schreibepult, — das Epigram, — Johanne von Montfaucon, — und die beyden Klingsberge. Zur Abwechselung gibt man gelegentlich, aber seltener, ein paar Iffländische Stücke, die aber hier lange nicht so wohl gefallen, wie jene; und dann hin und wieder etwas Neues von verschiedenen Verfassern. Von den ältern Stücken der Deutschen Schule sieht man fast gar nichts, und unser Lessing scheint so gut, wie vergessen zu seyn. (In der Folge gab man ein Mahl Emilia Galotti, weil Me. Unzelmann von Berlin die Gräfinn Orsina zu spielen wünschte. Hiervon ein ander Mahl.)

Vorzüglich auffallend war mir unter den neuen Stücken das rächende Gewissen, von dem Verfasser des Abellino, der, wenn ich nicht irre, Zschocke heißt. Man sagt mir, daß es in seiner ersten Gestalt schlechterdings nicht zum Aufführen war, und so erschien es hier umgearbeitet. Es muß also ein noch größeres Ungeheuer gewesen seyn, als Abellino, denn der Kraftscenen sind genug geblieben, und die Wirkung kann also nicht fehlen. Es scheint mir mit gewissen neuern Theaterproducten gerade zu gehen, wie mit den Gemählden der Englischen Schule; alles wird dem Effecte aufgeopfert, und an Effect fehlt es diesen dramatischen Werken in der That nicht. Mancher sagt: „Je nun, ich will am Ende lieber Wirkung und Interesse, als durch ein kaltes, langweiliges, regelmäßiges und von der Académie des quarante gebilligtes Stück mir Langweile machen lassen.“ Aber ist es diesen Kraftmännern, die die Kunst besitzen zu erfinden und zu interessiren, schlechterdings unmöglich, Geschmack, Wahrscheinlichkeit, Natur und gesunde Vernunft hinein zu bringen? Ich will ja gern auch dem großen Publicum und dem Geschmacke der Zeit etwas nachgeben, will so manches mir gefallen lassen, und selbst mit willigem Herzen die Thräne der Rührung weinen, die mir bisweilen ent-

schlüpft, und deren ich mich nachher, bey ruhiger Ueberlegung, schäme; nur in gewissen Grenzen sollten sie bleiben, nur nicht so ganz und gar Geschmack und Wahrheit mit Füßen treten. — Uebrigens wurde dieses Stück (oder die Schauspieler, die es vorstellten?) mit großem Beyfalle aufgenommen, und man that, was mir zu Wien damahls noch ganz neu war, — man forderte eine Schauspielerinn heraus, und, unter dem lange anhaltenden Geschrey, auch eine zweyte. Ob man so fortgefahren seyn würde, eine Person nach der andern zu rufen, weiß ich nicht; aber Mlle. Koch, die bey weitem die meisten Stimmen hatte, ließ sich lange rufen, und erschien endlich mit Brockmann, welcher bedauerte, daß Me. Weissenthurn schon nach Hause gegangen wäre.

Ich war mit den Schauspielern nur um einige Grade zufriedener, als mit dem Stücke! Aber bey solchen Gelegenheiten fange ich an, Mißtrauen in mich selbst zu setzen. Bin ich wirklich blind gegen ein transcendentales Verdienst, das hier Tausende anzuerkennen scheinen? Bin ich vielleicht durch das Englische und Französische Theater an eine Manier gewöhnt, die von der Deutschen so ganz verschieden ist, daß ich in dieser die Schönheiten nicht sehe, die sie wirklich hat? Oder sind so viele Leute hier bloß gutwillige Menschen, die mit gaffender Bewunderung ein Ding anschauen, das wirklich keine Bewunderung verdient?

Unter die dramatischen Ungeheuer dieser Art gehört auch das Petschaft von Ziegler, das diesen Winter auf die hiesige Bühne kam. Der Verfasser ist Mitglied der Gesellschaft und hat selbst eine Rolle in diesem Stücke, die er recht gut spielt. Dieser Mann, der eine hübsche Figur und eine gefällige Gesichtsbildung hat, ward zuerst, wie ich höre, unter Schröder zu Hamburg mit dem Theater bekannt. Er bildete sich

nach und nach, und ist jetzt nicht nur ein ziemlich guter Schauspieler, sondern auch ein Theaterdichter, dessen Stücke das hiesige Publicum immer mit Beyfall aufgenommen hat. Dieses letztere aber war ihm doch beynahe zu stark, und der dritte und vierte Aufzug wurden in einigen Theilen des Hauses ausgezischt. Die beyden ersten Acte sind gut, und ich versprach mir etwas von dem ganzen Stücke, das bis dahin original und doch ziemlich regelmäßig war. Aber nun folgte ein Verstoß auf den andern, und das Ganze war ein so seltsames Gemische vom niedrigen Lustspiele, vom Drama und hohem Trauerspiele, daß ich diese seltsame Mischung in einem Manne nicht begreifen konnte, der in allem dem Gewirre nicht nur sehr viele Anlage, sondern auch vieles wirklich Gute zeigt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß Herr von Kotzebue zeither bey dem hiesigen Theater angestellt gewesen ist. Der eigentliche Nahme seiner Stelle ist „Secretär des Hoftheaters" d. h. er ist Director unter dem Hauptdirector, Herrn von Braun. Sein Geschäft ist, die Stücke auszusuchen, die gespielt werden sollen, für neue zu sorgen, es sey nun, daß er sie zum Theil selbst liefert, oder von andern herbey schafft, und die Rollen auszutheilen. Dieß letzte ist ein höchst beschwerlicher Theil dieser Stelle! Die Macht des Theatersecretärs ist nicht unbeschränkt; ein Theil der Schauspieler machen einen Status in Statu aus, und so ist des Verdrusses kein Ende. Herr von Kotzebue ist der Sache müde, hat um seine Entlassung angehalten, und auf eine sehr schmeichelhafte Art sie bekommen, denn der Kaiser läßt ihm den lebenslänglichen Gehalt von 1000 Gulden. Alles, was Sie mir über diesen Artikel schreiben, und was Sie in Norddeutschland gehört haben, ist falsche Sage und Verläumdung.

(Im April 1799. Die neue Theaterregierung besteht aus zwey Gelehrten und drey Schauspielern. Einer der Gelehrten ist Herr von Retzer. Die drey Schauspieler sind: Miller, der Vater, Brockmann und Weidmann. Jedes eingeschickte Stück kommt zuerst an die Gelehrten, die es nicht censiren, (denn das ist eine ganz vom Theater verschiedene Instanz) sondern ästhetisch beurtheilen, ob es für die Bühne taugt, oder nicht. Verwerfen sie das Stück, so gehet es nicht weiter, und die Sache hat ein Ende. Lassen sie es gelten, so kommt es vor den ganzen Ausschuß, d. h. vor die beyden Gelehrten und die drey Schauspieler. Alle fünf haben nun eine Stimme, und durch die Mehrheit wird es entweder verworfen, oder für die Bühne angenommen. Auch werden durch diese fünf alle Rollen vertheilt. Die Hauptdirection steht noch immer unter dem Baron von Braun, von welchem auch die Theatercasse abhängt, womit der Ausschuß der fünfe nichts zu thun hat.)

Die Deutschen Schauspieler des Hoftheaters geben keine Operetten. Diese sind jetzt ganz aus der Stadt verbannt und den Theatern auf der Wieden und in der Leopoldstadt überlassen. Aber eine eigentliche Deutsche Oper existirt noch innerhalb der Mauern, und es ist eine eigene Gesellschaft dazu da, die mit der Italiänischen Oper abwechselnd spielt; sie ist aber nicht vorzüglich.

Die Italiänische Oper ist hier bey weitem nicht mehr, was sie einst war. Metastasio, dessen vortreffliche Schauspiele größtentheils zu Wien und für Wien geschrieben wurden, ist eine Nahme, den man beynahe nicht mehr kennt. Die große, oder ernsthafte Oper hat hier aufgehört, und man gibt nichts mehr, als Opera buffa. Ja man verlangt so wenig nach jener, daß die Unternehmer schon längst nicht mehr da-

für gesorgt haben, Leute dazu zu halten. Man versichert mich, (und nach dem, was ich sehe und höre, glaube ich es gern) daß die Gesellschaft, so wie sie jetzt ist, schlechterdings nicht im Stande sey, eine große Oper zu geben. Für die Opera buffa ist sie gut, ohne daß sie jedoch auf einen hohen Grad von Vortrefflichkeit Ansprüche machen kann. Die schöne Tomeoni habe ich wieder gefunden, aber freylich um vier Jahre älter, und sie war schon damahls eine ganz reife Schönheit. Sie fängt an, sich etwas zu vernachläßigen, und ihre Stimme, dünkt mich, ist auch nicht mehr die nähmliche.

Hätte das Publicum wahres Gefühl für die große Oper (Opera seria), so würden die Unternehmer bald genöthiget seyn, für Leute zu sorgen. Aber der Wiener liebt vor allen Dingen das Lustige, die Abwechselung und das Neue: und Alles das läßt die große Oper nicht zu. Es ist bekannt, daß drey, vier, höchstens fünf Stücke oft für einen ganzen Winter zureichen müssen, weil sich die großen Opernsänger nicht zu mehreren verstehen. Der Italiäner besucht die Oper wie eine Conversazione; man spielt, schwatzt, liebelt, und, wenn eine schöne Arie kommt, hört man zu. Der Wiener sucht für sein Geld etwas mehr; er will sehen, hören und lachen: und am Ende hat er auch nicht ganz unrecht. Man muß in allem billig seyn. — Im Frühjahre bekommt man öfters auswärtige Sänger auf einige Zeit, und da werden denn, wie ich höre, große Opern gegeben. (Seitdem hat man an Brizzi einen trefflichen Sänger bekommen. Im Winter 1802 hatte Marchesi 12 Vorstellungen unternommen, und so oft er sang, wurden die Einlaßpreise verdoppelt.)

Zu dem Hoftheater gehört endlich noch ein Ballet, das zahlreich und gut besetzt ist, wobey man es auch an dem übrigen Aufwande nicht fehlen läßt. Die Tänzer sind nicht aus der Französischen Schule, die sich

durch Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen auszeichnet; sondern aus der Italiänischen, wo man mehr auf große Außenlinien, auf Stärke und auf ungewöhnliche und kunstvolle Wendungen und Sprünge sieht. Nimmt man diesen Styl, wie er ist, so hat man Ursache, hier zufrieden zu seyn. Indessen vermißt man auch die Französische Schule nicht ganz. Die Casentini, welche mehr in diesem, als in jenem Geschmacke tanzt, ist vortrefflich; und nach ihr, und mehr noch nach der berühmten Vigano, die einst einige Zeit hier tanzte, haben einige andere, nicht ohne Erfolg, sich gebildet. Die Kleidungen und Verzierungen sind gut, ob sie schon an Eleganz dem Pariser, und an Pracht dem Londoner Ballet nicht gleich kommen. Die Wiener lieben diese Belustigung so sehr, daß die Directoren nicht anstehen, selbst an einem Sonntage, welches eigentlich der große Tag für das Schauspiel ist, ein kleines, höchst unbedeutendes Stück, ja eine bloße Farce zu geben, um einem großen Ballette Platz zu machen.

Die Theater der Vorstädte.

Ich stütze mich nie auf einheimische Schriftsteller, denn ihnen ist oft weniger zu trauen, als den ausländischen, besonders wenn sie zu denen gehören, die ihr Vaterland, oder ihren Wohnort herab würdigen. Aber in dem neuesten Gemählde von Wien findet sich eine Beschreibung der Theater der Vorstädte, die ich hier abschreiben will, weil ich sie wahr und treffend finde.

„Für das Wiedner Theater ist die beständige, nie versiegende, poetische Quelle der Unternehmer selbst, (Schikaneder) in dessen Schau- Lust- und Singspielen für alles, nur für die schöne Kunst nicht, gesorgt ist. Murmelthiere, Bären, Löwen, Orangutangs, Katzen, Drachen, Schlangen, — das sind seine Lieblingspartien, aus welchen er ein Gemählde formt, das

in jeder Rücksicht mehr thier- als kunstreich ist! Das Wunderbare wird in seinen sogenannten heroischen Singspielen so gigantisch aufgetragen, daß jede geordnete Einbildungskraft dabey kalt bleiben muß. Alles wird auf das höchste gespannt und lös't sich in einem elenden Gassenhauer auf."

„Die zwey von Marinelli besoldeten Dichter des Leopoldstädter Theaters thun ein Gleiches; nur sind sie im Grunde noch weniger original. Sie nehmen Stoff und Personen aus Leipziger Romanen; (der Verfasser bestimmt nicht näher, was er meint) aber freylich nur, in so fern die letztern auf sinnliche Liebe, auf Eß- und Trinklust Bezug haben. — Es muß Gelage geben, Gabeln, Messer, Gläser, volle Humpen, Mandoletti, Schinken, — sonst taugt ihnen der Roman zur Expilation nicht. Der Abenteurer muß von dem Autor wenigstens durch zwey oder drey Theile geführt werden, damit es zwey oder drey dramatische Stücke gebe, sonst ist der Held eine feige Memme, er ist zu schlecht, zu blöd, und seufzet und gähnt zu wenig."

Dieß ist ein ziemlich wahres Gemählde der beyden Schauspiele in der Leopoldstadt und auf der Wieden, von der schlechtesten Seite genommen. Viele ihrer Stücke sind wirklich eine Beleidigung, die man dem gesunden Verstande anthut. Indessen hat alles auch seine gute Seite! Das Theater auf der Wieden hat ein vortreffliches Orchester, und ein Mozart setzte einst für dasselbe. Hier entstand die Zauberflöte, die, ihres Unsinns ungeachtet, nach und nach ganz Deutschland belustiget hat. Auch wendet Herr Schikaneder sehr viel auf die Verzierungen, und gibt sie mit einer Mannigfaltigkeit und Fülle, die besserer dramatischen Stücke werth wären. Seine Schauspieler, männliche und weibliche, sind größtentheils schlecht, und, ohne Mu-

sik, würden manche nicht zu ertragen seyn. Die auf dem Leopoldstädter Theater sind etwas besser, und noch immer lebt und spielt hier la Roche, der, unter dem Nahmen Kasperl, die Wiener seit einer langen Reihe von Jahren belustigt hat. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß Kasperl nichts anders ist, als Harlekin, nur daß man ihm, statt der buntscheckigen Jacke, eine Livree anzieht, oder unter irgend einer lustigen Gestalt aufführt. Uebrigens ist la Roche ein Schauspieler von vielem Verdienst, und der in einer andern Lage und unter glücklichern Umständen unter den Deutschen Komikern vielleicht oben an stehen würde. — (Seitdem hat man aus Wien mir geschrieben, daß la Roche's Späße jetzt allzu abgenutzt sind, und nicht mehr den ehemahligen Beyfall finden. Auch hat er an dem Schauspieler Anton Hasenhut, der gewöhnlich als Thadadl erscheint, einen sehr beliebten Nebenbuhler erhalten.) — Auf dem Wiedner Theater finden Sie, statt eines Harlekins, fünf bis sechs.

Diese beyden Schauspiele werden sehr besucht, und Sie finden da manchen Wiener, der durch seinen Stand, oder sein Vermögen keinesweges zum Pöbel gehört, weit öfterer, als in dem Burg- oder Kärnthertheater. „Ich gehe, sagt man, in das Schauspiel, um zu lachen.“ Es hängt mit dem jovialischen Charakter der Mittelstände von Wien zusammen, die etwas Lustiges lieben. Man zahlt in dem einen, wie in dem andern vier und dreyßig Kreuzer auf dem Parterre noble.

Noch gibt es ein fünftes Theater zu Wien, das ich mich aber beynahe zu nennen schäme. Wie wenig es geachtet wird, können Sie schon daraus abnehmen, daß in vielen öffentlichen Häusern, wo die Komödienzettel, der Gäste wegen, aufgehangen werden, man diesen ausschließt. Es ist wirklich unter aller Kritik, und empfiehlt sich nicht einmahl durch ein anständiges

Aeußere. Das Haus ist klein und schlecht, und die Verzierungen armselig. Das Orchester besteht aus wenigen Musikanten, und die Schauspieler sind über alle Maßen elend, ob schon der Fürst von Lichtenstein sie im Sommer besoldet, und mit sich auf das Land nimmt. Die Preise sind die nähmlichen, wie auf dem Wiedner- und Leopoldstädter Theater, die man denn natürlich vorzieht. Aber es liegt in der Josephstadt, die von den übrigen Bühnen ziemlich entfernt ist, so daß die Leute, die gerade in diesem Theile der Vorstädte wohnen und das Bedürfniß theatralischer Vorstellungen fühlen, ohne sie weit suchen zu wollen, doch wohl dahin gehen. — Ich will es nicht schlechten Wiener Geschmack nennen, denn ich habe bemerkt, daß gewisse Menschenclassen ungefähr überall den nähmlichen Geschmack haben; aber stellen Sie Sich vor, daß man sich auf dieser Bühne alle Arten von elendem, verjährtem Witze erlaubte, und daß er beklatscht wurde! „Wie alt bist du?“ — So alt als die, die am nähmlichen Tage mit mir geboren wurden. — „Wie heißt du?“ — Wie mein Vater ꝛc.

(Ich habe den ganzen Artikel über die Theater der Vorstädte aus der ersten Auflage beybehalten, weil er den Geschmack eines großen Theiles des Publicums, wie er damahls war und viele Jahre hindurch gewesen ist, charakterisirt. — Das Theater auf der Wieden ist seitdem eingegangen, und das größtentheils erneuerte Personale desselben spielt in dem seit 1801 errichteten Schauspielhause an der Wien. Es ist jetzt das schönste in der Kaiserstadt, und vielleicht in ganz Deutschland. Da die Bühne sehr tief ist, und hinten mit einem Hofe in Verbindung stehet, so können große Spectakelstücke hier besser, als auf den übrigen Theatern gegeben werden. Da sieht man öfters Wagen und Schlitten von Pferden gezogen, und Schlachten mit vermischter Reiterey. Auch in der Maschinerie und in den Flugwerken zeichnet sich

diese Bühne aus. Man spielt hier öfters Opern, die auf den Stadttheatern gegeben werden, und das Publicum zieht nicht selten die Vorstellungen in diesem Hause vor. Auch ist die Auswahl der Stücke besser, als sie sonst auf dem Wiedner Theater war. Der jetzige Eigenthümer ist ein Kaufmann, Zitterbart; aber die Direction steht noch unter Schikaneders Einflusse, der auch von Zeit zu Zeit selbst auftritt.)

Das Wiener Publicum in Rücksicht auf die Bühne.

Ich habe Sie durch die verschiedenen theatralischen Belustigungen dieser Stadt geführt, und komme nun auf den großen Körper, von dem sie sammt und sonders abhängen und immer, mehr oder weniger, ihre Richtung erhalten. Der hervorstechendste Zug des Wiener- so wie vielleicht des Deutschen Publicums überhaupt, ist Nachsicht und Milde: und beyde erstrecken sich auf die Stücke sowohl, die gespielt werden, als auf diejenigen, die sie vorstellen. Nichts ist leichter zu befriedigen, als ein Deutsches Publicum im Schauspielhause! Was ihm auch der Dichter gibt, und wie es auch der Schauspieler auftischt, man nimmt es willig an, und ist immer bereit zu klatschen, wo etwas gut ist, und — auch wo es nicht ist. Hat ein Stück nur Interesse, greift es nur das Herz an, ist es nur voll von schönen Sentenzen, Declamationen und Kraftscenen, so denkt man weiter an keine Zergliederung, läßt das Unwahrscheinliche und Unnatürliche an seinen Ort gestellt seyn, und bekümmert sich nicht um Plan im Baue, Haltung, Zusammenhang und Entwickelung. Ist ein Schauspieler nur einigermaßen erträglich, kann ein Weib nur zärtlich winseln und empfindsam declamiren, so sehr das auch am unrechten Orte seyn mag, so werden sie in Schutz genommen.

In Norddeutschland ist das Parterre gewöhnlich nicht am besten zusammen gesetzt, und die anmaßlichen Richter sind häufig junge Leute ohne Kenntniß und ohne Erfahrung. Aber hier zu Wien ist das Parterre ganz anders beschaffen, und ist wirklich der eigentliche Sitz der Kritik, und der Platz, wo Sie die Kenner suchen müssen. Hier finden Sie nicht nur Männer vom ersten Stande, Gelehrte aller Art, und die entschiedensten Theaterliebhaber, sondern auch mit unter Frauenzimmer von Erziehung, Geschmack und Kenntnissen. Aber freylich wird der wahre Kenner selten laut; sein Vergnügen genießt er mehrentheils im Stillen, und seine Unzufriedenheit äußert er nicht gern laut, aus Achtung für die übrige Gesellschaft. Die, welche sehr oft den Ton angeben, sind gerade diejenigen, die den wenigsten Beruf dazu haben. Das Ding gefällt der großen Menge für den Augenblick, und so betrommelt sie, was ihr gefällt. Jede feine, oder heroische Sentenz, sie stehe wo sie wolle, jeder Kraftspruch, jeder witzige und halbwitzige Einfall wird beklatscht; ja ich habe auch den allerfadesten Witz und die armseligsten Anspielungen bejauchzen hören.

Was die Schauspieler selbst betrifft, so hat jeder Ort seine Lieblinge, und Wien hat deren sehr viele; ja es ist hier oft hinreichend, eine gewisse Zeit in dieser Stadt gewesen zu seyn, um den guten Willen des Publicums zu besitzen. In dieser Rücksicht finde ich einen merklichen Unterschied zwischen dem Wiener- und Norddeutschen Publicum. Das hiesige hat eine Art von Abneigung gegen alles, was man ihm aus der Fremde einführt, und eine auffallende Parteylichkeit für das, was auf seinem eigenen Boden gewachsen ist. Auch das entschiedenste Verdienst aus der Fremde muß erst eine Zeit lang hier seyn, muß gewissermaßen einheimisch werden, ehe es sich allgemeinen guten Willen zusichern kann. Aber wenn man sich einmahl an den Fremden gewöhnt und ihm, so zu sagen,

das Bürgerrecht hat angedeihen lassen, so hängt man auch von ganzem Herzen an ihm, betrachtet ihn wie einen von uns, und zieht ihn, wie einen geprüften Freund, jedem neuen Ankömmlinge vor, wenn auch dieser das nähmliche unter weit schönern Formen darstellte. Ich gestehe, daß ich hierin eine Art von jovialischer Großmuth sehe, die mit der übrigen Gutmüthigkeit des Wiener Charakters vollkommen übereinstimmt. So sehr sie auch bisweilen der guten Sache schaden und weitere Fortschritte hindern kann, so bleibt sie doch ein liebenswürdiger Zug, für den besonders der Schauspieler Ursache hat, dankbar zu seyn. Ich kenne Städte, wo jeder neue Ankömmling, wo alles Fremde und Ungewöhnliche mit offenen Armen empfangen wird, und wo das große Publicum immer bereitwillig ist, das Neue auf Kosten des Alten zu bewundern. Da ist keine Sicherheit, kein Zutrauen, das alter, bewährter guter Wille einflößt. Der Wiener ist immer dankbar gegen einen alten Diener, und gibt ihm dieses Gefühl zu erkennen, auch dann noch, wenn dieser anfängt, seinen Diensten nicht mehr gewachsen zu seyn.

(Aus einem spätern Briefe.) Ein auffallendes Beyspiel dieses charakteristischen Zuges sah ich bey der Gelegenheit, daß Me. Unzelmann aus Berlin sechs Gastrollen hier spielte. Ein großer Theil des Publicums empfing sie mit einer Abneigung, die auch dann noch sich zeigte, wenn man an ihrem Spiele sich ergötzte und ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diese Art von Ehrlichkeit ist abermahls ein Zug des Wiener Charakters; denn Me. Unzelmann ward wirklich von vielen bewundert, die sie ungern auf einer Bühne sahen, wo sie auf Kosten alter Freunde und Diener glänzte. Man sahe ungern, daß eine Fremde, und diese noch überdieß von Berlin, eine Kunst entwickeln sollte, welche zu verkennen man doch wiederum zu ehrlich und zu gerecht war. Manche hatten schlechterdings nichts gegen sie einzuwenden, als daß sie

der Me. Adamberger ihre besten Rollen wegnähme. Wirklich ist Me. Unzelmann eine Schauspielerinn, wie man ihr in diesem Augenblicke keine zu Wien entgegen stellen kann. Wenn ich auch zugestehe, daß Me. Adamberger alle diese Rollen eben so gut spielte, als die Berlinerinn, ob schon in einer sehr verschiedenen Manier; ja wenn ich so gar einräumte, (was doch nicht wohl glaublich ist) daß die Darstellungsart der erstern wahrer und passender war, als die der letztern; so ist es doch ausgemacht, daß diese Rollen nicht mehr für Me. Adamberger sind, und daß man ihr schon, in einigen derselben, jüngere Personen untergeschoben hat, die weder ihrer, noch der Me. Unzelmann werth sind. Und doch schien der echte Wiener einen gewissen Groll gegen die letztere zu fühlen, der sich allmählich verminderte, wovon aber bis auf den letzten Augenblick noch etwas zurück blieb.

Wenn die Berliner Künstlerinn auf der einen Seite eine Cabale gegen sich hatte, so stand dieser gegen über eine noch größere, die man zu ihren Gunsten machte. Me. Unzelmann hatte Freunde, die einen mächtigen Einfluß auf die große und Modewelt haben. Hunderte von Männern gingen in alle Vorstellungen eben so sehr aus Gefälligkeit und Freundschaft, als um ihres eigenen Vergnügens willen. Der laute Beyfall übertönte bey weitem das leise Zischen, das man hin und wieder hörte, und jedes Mahl ward Me. Unzelmann, nach der Vorstellung, heraus gerufen. Das schönste Compliment aber, das Wien ihr gemacht hat, ist, daß das große Kärnthner Theater, welches man mit Fleiß für sie wählte, alle sechs Mahle so voll war, als es möglicher Weise seyn konnte, und daß man die übrigen zurück weisen mußte. — Sie spielte Gurli in den Indianern in England, Eulalia in Menschenhaß und Reue, die Waise im Manne von Wort, das Mädchen von Marienburg, die Gräfin Orsina und noch eine Rolle in Armuth und Edelsinn.

Die äußerste Gutmüthigkeit und Nachsicht des hiesigen Publicums zeigt sich öfters in Kleinigkeiten! Wenn Emilia Galotti gespielt wird, so sind gewöhnlich die Gemählde, die der Künstler dem Prinzen zeigt, die Portrais der beyden Schauspielerinnen, welche die Gräfinn und Emilia vorstellen. Hier hatte man das weder von der einen, noch von der andern; folglich ließ man dem Zuschauer bloß die Rückseite der Gemählde sehen. Hierüber ist nichts zu sagen, und alles war in der Ordnung; aber das fiel mir sehr auf, daß die Rückseite des einen dieser Gemählde eine alte, schmutzige, mit Lappen geflickte Leinwand war. So gar traulich verfährt man hier in gewissen Dingen mit dem Publicum! Und dieses gute Publicum läßt sich das ganz willig gefallen, und denkt dabey nichts Arges, so wenig als dabey, daß die mehresten hiesigen Schauspieler auf den Boden spucken: eine Unanständigkeit, die ich auch gelegentlich in Norddeutschland gesehen habe.

Die Hetze.

Sonst hatte Wien noch ein Theater, oder vielmehr Amphitheater, wofür es eine Parteylichkeit zeigte, die ihm nicht eben zur Ehre gereicht. Es war die berühmte Hetze, von der Sie in allen frühern Reisebeschreibungen gelesen haben. Es war schon mehr als ein Mahl Anregung geschehen, dieses barbarische Schauspiel abzuschaffen. Vor einigen Jahren hatte man die beste Gelegenheit dazu, denn es brannte ab, und man konnte nicht ein Mahl sagen: „was sollen wir mit den Thieren anfangen?“ weil sie fast alle mit verbrannten. Man hätte die mehresten retten können, wenn man ihre Zellen durchbrochen und sie frey gelassen hätte; allein, wie ich höre, war der Kaiser selbst gegenwärtig und verboth durchaus, durch Befreyung der Thiere einen Menschen in Gefahr zu setzen. — Das Volk verlangte gar bald ein neues Amphiteater, und seuf-

zet noch jetzt nach seiner Lieblingsbelustigung; allein die Regierung blieb fest, und diese Herrlichkeit hat vermuthlich auf immer ein Ende.

Das arme Volk! Sie hatten noch eine andere Hetze, die sie sich, wie ein Reisender sich ausdrückt, selbst und gratis machten. So oft nähmlich eine Heerde Ochsen ankam, folgte ihnen eine Menge Menschen mit Hunden, Steinen und unter Lärm und Geschrey in das so genannte Ochsengrieß, wo die Thiere unter die Fleischer vertheilt werden. Vermöge eines Regierungsbefehls, der diesen Winter heraus kam, hat auch diese Freude ein Ende. Niemand, heißt es, soll sich unterstehen, den Ochsen zu folgen, noch weniger durch Geschrey und Werfen sie wild machen, am allerwenigsten aber Hunde auf sie hetzen. Auch soll Niemand als die Fleischer in die Stände des Ochsengrießes gehen. Widrigenfalls sollen die Uebertreter von der Wache in Beschlag genommen und nach Beschaffenheit der Umstände bestraft, die Hunde aber, wenn sie brauchbar sind, den Fleischern, wo nicht, dem Abdecker gegeben werden. — Alles, was mir bey dieser Verordnung auffiel, ist, daß dieser Mißbrauch nicht früher abgeschafft worden war, in einer Stadt, wo sich die Polizey so wachsam für jeden Zweig der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zeigt.

Concerte.

Wien hat kein regelmäßiges, stehendes Concert, das entweder durch Subscription, oder durch Unternehmer Jahr aus Jahr ein erhalten würde. Dennoch fehlt es hier nicht an Musik, und die Liebhaber dieser Kunst finden reichliche und gute Befriedigung. Schon die Kirchen biethen in dieser Rücksicht eine angenehme Unterhaltung dar, und in einigen hört man sehr gute Musik. Eine Menge theils einheimischer, theils durchreisender Tonkünstler geben häufig Concerte, bald auf einem Theater,

bald in andern Sälen. Noch häufiger sind die Privatconcerte, zu denen der Zutritt leicht ist für jeden, der hier gute Bekanntschaft hat. So hatte der Graf von Fries wöchentlich eins, einen großen Theil des Winters hindurch.

(Aus spätern Briefen.) Die wichtigsten Concerte dieser Jahreszeit waren wohl die, die in dem Hause des Fürsten von Schwarzenberg gegeben wurden, und welche die hiesige Modewelt in nicht geringe Bewegung gesetzt haben. Es ist unbeschreiblich, wie enthusiastisch man hier für Landesproducte ist! Freylich wird im gegenwärtigen Falle das übrige Europa so ziemlich auf der nähmlichen Seite seyn, denn die Composition war von Haydn, einem der größten jetzt lebenden Componisten. Das Oratorio heißt: Die Schöpfung der Welt. Haydn scheint es mit dem Vorbehaltungsrechte der Herausgabe verkauft zu haben; und mit der nähmlichen Einschränkung überließ er es vor einem Jahre einer Gesellschaft in Wien, wo es schon damahls bey dem Fürsten von Schwarzenberg mit ungemessenem Beyfalle aufgeführt wurde. *) Der Reiz der Neuheit war noch nicht verschwunden, und es gefiel auch dieses Mahl unaussprechlich. Es wurde auf Kosten einer Gesellschaft aufgeführt, wovon der Fürst von Schwarzenberg, der sein Haus dazu

*) Aus einem Briefe aus Wien. Es gibt hier eine musikalische Gesellschaft, deren Mitglieder 24 der angesehensten und reichsten hiesigen Cavaliers sind, als: die Fürsten Lichtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg, Kinsky, Lobkowitz, die Grafen Trautmannsdorf, Harrach, Fries, Esterhazy u. a. m. Baron Swieten ist der Stifter und eigentliche Director dieser Gesellschaft. Für sie hat Haydn zunächst die Schöpfung und die Jahreszeiten gesetzt, wofür er jedes Mahl 500 Ducaten bekam, nebst der freyen Disposition über sein Manuscript. Die Concerte, welche die Gesellschaft gibt, sind an keine Zeit gebunden; gewöhnlich aber werden in der Fastenzeit 3 im Fürstlich Schwarzenbergischen Pallaste aufgeführt.

hergab, Theilnehmer ist. Die Billets wurden von den Subscribenten verschenkt, und auch ich war so glücklich, eins zu bekommen. Haydn's Musik hat mir immer viel Vergnügen gemacht, und die letzte Composition ganz vorzüglich. Allein ich kann doch nicht in den Enthusiasmus der hiesigen Kenner eintreten, wovon einige behaupten, daß dieses Stück über jede andere Composition gehe, und daß alles, was man in den Worten lese, in der Musik ausgedrückt sey. Die blasenden Instrumente schienen mir nicht ganz für das Locale berechnet zu seyn, oder vielmehr, der Theil der Composition ist für einen grösern Saal gesetzt, als der des Fürsten von Schwarzenberg ist. Der Componist führte selbst an. Uebrigens ist dieses Oratorio so angelegt, daß ein Setzer sich fast in allen Arten, oder Stylen der Musik zeigen kann.

Haydn hält sich regelmäßig hier auf, und ist als Capellmeister des Fürsten Esterhazy angestellt. Seine Musik überhaupt scheint allgemein und überall Vergnügen zu machen, und so habe ich ihn immer unter die Zahl der Componisten gesetzt, die man geniessen kann, ohne Kenner zu seyn: ein Umstand, den ich an einigen der berühmtesten Musiksetzer vermisse.

Musik ist jetzt das große Steckenpferd der Wiener, und es gibt in dieser Fastenzeit, wo möglich, noch mehr Concerte, als es Bälle während des Carnevals gab. Man betrachtet die Fasten als eine Zeit der Trauer, als die Saison des amusemens suspendus. Um sich gegen die Langeweile einer solchen trüben Periode zu sichern, trifft man so mancherley Anstalten, und verschanzt sich vorzüglich in einer solchen Menge von Concerten, daß viele Leute vor lauter Fastenspeise nicht zu sich selbst kommen.

Noch muß ich einer vorzüglichen Musik gedenken, die beym Fürsten von Schwarzenberg in der Charwoche aufgeführt wurde. Händels Messias war, wie ich

mit Verwunderung bemerkte, für viele Wiener etwas ganz Neues; sie hatten sich nicht vorgestellt, daß es so schön seyn könnte. Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Wirkung dieses Stückes in den Chören liegt. Ich hörte es einst in der Westminster-Abtey, wo es von 817 Tonkünstlern aufgeführt wurde. Hier war von dieser Zahl etwan ein Sechstel, höchstens ein Fünftel. Indessen glaubte ich, daß die Wirkung nicht so gar sehr verschieden seyn könnte, weil der kleine Umfang eines Saales, gehalten gegen jene große Kirche, den Unterschied der Zahl ausgleichen würde. Ich irrete mich; die Wirkung war bey weitem nicht die nähmliche. Auch dünkte mich, daß die ganze Musik nicht mit der Kraft und dem Feuer gegeben wurde, wie zu London. Fast wäre ich geneigt zu glauben, daß Händels Musik nur von einem Englischen Orchester aufgeführt werden sollte, so wie nur Engländer Shakspears dramatische Werke spielen können. Händels Musik ist Englische, ist Nationalmusik. Ich hatte schon ehemahls den Einfall, Händel den Shakspear der Musik zu nennen. Der Italiäner findet in ihm eine Größe und eine Kraft, die bisweilen an Rauhigkeit grenzt; aber er bewundert ihn, wie er Shakspear bewundert, wenn er ihn versteht.

Das Orchester, das man bey dem Fürsten von Schwarzenberg zusammen gebracht hat, ist vortrefflich, und doch vermisse ich in den Arien die Mara, nähmlich die Mara, wie ich sie in den Jahren 1785, 86 u. s. w. in England gehört habe.

Funfzehnter Brief.

Die Russische Armee zu Schönbrunn — Cossaken — Calmücken — die Europäisch gekleideten Regimenter — Krankenwagen — der große Eisgang zu Wien — Bemerkungen über Wetter und Clima — Grade der Kälte — Spätes Frühjahr in und um Wien.

Wien, den 20. März 1799.

Schon vergangenen December wünschten wir die Russischen Truppen zu sehen, die damahls in Mähren standen. Zu Weihnachten ging der Kaiser nach Brünn, und mit ihm ein ganzes Heer von Neugierigen, Wiener so wohl als Fremde. Wir fanden Schwierigkeiten wegen der Pferde, Wohnung u. s. w. und sahen, daß wir einer Menge Unbequemlichkeiten ausgesetzt seyn würden, wozu denn die große Kälte kam, die um diese Zeit siebzehn Grade unter Reaumur's Eispuncte war. Die Sache unterblieb.

Jetzt habe ich die Russen auf eine leichtere und angenehmere Art gesehen. Die ganze Colonne, die zeither bey Crems und St. Pölten gestanden hat, ist nun für Italien bestimmt, und geht jetzt durch Schönbrunn, eine kleine Meile von hier.

Ich machte mich frühe auf den Weg, und bekam dadurch Zeit, umher zu gehen und die Gruppen, die sich an verschiedenen Orten erst im Kleinen sammelten, wohin

sie aus ihren Nachtquartieren stießen, genauer zu beobachten.

Das merkwürdigste für den Menschen und den Europäer sind wohl, bey diesen Truppen, die Cossaken. Ihre Sprache, ihre Kleidung, ihre Waffen, ihre Evolutionen — Alles ist von den unsrigen verschieden, und das Ganze hat ein Ansehen, das bey dem ersten Anblicke dem Rufe zu widersprechen scheint. Sie wissen, daß diese Truppen als schreckliche Barbaren verschrien sind, und die Grausamkeiten, die sie noch vor ein paar Jahren verübten, erinnerten wieder an Ismael, und bestätigten leider den alten Ruf nur zu sehr. Auch hängt seit einigen Monathen in den Kupferstichläden von Wien eine Abbildung von einem Cossaken, der, so wie sein Kleid, sein Pferd und des letztern ganzes Geschirre, ein hohes Gepräge von Barbarey trägt.

Ich muß aber vor allen Dingen erinnern, daß es der Cossaken mehrere Arten gibt. Die, welche ich gestern sahe, sind vom Flusse Don, wie mir ein Russischer Officier sagte, und, ihrer Religion nach, von der Griechischen Kirche. Sie wohnten ehemahls in der Ukraine und reden noch jetzt eine Sprache, die von der Pohlnischen nicht sehr verschieden ist. Ich war bey einer langen Unterredung gegenwärtig, die eine Pohlnische Dame mit einem derselben hielt, und in welcher beyde Theile sich einander vollkommen verstanden.

Sie lassen ihren ganzen Bart wachsen, während daß sie ihr Hinterhaar, das sie ohne Verzierung und ohne Puder tragen, ziemlich kurz abschneiden. Ueber der Stirne hängt den mehresten ihr ungekämmtes Haar tief herab. Schon dieses gibt einen sehr wilden und für Europäer ungewohnten Blick. Ihre Beinkleider sind weit, und gehen beynahe bis auf die Knöchel herab. Den Säbel, der krumm und breit ist, tragen sie umgekehrt, d. h. so, daß die Spitze vorwärts und die Biegung rückwärts kommt;

also gerade das Gegentheil von unsern Husaren. In ihrem Gürtel steckt auf jeder Seite eine lange Pistole, und in der Hand tragen sie einen ungefähr neun Schuh langen Spieß. Manche führen auch eine Flinte, die ihnen quer über den Rücken hängt, und eine Peitsche. Viele haben auch noch Bogen und Pfeile; von diesen aber waren keine hier. Ihre Weste ist zugeknöpft, und geht in die Beinkleider. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, ungefähr wie die so genannten Pudelmützen; einige derselben waren von außen mit Pelz überzogen. Da sie sich ihre Kleidung selbst anschaffen, so herrscht darin viel Verschiedenheit. Zwar sind sie so ziemlich alle blau; doch bemerkte ich auch einige in grünen Jacken und andere in rothen. — Auch ihre Waffen müssen sie sich selbst schaffen. Die Patrontasche trugen einige in ledernen Riemen, andere an einem Gurt, und noch andere in Gürteln von jenen Rändern, die die Tuchmacher an das Ende ihrer Tücher wirken, und die man gewöhnlich die Sahlleiste nennt.

Ihre Pferde, die, wie es scheint, nie geputzt, nie geschoren werden, sind klein und sehen höchst elend aus, so daß niemand sich träumen lassen würde, daß diese jene Tartarischen, oder Ukränischen Thiere sind, die wegen Dauer, Schnelligkeit, Gelehrigkeit und Feuer einen so alten als bekannten Ruf haben. Viele sind nur an zwey Füßen beschlagen, einige gar nicht. Ihr Geschirre ist elend und von allen Farben, weil es, so scheint es wenigstens, nie geputzt wird. Auch führen sie keinen Stangenzaum, sondern bloß eine Trense. Demungeachtet regieren sie diese Pferde mit außerordentlicher Leichtigkeit und Bestimmtheit, und haben bey Brünn Evolutionen damit gemacht, über die man erstaunte.

Die Officiers sind im Aeußern wenig von den Gemeinen unterschieden, und das ist selbst der Fall mit ihrem General, Dennishof, der ein naher Verwandter von dem ist, welcher Koschiusco gefangen nahm.

Beym Angriffe machen sie ein heulendes Geschrey, ungefähr wie die Wilden in Nordamerika. Man gebraucht sie als leichte Truppen zu mancherley Diensten, als zum ersten Angriffe, Piquets zu werfen ꝛc. und dann vorzüglich nach der Schlacht, da sie denn wegen ihres Mordens und Plünderns berühmt sind. — Sie haben eine eigene Geschicklichkeit, aus einander zu fliegen, sich in allen Richtungen zu zerstreuen, und doch im Augenblicke in ein regelmäßiges Corps sich wieder zu sammeln. Man rühmt und schätzt sie außerordentlich wegen ihrer natürlichen Fähigkeiten, ihres Scharfsinnes, ihrer Anhänglichkeit und ihres Gehorsams gegen ihre Häupter. — Ich ging gestern früh über eine Stunde lang unter ihnen herum, und blieb besonders vor den Gruppen stehen, welche mit Europäisch gekleideten Personen allerley Stände (dieß waren größtentheils Pohlen, die sich zu Wien aufhalten) im Gespräche waren. Einige der letztern übersetzten mir nachher den Inhalt. Jemand nannte in diesen Unterredungen den Nahmen Suwarow! Der Cossake wiederhohlte ihn drey Mahl mit vieler Wärme und berührte mit drey Fingern seine Stirne und die rechte und linke Brust, ungefähr wie ein Katholik mit Weihwasser thut. Was er dazu sagte, war, wie ich nachher hörte: „Bey Suwarow leben, bey Suwarow schwören wir; er ist der Freund Gottes und des heiligen Nicolas, und wir hoffen, daß er uns commandiren wird.“ — Er wird jetzt zu Wien erwartet, um wirklich das Commando zu übernehmen. Die Wahl ist glücklich, weil kein Russischer, jetzt lebender General das Vertrauen der ganzen Armee in dem Grade besitzt, wie er. — In diesen Gesprächen fand ich nichts, das unsern Begriffen von einem Barbaren entspricht. Die allermehresten hatten einen männlichen Anstand, der eben so weit von Insolenz, als von Schüchternheit, oder knechtischer Demuth entfernt ist. Ihre Rede war gefaßt und schnell, lebhaft, freundlich,

und ihr Gesicht voller Geist. Sie schienen mir weit über den gemeinen Deutschen, oder überhaupt über Europäischen Soldaten erhaben. Auch höre ich, daß sie sich in ihrem Lande keinesweges als eine niedrige Menschenclasse betrachten, sondern entweder kleine Landbesitzer, oder unabhängige Nomaden sind. — Ihre Körper sind mehr stark und untersetzt, als lang, und tragen offenbare Zeichen von Kraft und Gesundheit. Ihre Gesichtsfarbe ist die aller Völker, die beständig in freyer Luft leben und jeder Art von Witterung ausgesetzt sind, ein braunes Gelb. Ich habe Ihnen schon zu anderer Zeit geschrieben, daß ein elender Irischer Landmann fast die nähmliche Gesichtsfarbe hat, wie der elende Neapolitaner am Flusse Selo, so verschieden auch das Clima ist, in welchem diese beyden leben. Etwas von der nähmlichen Farbe bemerkte ich fast an allen Russischen Soldaten, die ich gestern sahe. Manche waren beynahe so braun, wie Ostindier.

Es schien den Cossaken zu gefallen, daß so viele Menschen kamen, sie zu besehen. Sie zeigten sich zu allem sehr willig, ließen sich betasten, und immer mit Freundlichkeit und guter Laune.

Pferde haben sie mehr, als sie brauchen. Sie binden sie zusammen und geben vier, fünf bis sechs einem einzigen zu führen; und diese sind dann außer den Reihen.

Da ich wußte, daß auch Calmücken unter dieser Armee sind, so wünschte ich sehr, einige zu sehen; allein ich erfuhr, daß sie kein eigenes Corps ausmachten, sondern unter den Cossaken zerstreut wären. Auch sind ihrer nicht viele mehr übrig, denn sie waren vom Anfange in geringer Zahl, und seit ihrem Ausmarsche sollen schon an die 600 gestorben seyn, weil dieses Clima, wie man sagt, ihnen nicht zuschlägt. —

Die übrigen Russischen Regimenter, die ich hier sahe, waren Europäisch gekleidet, einige mit dreyeckigten Hüten, mehrere mit Mützen, ungefähr wie kleine zugespitzte Grenadiermützen, dergleichen man noch unter einigen Truppen in Norddeutschland findet.

Der Kaiser empfing sie vor seinem Pallaste von Schönbrunn zu Pferde, begleitet vom Herzoge Albert von Sachsen = Teschen, von den vornehmsten Officiers der Deutschen und Ungarischen Garde, einigen Generalen ꝛc. So wie sie vor dem Kaiser defilirten, hatte jedes Russische Corps, außer seinem Anführer, einen Oesterreichischen General zu seinem Begleiter, oder Wegweiser. Die Russischen Officiers hatten ein sehr gutes Ansehen; aber die Montur der Gemeinen war so abgetragen und verschossen, daß mich dünkte, die Cossaken wären weit besser gekleidet.

Die Art, ihr Gepäcke fort zu bringen, ist besser, als ich es noch bey irgend einer Armee gesehen habe. Gepäcke, Munition und kurz Alles, was ein Regiment braucht, befindet sich in wohlgebauten, sehr zweckmäßigen Wagen, die ganz bedeckt sind und von ihren eigenen Pferden und Stückknechten geführt werden.

Auch verdienen ihre Krankenwagen bemerkt zu werden, welche, so viel ich weiß, sonst keine Europäische Armee kennt, als die Englische. (Ein Kaiserlicher General hat mir seitdem gesagt, daß die Franzosen jetzt Krankenwagen hätten, die noch besser wären, als die Englischen.) Es sind große, ganz bedeckte Wagen, die in vier Federn hängen, oder wenigstens in einer Art von Federn, die von Holz und eisernen Platten zusammen gesetzt sind.

Oesterreichische Officiers haben mich versichert, daß der Kaiser einen ansehnlichen Theil seiner Truppen einbüße, besonders nach den Schlachten, bloß weil es bey seiner Armee an solchen Krankenwagen fehlt. Sie wer-

den auf Bauerwagen und Karren aller Art fortgebracht, wodurch die Verwundeten und Kranken nicht nur schrecklich leiden, sondern auch eine große Zahl derer ums Leben kommt, die bey besserer Pflege gerettet werden könnten.

Die Fahnen der Russischen Regimenter, die Europäisch gekleidet waren, hatten den Russischen Adler; in denen der Cossaken war ein Heiliger, auch zwey.

(Aus einem andern Briefe vom 29. März.) Vor einigen Tagen ist der Feldmarschall Suwarow hier angekommen, und es ist nun entschieden, daß er nicht nur die Russen, sondern auch die gesammte Kaiserliche Armee in Italien commandiren wird. Da waren nun die Wiener in nicht geringer Bewegung, um den Wundermann zu sehen. Er sieht aus, wie andere Leute, etwas gedruckt von Alter, Wetter und Ermüdung aller Art. Dabey aber ist er noch voller Kraft und thätig. Einige meinten, sie hätten in seinem Gesichte doch etwas von dem gesehen, was den Eroberer von Ismael und Praga andeutete. Hier erscheint er wie andere Menschen.

Der große Eisgang zu Wien.

Ich habe immer gern die ungewöhnlichen Erscheinungen der Natur gesehen! Dieser Winter hat uns einige große und erhabene dargebothen. Als im Monathe Februar das Eis zuerst aufbrach, eilte jedermann nach der großen Donau, um die ungeheuern Eisblöcke zu sehen, die den ganzen Strom bedeckten.

Sie wissen, oder wissen nicht, daß die Stadt Wien, sammt ihren Vorstädten, die Leopoldstadt ausgenommen, am südlichen Ufer eines kleinen Armes der Donau liegt, über welchen hinaus, auf der Nordseite,

die Leopoldstadt, der Augarten und der Prater auf einer Insel stehen, die durch die kleine und große Donau gebildet wird. Also erst am andern Ende der Leopoldstadt kommt man an den Hauptstrom, über welchen die so genannte Taborbrücke führt, die von dem nahen Viertel, welches Tabor heißt, den Nahmen hat.

Diese Brücke geht nicht in einem Striche über die ganze Donau, sondern hat Absätze, die durch kleine Inseln entstehen. Sie ist von Holz, und ruht auf hölzernen Böcken, oder, wenn Sie wollen, Jochen. Nur den ersten und nächsten Theil dieser Brücke kann man von dem dießseitigen Ufer übersehen, an welchem immer eine große Menge Menschen stand, die, so wie ich, dem Schauspiele zusahen. Der Fluß ist hier sehr breit, und war anfangs ganz mit ungeheuern Eisschollen bedeckt, die gewaltsam herabströmten, bald gegen sich selbst, bald gegen das Ufer donnernd sich stießen, und endlich mit Macht die Brücke anfielen. Im Verlaufe von ein paar Tagen war der größere Theil dieser Brücke verschwunden. Die Eisschollen, die wie kleine Hügel sich thürmten, die Gewalt, mit der sie dahin stürzten, der Widerstand und das Krachen der Brücke, und die Wellen, die dazwischen emporströmten, machten ein fürchterlich schönes Schauspiel, das sich im Untergange der Brücke endigte.

Zwey Tage später ging ich wieder, und fand, zu meinem Erstaunen, den größten Theil der Brücke schon wieder hergestellt; die ungeheuern Eisblöcke waren verschwunden, und nur hin und wieder sahe man noch kleine Schollen, die ruhig den Fluß herab schwammen.

Unterdessen mochte auch in Graubünden, in Tyrol, Salzburg und andern Ländern, deren Flüsse in die Donau laufen, das Eis aufgegangen seyn; es kam mit verdoppelter Macht, und in kurzer Zeit verschwanden nicht nur die Ausbesserungen, sondern der ganze auf

dieser Seite sichtbare Theil der Taborbrücke. Das Ganze ward so rein weggeführt, daß die Donau gar bald da mit der grösten Ruhe floß, wo vorher Böcke oder Pfeiler gestanden hatten.

Auf ein Mahl fiel wieder Frost ein und alle Flüsse waren noch mit Eisschollen bedeckt! Diese wurden nun an einem Orte in ihrem Laufe aufgehalten, an einem andern thürmten sie sich wie Hügel auf einander, an einem dritten zerbrachen sie, und endlich bekamen sie sammt und sonders, durch den fortdauernden Frost eine feste Consistenz. Die Flüsse sahen aus wie eine ungeheure Steingrube, in der die ausgesprengten Felsen unordentlich umher liegen, oder wie der Boden dicht an einem stark bearbeiteten Bergwerke.

In dieser ganzen Zeit war das Eis auf der kleinen Donau, d. h. auf dem Arm, der Wien und die Leopoldstadt trennt, ganz unbeweglich geblieben. In der zweyten Hälfte des Februars fing der allgemeine Thau an. Allmählig kamen alle Flüsse wieder in Bewegung, und endlich stürmten Eis und Wasser so gewaltsam von Oberösterreich herab, daß ein großer Theil davon auch auf die kleine Donau drückte, die aber noch immer unbeweglich blieb, weil ihre geringe Breite, ihre drey Brücken und eine Menge eingefrorner Fahrzeuge ihr eine grössere Festigkeit gaben. — Die Rossau, eine Vorstadt, gerieth dadurch ganz unter Wasser, und man fuhr in ihren Gassen mit Booten umher. Abends fürchtete man für die Hauptbrücke, die aus Wien in die Leopoldstadt führt, und sie wurde die ganze Nacht mit Fackeln bewacht. Den folgenden Tag waren die Mauern und Wälle der Stadt und die Ufer des Flusses so mit Menschen bedeckt, die um des Schauspiels willen zuliefen, daß das einen höchst interessanten Anblick gab.

Nachmittags endlich brach das Eis, und die Hauptbrücke ward gerettet. Eine andere, die etwas tiefer hinab über die kleine Donau geht, ward gesprengt. Allein seit einem Jahre hat Wien noch eine Brücke, die etwas tiefer liegt, als die letzt genannte, und welche der Russische Gesandte, der ein Gartenhaus am Prater besitzt, zu seiner Bequemlichkeit gebaut hat und verschlossen hält. An dieser fand das Eis einen neuen Widerstand, der noch durch eine Menge Fahrzeuge vermehrt ward, die an der Brücke anlagen. In wenigen Stunden war die ganze Leopoldstadt unter Wasser, und das Volk schrie laut gegen die Brücke des Gesandten, die schon deswegen nicht populär ist, weil ihr Eigenthümer sie gesperrt hält und niemand darüber gehen läßt, als etwan seine Freunde und nächsten Bekannten.

Schon ließ der Kaiser untersuchen, ob man die Fahrzeuge verbrennen (denn niemand wollte sich an sie wagen) oder die Brücke mit Kanonen niederschießen, oder gar beydes thun sollte. Kurz darauf ging er selbst, und nun fand sich ein Mann, der mit ein paar andern unternahm, die Fahrzeuge zu lösen und dadurch dem Eise Luft zu machen. In einer Stunde waren alle Fahrzeuge an das Land gebracht, und der Fluß bekam eine beträchtliche Oeffnung. Indessen war noch immer, auch den folgenden Tag, viel Wasser in der Leopoldstadt, und selbst in Wien stand es in einigen Theilen, die an der Donau liegen, über zwey Schuhe hoch. (Seitdem habe ich erfahren, daß oberhalb der Brücke des Russischen Gesandten eine ganz neue gebaut wird, und daß der Grund zu den steinernen Pfeilern schon 1801 gelegt wurde. Auch ist seitdem die Leopoldstadt, von der Praterbrücke an, durch einen schiefen Damm und eine Menge eingerammelter Pfähle gegen künftige Ueberschwemmungen gesichert worden.)

Der Schade, den dieser Eisgang hier verursacht hat, ist sehr groß. Die mehresten Gärten an beyden Seiten des Flusses sind mit Sand und Steinen bedeckt, durchlöchert und auf mancherley Art verwüstet. (Das Eis thürmte sich in mehreren dieser Gärten und in einigen Theilen des Praters so auf, daß ich noch gegen das Ende des Monathes April ansehnliche Blöcke davon gesehen habe. Noch lagen um diese Zeit die verwüsteten Grundstücke in ihrem Schutte, und viele waren noch nicht ein Mahl wieder umzäunt.)

Noch weit unglücklicher sind eine Menge Gemeinden weiter in Oesterreich hinauf, wo der Greuel der Verwüstung in manchen Strichen über alle Beschreibung seyn soll. Man hat Collecten für sie eröffnet, zu denen man hier allgemein beygetragen hat, und die, wenn sie geschlossen sind, eine sehr große Summe machen werden.

Der Verlust, den Deutschland diesen Winter bloß durch Brücken leidet, muß schon mehrere Millionen betragen. Immer fehlte bald diese, bald jene Post, weil die Brücken abgerissen und des Eises noch so viel war, daß man sich mit keinem Boote in das Wasser wagen konnte. Besonders blieb die Frankfurter oft und lange aus.

Einige Bemerkungen über Wetter und Clima.

Wenn man bedenkt, daß die Breite von Wien schon unter die wärmern, oder südlichern von Europa gehört, so muß man beydes, über die strenge und anhaltende Kälte erstaunen, die wir diesen Winter gehabt haben. Ueberhaupt scheint sie dieses Mahl in den südlichern Ländern verhältnißmäßig größer gewesen zu seyn, als in den nördlichen. Man sagt, zu Neapel sey sie ein Mahl sechs Grade unter Reaumürs Eispuncte ge-

wesen. — In Böhmen und Mähren war schon in der Mitte des Octobers harter Frost, und das nicht etwan in der Nähe der hohen Berge, sondern zwischen Prag und Wien. In der letztern Stadt hatten wir zwar nachher noch manche schöne, und mit unter auch milde Tage; indessen fand ich doch alle nahe und niedrige Berge frühzeitig mit Schnee bedeckt. Vom 10ten December an bis zum großen Eisgange im Februar war die Kälte strenge und fast ununterbrochen.

Den höchsten Grad erreichte sie in den Nächten vom 24sten bis 25sten, und vom 25sten zum 26sten December. Nach den Beobachtungen, die auf der hiesigen Sternwarte gemacht werden, war sie die erste Nacht $17\frac{2}{3}$ und die zweyte $18\frac{1}{3}$ Grad. In der großen Welt wird man hier sich lange einer Mahlzeit erinnern, die der Graf von Czernin in der Nacht vor dem ersten Weihnachtsfeyertage gab. Die Gesellschaft bestand vielleicht aus 150 Personen, und, so lange man beysammen blieb, ward man in den wohlgeheitzten Zimmern und bey der Menge von Menschen die Kälte nicht gewahr. Aber so wie ich etwan eine Stunde nach Mitternacht auf die Flur hinab kam und eine Weile auf den steinernen Platten gestanden hatte, fühlte ich eine Kälte, von der ich nie einen Begriff gehabt hatte. Da die Gesellschaft so zahlreich war, mußten viele sehr lange warten, ehe ihre Wagen vorfahren konnten; manche kehrten sogleich zurück, andere warteten, bis sie es nicht länger aushalten konnten; Herr * * und ich blieben, da man unsern Wagen als ganz nahe ankündigte, fühlten aber gar bald eine Erstarrung, von der wir uns nur erst zu Hause und langsam erhohlten.

Die Kälte, die auf der Sternwarte zu $18\frac{1}{3}$ Grad angegeben ward, soll zu Belvedere zwischen 22 und 23 gewesen seyn. — Sie erinnern Sich, was ich Ihnen über die niedrige Lage der Sternwarte und über den

Unterschied der Kälte, die sich da und auf den höhern Theilen der Vorstädte, besonders in der Gegend von Belvedere, zeigt. Eine so bevölkerte Stadt wie Wien, und deren Häuser bis in das siebente und achte Stockwerk bewohnt sind, muß natürlich eine Masse von Wärme hervorbringen, die auf den Dunstkreis, selbst über die höchsten Häuser hinaus, einen merklichen Einfluß hat. Da nun die Sternwarte in diesem Dunstkreise liegt und überdieß wenig Höhe hat, so gibt sie niemahls die Grade der Kälte um Wien herum an.

Auch war die Kälte, innerhalb zwölf bis sechzehn Stunden, sehr in sich selbst verschieden. An den beyden genannten Tagen z. E. war sie nie viel über 13, ob sie schon in den Nächten, oder gegen Morgen über 17. und 18 stieg. Die stärkste Kälte von $18\frac{1}{3}$ Grad auf der Sternwarte war den 26. December früh um acht Uhr: und das ist die größte, die man in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Wien gehabt hat. Sie war größer als die von 1786 und 1788. Diese beyden Jahre werden ausdrücklich angeführt, und nicht der Winter von 1795, der hier weniger kalt war, ob man schon damahls in einigen Gegenden von Norddeutschland 22 Grade zählte.

Ich sprach kürzlich mit einem Schweden, der über diesen Gegenstand sehr unterrichtet war. Von diesem erfuhr ich, daß 22 Grade unter dem Reaumürschen Gefrierpuncte eine sehr gewöhnliche Kälte zu Stockholm ist, daß sie häufig auf 26, bisweilen auf 28 steigt, und daß sie einst 30 in dieser Stadt war, während daß er sie, am nähmlichen Tage, 33 zu Upsala fand. Der letztere Ort liegt in einer Ebene, indessen Stockholm durch Berge gedeckt ist.

Der ewige Wind, der in dieser Stadt wehet, macht die Kälte weit drückender, als sie es an andern Orten ist. In Norddeutschland habe ich bey einer Kälte

von mehr als 20 Graden doch nie unterlassen, meinen täglichen Spaziergang zu machen; hier hingegen ist es mir zwey Mahl begegnet, daß ich meinen vorgenommenen Gang aufgeben mußte, weil die Luft, verbunden mit der Kälte, so schneidend war, daß ich es schlechterdings nicht aushalten konnte, so sehr und so standhaft ich auch dagegen arbeitete.

Seit den angeführten Tagen ist die Kälte mehrentheils weniger als 10 Grade gewesen; gewöhnlich wechselte sie am Tage zwischen 3 und 9 so daß man 6 zum Mittelgrade annehmen konnte. Nur ein paar Maht stieg sie wieder beträchtlich über 10. Den 21. Januar war sie $12\frac{3}{4}$, und den 19ten $13\frac{1}{3}$ Grad. — Ich datire alle Mahl von der Sternwarte. — Den 22. Januar soll sie sechzehn gewesen seyn.

Bey diesen verschiedenen Graden von Kälte ist öfters viel Schnee gefallen; allein ein großer Theil davon wird sogleich zusammen gehäuft und aus der Stadt gefahren. Der übrige wird durch die vielen Wagen und Pferde gar bald in eine Art von Sand verwandelt. Indessen sieht man doch einige Schlitten, und eine Zeit lang hatten fast alle Lehnkutscher (Fiacres) ihre Kutschenkasten auf Kufen gesetzt, so daß nur die Remisen und die herrschaftlichen Wagen auf Rädern liefen.

Wenn es nicht außerordentlich kalt ist, so wird der neu gefallene Schnee in wenig Stunden so zusammen gearbeitet, daß er die Festigkeit und bald nachher die Glätte des Eises bekommt. Auf diese Art waren, eine Zeit lang, alle Wege und Gassen von Wien mit Eise bedeckt, und wie es sich von selbst versteht, mit einem sehr unebenen, holperigen Eise. Dieser Umstand machte das Gehen höchst beschwerlich und, in der Nähe von Wagen, gefährlich. Ohne Unterlaß sehe ich jemand fallen, und es ist bekannt, wie leicht bey der Kälte die Knochen brechen. Freylich arbeiteten die Gassenkehrer

unabläßig, brachen das Eis mit Hacken und eiser-nen Schaufeln auf, häuften es zusammen und führten es aus der Stadt; aber sie konnten doch nicht überall und schnell genug abhelfen, und man hörte öfters von Zufällen.

Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß die mehresten Deutschen eine gewisse Abneigung gegen die freye, frische Luft haben, die man bey südlichern Völkern und auch in England nicht findet. Man sehe nur zu, wie selten man im Winter in Deutschland ein Fenster geöff-net findet! Auch hier in Wien machte ich die nähmliche Bemerkung. Wir wohnen auf einem großen Platze, den ich aus unsern Fenstern fast ganz übersehen kann. Glauben Sie wohl, daß ich bisweilen, während der großen Kälte, in acht Tagen nicht ein Fenster geöffnet gesehen habe? Um etwas Holz zu ersparen und einigen kleinen Unannehmlichkeiten zu entgehen, lebt man in ei-ner eingeschlossenen, von Menschen ausgeathmeten Luft, der schlimmsten, welche existirt! Auch sind in manchen Häusern die Folgen sehr bemerkbar! Aber man räuchert lieber, als daß man in strenger Kälte die Luft einließe. Ich werde verlacht, daß ich täglich in jedem Zimmer, wenigstens auf einige Zeit, die Fenster öffnen lasse. Aber ich bin fest überzeugt, daß eine Menge Krankhei-ten, denen die Menschen im Winter so gar viel mehr unterworfen sind, als im Sommer, hauptsächlich aus der Quelle der faulen Luft herrühren.

(Aus spätern Briefen.) Zu Anfange des Monathes April fing es unvermuthet an zu schneyen, und dauerte zwey Tage lang ununterbrochen fort. In den Nächten fror es. Auch die folgenden Tage schneyte es abwechselnd fort. — In der Stadt kann sich frey-lich der Schnee in dieser Jahreszeit nicht lange halten und fest werden; aber es ist doch eine solche Masse ge-fallen, daß alle Gassen von einem weichen, halb zertre-

tenen, halb mit Koth vermischten Schnee voll sind. Das Land umher ist wieder ganz weiß, und in mehreren Gegenden liegt der Schnee an die zwey Fuß hoch. Die Straßen sind wieder auf mehrere Wochen verdorben, und der Fremde, der sich schon zur Abreise anschickte, sieht noch ein Mahl seinen Lauf gehemmt.

(Vom 19. April.) Nie vielleicht habe ich das Frühjahr mit so vieler Ungeduld erwartet, und nie, dünkt mich, ist das Grüne langsamer und später zum Vorschein gekommen. Es sind nun über vierzehn Tage, daß wir schönes und warmes Wetter gehabt haben, und doch ist noch kein Baum grün. Zwar haben die wilden Kastanien seit acht Tagen Knospen gezeigt, auch täglich etwas zugenommen, und doch kann ich unter tausend Bäumen noch keinen einzigen entdecken, dessen Blätter entwickelt wären. Die Lombardischen Pappeln fangen nur eben erst an, eine schwache, grüne Tinte zu zeigen, und die Weide allein, als immer die erste, ist grün bis auf einen gewissen Grad.

Aber der Frühling zu Wien ist nie sehr zeitig. Ueberhaupt irret man sich, wenn man glaubt, daß diese Jahreszeit bloß darum früher an einem Orte eintrete, weil er um etliche Grade südlicher liegt, als ein anderer. Die Sache hängt von vielen andern Umständen ab, die oft weit stärker wirken, als ein Unterschied von 4, 5, ja 6 Graden der Breite. Ich kenne Gegenden in Süddeutschland und in der Schweiz, wo der Frühling regelmäßig später eintritt, als an mehreren Orten in Sachsen. Zu Wien besonders scheint diese Jahreszeit nach einem harten Winter immer spät zu kommen. Einer meiner hiesigen Bekannten sagte mir, daß er im Jahre 1795 Leipzig verließ, als schon alles umher grün war, und daß er erst drey Wochen nachher zu Wien anlangte, wo er die Natur noch nicht so weit vorwärts fand, als er sie zu Leipzig verlassen hatte. —

Diese Stadt liegt jenen hohen Gebirgen nahe, welche die Grenze zwischen Oesterreich und Steyermark bilden, und den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Der südliche Wind, der sonst so sehr erwärmt, ist also im Frühjahr noch immer mit Schneetheilchen geschwängert, wenigstens behält er lange eine gewisse kalte Feuchtigkeit, der die Natur ihren Busen nicht öffnet. Auch die nahen Berge um Wien, ob sie schon nicht hoch sind, und der ewige Wind, der hier wehet, mögen dazu beytragen, den Frühling zurück zu halten.

In der Regel ist der Herbst die angenehmste Jahreszeit in Wien; er ist meistens trocken und die Witterung gemäßigt. (Bis zum 6. Jan. 1803 stand das Reaumürsche Thermometer bey Tage selten unter °.)

Sechzehnter Brief.

Wien ein ganz vorzüglicher Ort für Fremde — was ein Fremder, der hier angenehm leben will, braucht — Speisehäuser — Tables d'Hôte — nothwendiger Aufwand, den die Gesellschaft mit sich bringt — Bestimmung einer Summe — die Gesellschaft in ihren verschiedenen Ständen, Classen und Abstufungen — wer sind die Wiener? — Kleidung — Spiel — Verzierung des Innern der Häuser — Tafel — Juweliers in großen Häusern — Unterscheidungslinie — kein greller Abstich — erster und zweyter Adel — Herren von — über Kartenspiel überhaupt — besondere Abendgesellschaften bey dem Grafen von Fries — über Empfang, den Fremde finden.

Wien, zu Anfange des Aprils 1799.

Wien gehört für den Fremden unstreitig unter die ersten und angenehmsten Hauptstädte von Europa! Es gibt wenig billige und vernünftige Wünsche, die er hier nicht wird befriedigen können, wofern sich nur in ihm selbst nicht etwas findet, das ihn daran verhindert. Ich fange mit dem Fürsten und den Menschen vom höchsten Range an, und gehe bis in die gebildeten Mittelclassen herab: und alle können sich zu Wien ein Daseyn schaffen, das sie angenehmer finden werden, als es in den mehresten Städten von Europa ist und seyn kann.

Nur eine einzige Einschränkung findet vielleicht bey diesem allgemeinen Satze statt, aber diese ist in allen gro-

ßen Hauptstädten die nähmliche: „Man muß, um angenehm hier zu leben, in nicht gar zu eingeschränkten Vermögensumständen seyn!“ — Nicht, daß die nähmlichen Dinge in Wien theurer wären, als in vielen Mittelstädten; — keinesweges! Aber man braucht hier so mancherley Dinge, derer man in jenen nicht bedarf.

Eine immer reine, gute und modische, ob schon übrigens einfache Kleidung; eine anständige Wohnung in einem guten Theile der Stadt; ein Bedienter und ein eigener Wagen sind Dinge, die der Fremde, der alle Vortheile von Wien genießen will, nicht wohl entbehren kann.

Was den äußern Aufzug betrifft, so versteht es sich von selbst, daß derjenige, der in vermischten Gesellschaften, d. h. mit Menschen, die sich nach der Mode kleiden, leben will, ungefähr wie die übrigen gekleidet seyn muß, und daß in seinem Aeußern sich nichts finde, das ihn lächerlich mache, oder ihn auszeichne, oder auch nur eine gewisse ängstliche Sparsamkeit verrathe, wodurch er gar bald die Würde verlieren müßte, die jeder gebildete Mensch in Gesellschaft zu behaupten im Stande ist. Er muß sich also auf die Art kleiden, wie es alle bessern Stände in den größern Städten von Europa jetzt sind. — Will er in den ersten Gesellschaften eingeführt seyn, und erlaubt es ihm sein Stand, oder seine Lage, so muß er, außer den angeführten Kleidern noch eine so genannte Hofkleidung haben, die denn im Sommer aus seidenen Zeugen, im Frühjahre und Herbste aus Tuche, und im Winter gewöhnlich aus Sammet, Ratine, Atlas, oder auch wohl (durch Duldung) aus Tuche besteht. Durch den Wechsel der Jahreszeiten wird denn schon sein Kleiderbestand sehr vermehrt; er braucht auch in der nähmlichen Jahreszeit Abwechselung, und muß noch überdieß ein gewöhnliches so wohl als ein ganz ausgemachtes schwarzes Hofkleid

haben, weil man nicht leicht zwey Monathe in einer Hauptstadt zubringt, ohne daß eine oder die andere Hoftrauer einfiele, welche denn in allen gebildeten Gesellschaften mit gemacht wird. — Hat der Reisende eine Uniform, so kann er sich viele Mühe und beträchtlichen Aufwand ersparen, weil er mit dieser überall erscheinen kann. Indessen würde es doch auffallen, wenn ein Fremder in einer Stadt, wie Wien, nie in einem andern Kleide erschiene. Es würde ein Ansehen von Dürftigkeit haben, das der Fremde, wo es auch seyn mag, nie sorgfältig genug vermeiden kann.

Ein Bedienter ist dem Fremden, der in den Gesellschaften großer Städte leben will, unumgänglich nothwendig, auch dann noch, wenn er ihn zu Hause ganz und gar nicht brauchte.

Eben so nöthig ist ein eigener Wagen, oder eine so genannte Remise, weil es sehr viele Häuser gibt, in die es unanständig seyn würde, mit einem Fiacre zu fahren. (Noch fehlt es unsrer Sprache an zwey Wörtern, die den Unterschied zwischen diesen beyden Arten von Fuhrwerken deutlich bestimmen. Lehn- oder Miethwagen sagt nichts, denn beyde sind entlehnt, oder gemiethet; aber groß ist der Unterschied zwischen Remise und Fiacre.) So gut und so schön auch die letztern zu Wien mehrentheils sind, so fallen sie doch sogleich durch die daran stehende Zahl in die Augen, welche sie brandmarkt. Wer den Unterschied zwischen diesen beyden Arten von Wagen nicht wüßte, würde durch das Betragen der Thorhüther (Portiers) und Lackeys in den Häusern, die er besucht, gar bald davon belehrt werden. Der Fiacre zeigt eine Dürftigkeit an, die die Herren von der Livree mit verhältnißmäßiger Insolenz zu würdigen wissen. Auch darf zu Wien, wie sonst zu Paris, kein Fiacre in ein Haus, oder in einen

Hof fahren, sondern muß seine Ladung alle Mahl in der Gasse absetzen.

So nöthig indessen eine Remise ist, so wenig braucht man sie für den ganzen Tag zu miethen, wenn man sonst nicht will. Es gibt Miethkutscher, oder Hauseigenthümer, mit denen man einen Vertrag machen und eine Remise täglich für den Abend für zwey, oder für den Nachmittag, d. h. von drey Uhr, oder von der Stunde der Mahlzeit an, für drey Gulden haben kann. In diesem Falle ist der Kutscher wöchentlich mit zwey Gulden, oder einem Kronenthaler zufrieden. — Daß man Vormittags zu Fuße geht, fällt hier niemand auf, und viele Einheimische thun es, die beständig ihre eigene Kutsche und Pferde haben.

Wer viel in vermischter Gesellschaft lebt, muß spielen; sonst würde er bisweilen in den Fall kommen, große Langeweile zu haben, oder auch der Frau vom Hause lästig zu werden. Hier ist aber bloß von L'hombre, Casino, Whist und andern Gesellschaftsspielen die Rede; zu Hazardspielen ist niemand genöthiget, und man findet leicht Mittel, ihnen mit Anstand auszuweichen. Gesellschaftsspiele aber sind für den, der sie versteht, kein Aufwand, und, wenn jemand nicht besonders unglücklich spielt, wird er die mehresten Mahle finden, daß er am Ende von ein paar Jahren weder viel verloren, noch viel gewonnen hat. Ich trage also das Spiel nicht als einen besondern Artikel des Aufwandes, wenigstens als keinen beträchtlichen auf.

Aber auf andere Ausgaben, die die Gesellschaft nach sich zieht, muß man allerdings rechnen. Eine gelegentliche Subscription, oder Collecte, ein Allmosen, das man Ehren halber gibt, ein Billet, das man einem Frauenzimmer für irgend einen Virtuosen abnimmt, ein Platz im Schauspiele, oder an irgend einem öffentlichen Orte, wohin man an dem Tage eben nicht zu ge-

hen dachte, eine Landfahrt, oder irgend eine Partie, die in einer Gesellschaft gelegentlich verabredet wird, — diese und andere Artikel der Art sind Ausgaben, denen sich der Fremde, der in Gesellschaft lebt, so wenig entziehen kann, als der Einheimische.

Was die Tafel betrifft, so kann man sich die Mahlzeit entweder auf das Zimmer hohlen lassen, oder in ein öffentliches Speisehaus gehen. Ein einzelner Mann, der sich lange hier aufhält und angenehm ist, macht so viele Bekanntschaften, daß er häufig in Familien speis't, deren es viele gibt, wo ein solcher Gast willkommen ist, so daß er der öffentlicher Häuser nur wenig bedarf. — Die, welche bey Wolfs, oder, wie man es auch nennt, im Pohlnischen Hause wohnen, finden da eine Mahlzeit von verschiedenen Preisen, die sie selbst bestimmen. Dieses Haus ist größtentheils von Engländern besetzt, und alle Preise ziemlich hoch. — Manche Fremde bleiben denn doch in einem, oder dem andern Wirthshause, und finden da ihre Mahlzeit, so sehr es auch sonst gewöhnlich ist, Privatwohnungen zu beziehen.

Auffallend ist es, daß es für Leute von einem gewissen Stande nur zwey öffentliche Speisehäuser zu Wien gibt! Jahn hält zu diesem Zwecke einen schönen Saal, der die ganze Länge eines ansehnlichen Hauses einnimmt. Meublen, Verzierungen, Tafelgeschirr sind schön und bis auf einen gewissen Grad zierlich. Außer dem großen Saale gibt es noch andere Zimmer, die man für irgend einen Tag bestellen, und wo eine geschlossene Gesellschaft abgesondert speisen kann. — Zur Bedienung werden eine Menge Leute gehalten, die, so wie die sechs Musikanten, die auf einem für sie errichteten Orchester während der Mahlzeit spielen, die Livree ihres Herrn tragen.

Villars hat nur ein Zimmer, worin gewöhnlich gespeis't wird, höchstens noch ein zweytes, das sehr schlecht ist. Die Gesellschaft ist also hier nicht so zahlreich; auch fehlt es an einer hinlänglichen Zahl von Aufwärtern. Gleichwohl ziehen viele dieses Haus vor. Man ist hier ruhiger, und die Küche ist im Ganzen besser.

Vielleicht gibt es andere Häuser, wo man eben so gut speis't und besser; aber diese beyden haben den Ruf unter Leuten von einem gewissen Range! In der That habe ich in diesen beyden Häusern Fürsten, Prälaten, Generale ꝛc. gesehen. Ein jeder bekommt eine Tafel für sich allein, und eine Mahlzeit, die bloß für ihn zugeschnitten ist. Wollen mehrere zusammen speisen, so steht es ihnen frey, und man gibt ihnen einen verhältnißmäßig grössern Tisch. — Der Preis ist, wie man will, ein Gulden, oder ein Thaler, ohne Wein. Für einen Gulden haben Sie Suppe, Rindfleisch, ein zweytes Gericht mit Gemüse, dann ein Ragout, oder Fisch, und endlich Braten, Sallat, oder gekochte Früchte, Gebackenes und zwey Schüsseln Nachtisch. Die Portionen sind so, daß einer eine eigene Eßlust haben muß, um sie alle aufzehren zu können, wenigstens habe ich noch kein Beyspiel davon gesehen. — Speis't man für einen Thaler, so bekommt man, außer dem genannten, noch ein Gemüse, kleine Pasteten, oder Pudding, oder so etwas, und dann, statt einer der übrigen Schüsseln, eine, die feiner, oder theurer ist, während daß die Guldenesser etwas gewöhnliches bekommen. — In beyden Häusern wird auf Porcellan gespeis't (Seitdem schreibt man mir aus Wien, daß die Portionen jetzt, 1803, so klein sind, daß man sie ohne große Eßlust alle aufzehren kann. — Auch ist seitdem ein drittes Speisehaus der ersten Classe errichtet worden, welches selbst

von Leuten, die ihre eigene Küche und Wirthschaft haben, besucht wird.)

Der so genannten *Tables d'Hôte* gibt es zu Wien in Menge, und von verschiedenen Preisen. Der Unterschied ist, daß die ganze Gesellschaft an einer Tafel sitzt und aus den nähmlichen Schüsseln bedient wird. Leute von Stande, oder von Tone vermeiden sie. Uebrigens sollen einige sehr gut beschaffen seyn, und sind wohlfeiler, als die vorherbeschriebenen. Ich höre, daß man für vier und dreyßig Kreuzer ungefähr alles das bekommt, was man dort für einen Gulden hat.

Herr Pezzl macht in seinen Skizzen über Wien eine Berechnung des jährlichen Aufwandes, welcher erfordert werde, um hier anständig zu leben, und bringt die Summe von 464 Gulden heraus. So verschieden auch die Zeiten, in denen er schrieb, in Rücksicht auf Preise, von den gegenwärtigen gewesen seyn mögen, so begreifen Sie doch leicht, was für eine Art von Daseyn man für eine solche Summe zu Wien haben könne. Nun gibt er noch etwas für Schauspiele zu, und für das, was er geheime Vergnügungen nennt, und schließt mit den Worten: „Mit 500, oder 550 Gulden lebt ihr so ziemlich bequem!“ Die geheimen Vergnügungen möchten, bey dem Jahrgehalte, wohl nicht von der besten Art seyn, denn es ist bekannt, daß diese, unter allen Arten von Vergnügungen die theuersten sind.

Aber ich will Ihnen nun eine Berechnung machen, die der Wahrheit näher kommt, und die ich mit verschiedenen Wienern, die den Ort sehr genau kennen, aufs Reine gebracht habe. Eigentlich ist meine Berechnung mit jener auf keine Weise zu vergleichen, denn hier ist von einer ganz verschiedenen Existenz die Rede; nähmlich von der, die ich am Anfange dieses Briefes beschrieben habe, und die also genau bestimmt ist.

Aber diese Berechnung beweist, so gut wie jene, daß Wien, unter den großen Hautpstädten von Europa vielleicht noch immer die wohlfeilste ist. Wir haben gefunden, daß eine ordentliche, gesetzte, aber unverheirathete Mannsperson mit wenig mehr als 3000 Gulden jährlich durchaus so leben kann, wie ich es in diesem Briefe umständlich beschrieben habe. Ich weiß keinen Ort, wo man sich für diese Summe einen so mannigfaltigen und gleich großen Genuß verschaffen könnte, etwan Rom ausgenommen, dessen Freuden und Genüsse aber so einzig in ihrer Art sind, daß diese Stadt ganz außerhalb jeder Linie der Vergleichung liegt. — Für geheime Vergnügungen ist bey dieser Summe nichts gerechnet; denn diese eröffnen ein so weites Feld, und sind für verschiedene Menschen so verschieden, daß hierin ein jeder wohl seinen eigenen Maßstab haben muß.

(Seitdem ist in Wien der Preis aller Dinge gestiegen, und schon im J. 1802 erhielt ich von mehreren Personen die Versicherung, daß 3000 Gulden für die von mir angegebene Art, in dieser Stadt zu leben, nicht mehr zureichen würden. Einer meiner dortigen Bekannten hatte seitdem die Güte, mir einen neuen Ueberschlag zu schicken, den er, mit Zuziehung mehrerer Personen, die Wien genau kennen, aufgesetzt hat. Er rechnet für

3 anständige Zimmer mit Meublen und einer Bedientenstube (nur im dritten Stocke) = = =	Fl. 600
1 Bedienten = = =	— 230
Remise für die Abendstunden, nur 5 Monathe des Jahres hindurch = =	— 450
Frühstück, Mittags- und Nachtessen, nebst Gefrornem, Limonade und dergleichen (von Zeit zu Zeit muß doch auch eine	

Flasche Tokayer, Champagner und der=			
gleichen vorkommen) täglich zu 4 Fl.			Fl. 1460
Theater und Concerte	=	=	— 200
Holz und Beleuchtung	=	=	— 70
Kleidung	=	=	— 300
Wäsche	=	=	— 100
Frisiren und Rasiren	=	=	— 50
			Fl. 3460

Nun ist hierbey kein Trinkgeld, kein Spazierritt im Prater, keine Landpartie, kein Buch, keine Nippes, keine Ehrenausgabe! — Für diese verschiedenen Artikel rechnet er 1040 Fl. und setzt also die ganze Summe, die man jetzt brauchen würde, um auf die von mir beschriebene Art zu leben, auf 4500 Gulden.

Allein diese Angabe, weit entfernt, die meinige zu widerlegen, ist mir vielmehr ein neuer Beweis, daß Wien noch immer verhältnißmäßig ein wohlfeiler Ort ist, und daß man dort die Annehmlichkeiten des Lebens mit geringerem Aufwande genießen kann, als in irgend einer großen oder Mittelstadt von Nordeutschland! Man bemerke nur, daß ich meinen Anschlag zu einer Zeit machte, da das Wiener Geld gegen das ausländische noch nichts verlor. Seitdem aber ist das erstere auf 75, 74, ja gelegentlich bis auf 72 herab gewesen. Ich will es aber, durch eine Mittelzahl, nicht tiefer, als 75 annehmen. Diesem Curs zu Folge machen meine 3000 Gulden, die der Fremde aus dem Auslande zieht, gerade 4000 Wiener. Folglich wäre der ganze Unterschied zwischen dem Anschlage meines Correspondenten und dem meinigen nicht mehr als 500 Fl. Wiener, d. h. 375 Gulden gutes Geld. Um so viel also brauchte ein Ausländer zu Wien jetzt mehr, als vor 5 Jahren. Aber ließ sich nicht auch

von diesen 375 Fl. noch ein Merkliches abziehen? Man betrachte besonders den vierten, fünften und neunten Artikel, und ganz vorzüglich den Zusatz von 1040 Fl. Wer einen Bedienten hält, braucht gewöhnlich weder Friseur, noch Barbier, und wer viel Trinkgelder zu geben hat, d. h. wer viel eingeladen ist, braucht nicht täglich 4 Gulden für Mittags-, Nachtessen ꝛc. Bey vielen Abendgesellschaften im Winter und Landpartien im Sommer möchte es auch wohl schwer seyn, 200 Fl. für Schauspiel und Concert auszugeben. Will man aber wirklich die ganze Summe nehmen, wie mein Freund sie ansetzt, — nun so beträgt sie 2250 Thaler Conventionsgeld.)

Der Mann von dieser Beschreibung und in dieser Lage wird einen Theil seines Vormittags auf dem Zimmer mit Lesen zubringen. Er erhohlt sich dann durch den Anblick einer heitern und freyen Scene außerhalb seines Hauses, athmet frische Luft auf den Wällen der Stadt, oder macht gelegentlich einen größern Spaziergang in den Prater, den Augarten, oder weiter in die freye, schöne Natur, die Wien umgibt. Die schöne Aussicht und die trockenen Kiesgänge von Belvedere stehen ihm immer offen, so wie die Gemähldesammlung, die einen ewigen Schatz von Unterhaltung anbiethet. Zur Abwechselung durchwandert er einige Gärten, oder macht eine Fahrt auf ein nahe gelegenes Dorf. Bald werden ihn die Fahrzeuge auf der Donau, bald ein geschäftiges Heer von Menschen auf den Ausladungsplätzen anziehen. Hier verweilt er bey einem neuen Baue, dort bey den Anlagen, die man in einem der Gärten macht, die jedermann offen stehen. Ist er Liebhaber der Literatur und Kunst, so wird ihn bald ein neues Product in den Buchläden, bald ein Werk der verschiedenen Künstler unterhalten, das er unter ihren Händen hervor gehen sieht. Hier wird eine neu ange-

kommene Kunstsammlung aufgestellt, dort hat man kürzlich einige Gemählde erhalten. Dieser ladet ihn ein, die schönen Ausgaben zu sehen, die er eben aus London und Paris bekommen hat, jener kündiget ihm eine Vermehrung seiner Kupferstiche an. Zur Abwechselung geht er gelegentlich auf die Kaiserliche Bibliothek, lies't eine Stunde in irgend einem Werke, das er sonst nirgends findet, oder läßt sich eine Seltenheit geben, die er lange nicht gesehen hat. Nebenher hat er irgend einen Freund zu besuchen, mit diesem oder jenem Frauenzimmer eine halbe Stunde zu verplaudern. — Schon naht die Stunde der Mahlzeit heran; er eilt sich zu kleiden, und noch wird er in den Gassen aufgehalten, wo diese oder jene neue Erfindung, irgend ein vorzüglich gut gearbeitetes Stück, oder eine geschmackvolle Tändeley an den Fenstern der Kaufmannsläden ihn anzieht.

In seinem Speisehause findet er eine wohl zubereitete Mahlzeit und eine Gesellschaft, von der einige durch langen Umgang seine nähere Bekannte geworden sind. Er hört die Neuigkeiten des Tages, und daneben liegen, zur Abwechselung, einige Zeitungen. — Oder er ist in eine Familie versprochen, wo ihn eine reicher besetzte Tafel und das freundliche Gesicht der Eigenthümer zu Genuß und Freude einladen.

Allmählich kommt der Abend heran! Aber er hat noch einige Besuche in Familien zu machen, wovon der weibliche Theil immer um diese Stunde zu Hause ist. — Nun hat er die Wahl, ob er im Schauspiele das neue Stück sehen, eine neue Oper hören, oder in eins der Concerte gehen will, die in so vielen Häusern häufig gegeben werden, und wohin der Zutritt so leicht ist. — Oder soll er den ganzen Abend bey einer Thee- und Spielpartie zubringen, oder vorher auf eine Stunde in jene Assembleen gehen, wo man bey Zeiten sich versammelt und wo man nicht zu bleiben gehalten ist? —

Gelegentlich geht er in ein Haus, wo wenig oder gar nicht gespielt wird, und findet eine angenehme Unterhaltung, die eben darum geistreich ist, weil sie ohne Ansprüche geführt wird, und weil man sie verläßt, so bald man sich ermüdet fühlt. —

Welche Mannigfaltigkeit von Menschen in den größern Zirkeln! Hier findet er die Großen der Oesterreichischen Provinzen unter den auswärtigen Gesandten und einheimischen Staatsmännern, Erzbischöfe und Bischöfe unter den Generalen, Fürstenkinder, Prälaten, Abbés, Damen und Fremde aus zehn verschiedenen Ländern von Europa! — Aber eine gewisse Grandezza, die aus den höchsten Ständen der Oesterreichischen Monarchie noch immer nicht ganz verbannt ist, ermüdet. Er geht in eine Gesellschaft vom zweyten Range, und trifft auch da einen großen Theil der ersten wieder, gemischt mit andern Classen, aber immer zusammengesetzt aus Menschen von Welt, Erziehung und Bildung! Und überall findet er die nähmliche Hospitalität, den nähmlichen guten Willen, alles mit dem Fremden zu theilen, was Wien Eigenthümliches und Vorzügliches hat. Unterredung, Spiel, Musik, Tanz und die Genüsse der Tafel werden unter mannigfaltigen Formen dargebothen, und ein jeder nimmt am meisten von dem, was ihm am besten behagt.

Dieß bringt mich nun näher auf Menschen und Gesellschaft, ihre verschiedenen Classen und Abstufungen, auf Leben, Sitten, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten dieser Stadt.

Ich fühle, daß ich keine Kleinigkeit unternehme, wenn ich Ihnen von dem allen nur einiger Maßen einen Begriff geben will, um so mehr, da das, was ich

darüber zu sagen habe, sehr verschieden von dem seyn wird, was Sie am häufigsten darüber gelesen haben. Ich kenne kaum eine Stadt, die von Schriftstellern so sehr gemißhandelt worden wäre, wie diese, und man hat immer ein Vorurtheil gegen sich, wenn man behauptet, eine Sache ganz anders zu sehen, als so viele andere. Ich habe so Manches über diese Stadt gelesen, das recht eigens darauf angelegt zu seyn scheint, sie und ihre Einwohner herab zu setzen. Ueberall beschreibt man Laster, rügt Thorheiten und schreyet über Ausgelassenheiten aller Art. Ich räume gern ein, daß Wien von dem allen seinen reichen Antheil hat, denn darum ist es eine der großen Europäischen Hauptstädte. In diesen findet sich alles, jede Tugend, jedes Laster, jede Thorheit, jede Abgeschmacktheit. Vielleicht kann die lebhafteste Einbildungskraft sich nichts so tolles, lächerliches, unwissendes, plumpes, sonderbares und mit unter verruchtes denken, als man finden würde, wenn man hinlängliche Zeit, Lust und Gelegenheit hätte, es aufzusuchen.

Ich will also glauben, daß alles das, was Schriftsteller je von Wien gesagt haben, existirt hat und noch existirt; aber damit ist der Wiener Mensch nicht beschrieben, nicht charakterisirt. — Ueberhaupt ist das von jeder großen Stadt eine schwere Unternehmung, und vielleicht von keiner so schwer, als von Wien. Denken Sie Sich bey der Mannigfaltigkeit von Völkern, die dem Oesterreichischen Zepter unterworfen sind, und wovon Sie hier Individuen sehen, die unendliche Schattirung der Stände; wie das Alles in einander fließt, und wie Sie vom Höchsten bis zum Geringsten nirgends die scharfe Linie sehen können, die den Unterschied zieht und sichtbar schneidet.

Man theilt gewöhnlich die Menschen in hohe, mittlere und niedere Stände. Diese Eintheilung ist freylich leicht

gemacht; aber man halte sich nur lange in einer großen Stadt auf, und man wird täglich mehr und mehr finden, wie die Schattirungen der drey Stände unter einander in das Unendliche gehen. Welcher Unterschied zwischen einem Fürsten von Lichtenstein, Schwarzenberg, Dietrichstein, Esterhazy, Lobkowitz ꝛc. und einem jüngern Bruder eines jüngern Sohnes, der aus einem hohen, aber weniger reichen Hause ist, und der noch auf die Präbende, auf die Stelle unter der Regierung, oder auf das Regiment wartet, das ihn in eine bessere Lage setzen soll! Gleichwohl gehört er, durch Geburt und Familienverhältnisse in den ersten Rang der Gesellschaft, so gut wie jene. — Bemerkungen dieser Art können Sie durch alle Stände durch machen.

Auch sieht man häufig in allen großen Städten Leute, die durch ihre Geburt und ihr Vermögen zu einer Classe gehören sollten, die aber durch Lebensart und Gewohnheit sich in einer andern und niedern finden, so wie es wiederum Männer gibt, deren Geburt, Rang und Vermögen ihnen ihren Platz in einer niederern anweisen, deren Ton und Lebensart aber sie in eine höhere erhoben hat.

Wenn man sich lange an einem Orte aufhält, so gelangt man freylich endlich dahin, alles das zu entwickeln und am Ende klar darin zu sehen; aber dann tritt gleich eine andere, ebenfalls sehr schwere Frage ein, die auf alle große Städte paßt: „Wer sind denn die, welche man als die wahrhaft Einheimischen zu betrachten hat, die man eigentlich Londoner, Pariser, Wiener ꝛc. nennen kann?“ Diese Frage ist überall schwer zu entscheiden, aber wohl in keiner Hauptstadt von Europa schwerer, als hier. — Werfen Sie nur einen Blick auf die Oesterreichische Monarchie, und sehen Sie, aus welchen ungleichartigen Völkern sie zusammen gesetzt ist!

Wer ist der Wiener? — Wir wollen mit den höchsten Ständen anfangen: Sind es die Fürsten von Auersberg, Belgioso, Coloredo, Czartorisky, Esterhazy, Lobkowitz, Palfi? — Diese sind aus den Niederlanden, aus Mailand, aus Gradiska, aus Pohlen, Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen. Wie äußerst verschieden von einander sind alle diese Völker! Gleichwohl werden die genannten Fürsten alle gelegentlich als Wiener betrachtet. Aber sie bringen doch oft einen Theil des Jahres auch auf ihren Gütern, d. h. in den angeführten Ländern zu. Aus diesen müssen sie doch etwas Eigenthümliches haben, etwas, wodurch man den Niederländer von dem Pohlen, den Mailänder von dem Ungar unterscheidet. Freylich gleichen die nähmlichen Menschenclassen einander überall. Aber etwas Besonderes, Eigenthümliches bleibt doch diesem oder jenem, bey näherer Untersuchung, und in dieser Rücksicht hören sie auf, Wiener zu seyn.

Andere haben wirklich gar nichts Eigenthümliches, sondern sind, wie die Menschen vom ersten Range und erstem Tone ungefähr überall sind, und überall sich gleichen. In diesem Falle aber sind sie auch keine Wiener; denn der Wiener soll eigentlich etwas haben, wodurch er sich von den Bewohnern anderer Städte unterscheidet.

Oder sind die großen und reichen Banquiers Wiener, deren einige aus verschiedenen Theilen der Monarchie, und oft aus ganz fremden Ländern herstammen?

Oder sind es die Officiers der Armee, oder die Männer, die in den verschiedenen Kammern der Regierung sitzen? Ist es Herr von Müller, der in der hiesigen Staatskanzley angestellt, aber ursprünglich aus der Schweiz gebürtig ist? — Ist es der Hofrath Eckelat, der zwar in der Ungarschen Kanzley sitzt, aber aus einer Stadt am Rheine herstammt und einen großen Theil seines Lebens in der Wallachey zugebracht hat? — Oder ist es Dr. Frank, ein berühmter Arzt, der lange Professor

zu Pavia war? Oder Herr von Reischewitz, der auch in der Kanzley sitzt, aber Dalmatien zum Vaterlande hat? — Oder sind es die Kaufleute, Gelehrten und Künstler A. B. C. D. und so durch das ganze Alphabet hindurch, die nicht nur aus allen Provinzen der Monarchie, sondern auch aus der Schweitz, vom Rheine, aus Franken, Schwaben, Bayern ꝛc. kamen und sich hier niederließen? — Bedenken Sie die Menge von Männern, die an funfzig verschiedenen Orten die Rechte studierten, dann hierher kamen, um in dem großen und reichen Wien ihr Glück zu machen, und die nun unter allerley Nahmen und Titeln, hohen, mittlern und niedern in den verschiedenen Kammern der Regierung angestellt sind, oder andere Geschäfte treiben! — Eben so ist es mit den Geistlichen, Aerzten, Lehrmeistern, Kaufmannsdienern und Handwerkern.

Wie oft begegnet es nicht dem Fremden, daß er in diesem oder jenem Hause etwas sieht, das er als Wienerisch in seine Tabletten verzeichnet, und das im Grunde nichts anderes ist, als eine Reichsstädtische, Ungarische, Pohlnische, Bayerische oder Italiänische Gewohnheit, die der Mann, der aus einem dieser Länder stammt, nicht aufgeben will, oder die der Sohn beybehalten hat, weil er sie an seinem ausländischen Vater sahe.

Gewöhnlich nennt man Wiener diejenigen, die entweder in dieser Stadt geboren sind, oder sie zu ihrem beständigen Aufenthalte gewählt haben, oder seit geraumer Zeit da häuslich niedergelassen sind. Aber bemerken Sie, wie bunt die Wiener, auch nach diesem Begriffe genommen, aussehen, und wie sie alles eher sind, als Wiener. Wer weiß nicht, daß wir alle, in unserer frühesten Jugend, von unserm Vaterlande ein gewisses Gepräge bekommen, das wir selten ganz wieder verlieren!

Endlich ist es nicht ein Mahl leicht, den Wiener, auch so, wie ich ihn angenommen habe, in Gesellschaften

zu unterscheiden. — Wer sind die Menschen, die der Reisende oder Fremde gewöhnlich sieht? Ist er nicht von einem gewissen Range, oder in besondern Lagen, so sieht er sich aus den hohen Classen ausgeschlossen, und lebt bloß mit einer gewissen Zahl von Familien, an die er empfohlen ist, und bey denen er die kennen lernt, die mit diesen Familien am meisten Verbindung haben. — Wie einseitig, wie eingeschränkt wird in diesem Falle seine Kenntniß der Wiener Welt seyn!

Oder der Reisende hat durch seine Geburt, oder durch seine Lage Ansprüche auf irgend einen Gesandten, oder Bekannte, durch die ihm die ersten und zweyten Gesellschaften geöffnet werden. Ein solcher kann auch mit Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten Bekanntschaft machen. Er hat also ein weiteres Feld vor sich, als jene. Aber lassen Sie uns die Gesellschaften, in die er nun kommt, zergliedern. Sein Gesandter schickt mit seinem und des Fremden Nahmen dreyßig, vierzig, oder funfzig Karten herum, und führt ihn in die öffentlichen Abende ein, die der Fürst Coloredo, und die Grafen von Colowrat, Laschansky, Trautmannsdorf ꝛc. halten. Die Fürsten A. B. C., die Grafen D. E. F. und die auswärtigen Gesandten G. H. J. laden ihn zu einem Balle, zu einem Concerte, zu irgend einer großen Mahlzeit ein, und er macht dafür zu bestimmten Zeiten seine Aufwartung, an Tagen, wo sich ebenfalls wieder große Gesellschaft in diesen Häusern findet. — Einem Fremden in dieser Lage wird es gewöhnlich nicht schwer, auch in die Häuser Arnsteiner, Eichelburg, Button, Henikstein und andere eingeführt zu werden. In diesen und den obigen zusammen findet er den hohen Adel von Wien, und den so genannten zweyten; in diesen Häusern trifft er ungefähr alle Fremde, die durch ihren Rang, oder ihre Lage Anspruch auf diese Gesellschaften machen können. Wenn aber dieser Fremde ein Beobachter ist, so wird er gar

bald finden, daß alle diese Gesellschaften — nicht eigentlich Wiener Gesellschaften sind. Er kann die Wiener Fürsten und Großen da sehen, aber sie ziehen ihn darum nicht in ihren engern Ausschuß, laden ihn nicht in die kleinern Gesellschaften, die sie mit ihren Bekannten und nächsten Verwandten halten. — In den Häusern des zweyten Adels ist es hierin etwas anders, und in diesen kann er, wenigstens in einigen, einheimisch werden. Aber selbst da sieht er, an den öffentlichen Abenden, eine Gesellschaft, die aus Fremden oder Reisenden aller Länder und aus Individuen aller Oesterreichischen Staaten mehr als aus Personen bestehet, die zu Wien recht eigentlich zu Hause sind.

Unter diesen verschiedenen Häusern ist besonders eins, wo man, im Verlaufe eines Winters, mehr Gesellschaft sehen kann, als vielleicht in irgend einem andern dieser Stadt. Es ist das Haus, das ich am meisten besucht habe, und ich würde es nennen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, alle Nahmen zu vermeiden, so bald ich umständlich in etwas eintrete. Sollten diese Briefe den liebenswürdigen Damen dieses Hauses in die Hände fallen, so werden sie in der Beschreibung sich erkennen, und meinen Dank für die vielen angenehmen Stunden, die ich bey ihnen zugebracht habe, desto williger empfangen, weil ich ihn mit Discretion bringe. — In diesem Hause empfängt man seine Bekannten täglich, fast möchte ich sagen, zu allen Stunden. Es ist, in geselliger Rücksicht, das größte in Wien, wenn dasjenige Haus das größte genannt werden kann, das zu allen Zeiten offen ist, zu allen Zeiten den Besuchenden empfängt. Man findet da jeden Rang, jeden Stand, — fast hätte ich hinzu gesetzt — jede Religion; aber diese macht in Wien nirgends einen Unterschied und kommt, im gesellschaftlichen Leben, auf keine Weise in Betrachtung. Hier sehe ich

Fürsten und Prinzen, Oesterreichische so wohl als aus andern regierenden Häusern Deutschlands, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, auswärtige Gesandte, Gelehrte, Officiers, Kaufleute, Künstler, Adelige, Bürgerliche, Menschen aller Nationen und aller Classen. Sie werden alle mit der Höflichkeit und Aufmerksamkeit empfangen, die dem Tone der guten Gesellschaft eigen ist, und nie habe ich gesehen, daß man für irgend jemand einen Unterschied machte, der für die übrigen auffallend gewesen wäre, oder auf die entfernteste Art hätte beleidigen können. Man spricht, man spielt, man speis't, man bleibt, man geht. Für jeden Geschmack ist hier gesorgt, und jeder findet eine Unterhaltung, wenn er anders einer fähig ist. Wer ein geistreiches Gespräch sucht, wird es hier mehrentheils finden, ohne daß ängstlich darnach gejagt wird, oder daß jemand es unternähme, die übrige Gesellschaft durch seinen Witz, oder seine Kenntnisse zu unterhalten.

Aber auch dieses Haus ist nur zur Hälfte ein Wiener Haus: und so wie ich mich allmählich nach den Menschen, die ich da traf, erkundigte, fand ich, daß die eigentlichen, d. h. die gebornen Wiener nur den kleinsten Theil ausmachten. — Und was läßt sich nun über den Ton, die Sitten, Gebräuche, Eigenthümlichkeiten und die ganze Lebensart einer so bunt gemischten Menschenzahl sagen? Es sind Menschen, die mehr oder weniger zu der so genannten guten Gesellschaft gehören; und das Eigenthümliche, das man an dem einen, oder dem andern bemerkt, ist mehrentheils Ausnahme, ist so wenig Wiener Sitte, daß das, was der Fremde besonders bemerkt und auszeichnet, dem Einheimischen oft eben so sehr auffällt. Es ist also unmöglich, ein allgemeines Bild von Wien und seinen Einwohnern zu entwerfen; die Schattirungen gehen von Classe zu Classe, von Art zu Art ins Unendliche, und Alles greift so in einander

ein, daß Sie nirgends sagen können: Hier ist der Ort, wo sich die Linie ziehen läßt.

Da Sie aber dennoch einige allgemeine so wohl als besondere Bemerkungen über die Gesellschaft dieser Stadt verlangen, so will ich sie Ihnen geben, so gut ich kann, d. h. ich will Ihnen beschreiben, was ich im Verlaufe von sechs Monathen hier gesehen habe. — Ueber das Schwankende des Ausdruckes Wiener, sind wir nun einverstanden; da ich aber doch dieses Wort oft werde brauchen müssen, so versteht es sich denn, daß ich durch Wiener besonders diejenigen meine, die entweder hier geboren, oder sich niedergelassen, oder auf irgend eine Art, mehr oder weniger, einheimisch geworden sind.

Am leichtesten läßt sich noch vom Aeußerlichen reden, von Kleidung, gewissen Gebräuchen und einem allgemeinen äußern Betragen, weil diejenigen, die zuletzt kommen, sich immer nach denen richten, die vor ihnen da waren; und so wird man in vielen Dingen eine gewisse Gleichförmigkeit unter alten und neuen Wienern, und selbst unter einer großen Zahl von Fremden finden. Dieß ist sehr natürlich; denn wer mit den Einwohnern eines Ortes leben will, wird sehr bald einsehen, daß er die Gebräuche annehmen muß, die er bey der großen Mehrheit findet. Der Engländer also, der hier Mittagsmahlzeiten gibt, setzt sich zwischen drey und vier Uhr zu Tische, und nicht um sieben oder acht, weil er gar bald bemerken wird, daß die erstere Stunde die gewöhnliche unter Leuten von einem gewissen Stande ist, und weil er zu der andern keine Gäste bekommen würde. Jeder legt also sehr vieles, das ihm eigenthümlich ist, ab, und formt seine Gewohnheiten nach der großen Zahl. Daraus entsteht eine gewisse Gleichförmigkeit, und diese ist es denn, die man die besondere Gewohnheit des Ortes nennen kann.

Von den südlichen Küsten Italiens an, bis an das nördliche Stockholm sind jetzt alle Modeleute, mit unbedeutenden Abwechselungen, auf einerley Art gekleidet, denn die einen, wie die andern hohlen sich, oft ohne es zu wollen, oder es zu wissen, ihren Schnitt aus London, so wie er ehemahls ausschließlich aus Paris kam. —

Schon seit vielen Jahren sind alle Tressen aus der Modewelt verbannt! Man hat sie den Bedienten überlassen: und hierüber finden Sie abermahls eine auffallende Uebereinstimmung von einem Ende von Europa zum andern.

In allen gesitteten Ländern dieses Welttheils wird, in vermischter Gesellschaft, Abends gespielt! Der ganze Unterschied von einem Orte zum andern, besteht in dem mehr oder weniger. Man spielt also auch zu Wien; aber ich bemerke hier oft eine beträchtliche Zahl junger Leute beyderley Geschlechts, die nicht spielen, so wie ich wiederum andere Städte kenne, wo jedermann sich mit den Karten beschäftiget. Dieß wäre also eine besondere Sitte von Wien, und ich würde sagen, daß man im Ganzen hier weniger spielt, als an vielen andern Orten *).

*) Das allgemeine Spiel, in allen Gesellschaften, ist jetzt Whist. Man spielt hoch und niedrig, ungefähr wie in allen großen Städten; im Ganzen aber höher, als an den mehresten Orten von Deutschland. Sie sehen im nähmlichen Zimmer, daß die Fische mit einem Ducaten und — mit einem Gulden bezahlt wird. Die Fische zu zwey Gulden und der Robber zu zehn Fischen ist unter Männern ein sehr gemeines Spiel und Ducatenwhist ist nicht ungewöhnlich. Manche lieben hohes Spiel und suchen sich ihre Gesellschaft aus, und diese spielen oft zu einem sehr hohen Preise. Hin und wieder spielt man den Robber auch zu funfzehn Fischen. Die Fische zu zwey Gulden gehört schon unter die Mittelpartien. Wer

Durchgehe ich hier viele solche Artikel, in welchen große Hauptstädte sich gleichen, so finde ich, daß Wien in manchen sich noch immer von der vortheilhaftern und bessern Seite zeigt! — Man kleidet sich hier mit sehr vielem Geschmacke; das Innere der Häuser ist eben so bequem, als es vortrefflich meublirt und verziert ist; in sehr wenigen Städten von Europa speis't man so gut, als hier. — Noch immer herrschet zu Wien mehr Hospitalität, als in irgend einer Hauptstadt, vielleicht nur Petersburg ausgenommen, das ich nicht kenne. — Kutschen, Pferde, Geschirr, Kleidung der Bedienten ꝛc. sind, nach London, die schönsten, die ich irgendwo gesehen habe. — In den Gesellschaften herrscht Heiterkeit, Frohsinn und eine gewisse hervorstechende Gutmüthigkeit. — Das weibliche Geschlecht ist schön, gesprächig, mittheilend und hat im Umgange eine liebenswürdige Offenheit. — Die Großen sind höflich und kalt, wie überall! Vergleiche ich sie mit den Großen mehrerer anderer Hauptstädte von Europa, so haben die hiesigen, statt der Leichtigkeit, die man immer in der ersten Gesellschaft findet, vielleicht noch eine gewisse Grandezza und eine Art von Ernst, die noch aus den vorigen, längst vergangenen Zeiten sich erhalten haben mögen, und die Joseph II. so leicht er auch selbst in seinem Umgange war, doch nie ganz aus Wien verbannen konnte. Mich dünkt, daß dieser Ton und diese Art selbst auf die auswärtigen Minister wirkt, und ich muß mich sehr irren, oder ich finde nicht in ihrem Aeußern jene Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, die ich in andern

nur zu einem Gulden spielen will, wird mehrentheils unter Personen kommen, die das Spiel nicht verstehen, und die sich zu einem Robber niedersetzen, ungefähr wie man gelegentlich an einem vingt-un, an Commerce und andern gesellschaftlichen Spielen Antheil nimmt, die weder Kunst, noch Aufmerksamkeit erfordern.

Hofstädten an dem diplomatischen Körper bemerkt habe. — Daher und aus einigen andern Ursachen mag es auch wohl kommen, daß man in den großen Gesellschaften vom ersten Range so wenig junge Leute sieht. Der jüngere Theil der Reisenden fühlt dieses gar bald, und besucht darum diese Zirkel nur selten. Hierzu kommt noch, daß manchem von der jüngern Welt die volle Kleidung lästig ist, die in allen Assembleen des ersten Adels, bey den auswärtigen Gesandten und bey allen Mahlzeiten erfordert wird, zu denen man förmlich und eine geraume Zeit vorher, durch eine gedruckte, oder gestochene Karte einladet. — Läßt jemand bloß mündlich bitten, so gehet man im Frack.

In allen Assembleen der Großen werden Erfrischungen und Eis in reichem Maße herum gegeben, wodurch diese Wiener Gesellschaften einen auffallenden Abstich mit einer Römischen Conversazione machen. In einigen Häusern dieser letztern Stadt gab man schlechterdings gar nichts, und in den mehresten andern waren die Erfrischungen kärglich. — Da viele, welche die öffentlichen Abende der Großen zu Wien besuchen, nur auf kurze Zeit kommen, so ist die Zahl derer, welche spielen, die kleinste. — Daß in diesen Assembleen der Herr und die Frau vom Hause sich nur wenig um die Fremden bekümmern können, versteht sich von selbst. Man begnügt sich, ihnen in großer Zahl den Zutritt zu gestatten, und ein jeder muß zusehen, das zu suchen, was seinem Geschmacke, seiner Lage und seinen Bedürfnissen am angemessensten ist. In dieser Rücksicht gleicht eine Wiener Conversazione vollkommen einer Römischen. Zu Wien werden die Fremden in diesen Häusern noch gelegentlich zu einer großen Mahlzeit eingeladen, wobey, einige wenige ausgenommen, ein jeder sich setzt, wie er kann, oder wie es sich trifft, oder auch, wie er es mit dem einen oder dem andern vorläufig abgemacht hat.

Während des Carnevals geben auch einige große Häuser, die keine regelmäßigen öffentlichen Abende halten, Bälle, wobey man Leute von jedem Alter findet; und dazu werden gewöhnlich auch die Fremden eingeladen, deren Nahmen ihr Gesandter mit dem seinigen bey ihrer Ankunft in das Haus schickte.

Daß nur wenig Fremde in den innern und engern Zirkel der Wiener Großen kommen, habe ich schon erinnert: und das ist der Fall ungefähr in allen großen Hauptstädten von Europa. Es ist etwas, das aus der Natur der Sache entsteht, so daß überall dieselben Ursachen die nähmlichen Wirkungen hervor bringen. Auch helfen hierin keine besondern Empfehlungsbriefe! Ich habe Fremde von hohem Range gekannt, die an eine Menge Häuser solche Briefe brachten, und die doch keine andern Gesellschaften sahen, als ihre übrigen Landsleute, die weiter keine Empfehlungen hatten, als durch ihre Gesandten. Freylich kommt dabey sehr viel auf den Fuß und die nähere Verbindung an, worin der Fremde mit dem Gesandten seines Landes steht.

In diesen Gesellschaften der ersten Classe findet sich denn der hohe Wiener Adel, der aber, vom regierenden Fürsten, vom Erzbischofe und vom Feldmarschalle an wieder sehr unter sich im Range verschieden ist. Hier erscheinen ferner alle auswärtige Gesandten und die Fremden, die von einem Gesandten eingeführt worden sind. Gelegentlich findet sich auch ein Theil der Kaiserlichen Familie da ein. — Unter allen diesen Personen herrscht, wenigstens dem äußern Anscheine nach, eine gewisse Gleichheit, jene anscheinende Gleichheit, auf die der Mann von Erziehung und gutem Tone in allen großen Städten einen Anspruch macht, und die ihm allgemein zugestanden wird. Man findet also, im äußern Betragen dieser Menschen unter einander, weniger sichtbaren Unterschied, weniger von jenen Auszeichnungen, welche die kleinern Städte charak-

terisiren, und wodurch ihre Gesellschaften oft so lächerlich werden.

In einigen Häusern vom ersten Range herrscht eine Gewohnheit, die ich mich an keinem andern Orte gesehen zu haben erinnere! In einem der Gesellschaftszimmer, gewöhnlich im ersten, durch das man kommt, oder im großen Saale, hält ein Juwelier eine offene Niederlage. Man räumt ihm einige Tische ein, wo er alle Arten von kostbaren Uhren, Dosen, Halsgeschmeide, Ringen, Ohrringen, Etuis, Zahnstocherbüchsen und selbst einige kleine Haushaltungsartikel auskramt. Hier sieht man Arbeiten von der größten Kostbarkeit und dem feinsten Geschmacke. Wer etwas zu haben wünscht, kann es auf der Stelle hier kaufen, denn eben deswegen legt der Mann aus. Aber alle diese Artikel sind sehr theuer.

Ich gehe auf die zweyte Classe der großen Wiener Gesellschaften über, die man bisweilen mit dem widerlichen Nahmen des Leonischen Adels benennt. Es sind Familien, die entweder selbst, oder deren Aeltern geadelt worden sind, Particulars von großem Vermögen, reiche Kaufleute, Banquiers, Männer in mancherley Stellen unter der Regierung, Edelleute, die sich mit der ersten Classe nicht messen können, mancherley Personen, die ihre Geschäfte aufgegeben haben u. s. w. An diese schließt sich eine gewisse Zahl von andern an, die man in England mit dem allgemeinen Nahmen Gentlemen belegt, einige Aerzte und Gelehrte von Bildung und Nahmen, gewisse Abbés und andere dergleichen Classen.

Sie begreifen leicht, daß auch diese Gesellschaften, so wie die der ersten Classe, von verschiedenem Range und Gehalte sind. In einigen derselben finden Sie einen großen Theil der ersten Classe wieder. Dieß ist besonders der Fall mit den Männern, welche sich hier, wie überall, mehr als die Frauenzimmer mischen. Mithin sehen Sie denn in einigen Häusern auch vom zweyten Range Fürsten

und Prinzen, hohe Prälaten, auswärtige Gesandte, Generale von der ersten Classe ꝛc. Aber neben diesen finden sich, in den nähmlichen Zimmern, auch Leute von einem sehr verschiedenen Stande.

Die Unterscheidungslinie der verschiedenen Menschenclassen ist also hier bey weitem nicht so scharf gezogen, als in den mehresten andern Hauptstädten von Europa, wenn ich London, Paris und allenfalls Berlin ausnehme. — Was man auch im Gegentheile darüber sagen mag, und was auch mehrere Schriftsteller behauptet haben, so muß ich ihnen doch über diesen, wie über manchen andern Punct widersprechen.

Schon in jeder großen Stadt ist die Unterscheidungslinie zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft weniger bemerkbar, als in den mittlern, oder kleinern: und Wien gehört in dieser Rücksicht unter die ganz großen. Es hat darin viele Aehnlichkeit mit England, wo der große Wohlstand, der über das ganze Land verbreitet ist, macht, daß immer ein Stand in den andern eingreift, und daß Sie nirgends eine auffallende Lücke sehen. Ein jeder ist gewohnt, mit Menschen umzugehen, die geringer sind, als er; und da ihm das sehr häufig begegnet, so findet er nicht den Abstand, der sich an kleinern Orten zeigt, und den man oft zwischen Adel und Bürger in einer kleinen Hof- oder Stiftsstadt macht.

Fangen Sie zu Wien mit den höchsten Ständen an! — In den gesammten Oesterreichischen Staaten gibt es eine Mittelclasse, die den Abstand ausfüllt, der sich bey uns zwischen einem regierenden Fürsten und einem bloßen Edelmanne befindet. Die Fürsten von Liechtenstein, Schwarzenberg, Dietrichstein, Kaunitz und wie sie alle heißen, sind zu Wien, wenn Sie wollen, Edelleute; aber sie sind zugleich auch regierende, unabhängige Fürsten anderswo. An diese schließt sich eine andere Fürstenclasse an, zwischen welcher und der vorher gehenden zu

Wien kein Unterschied sichtbar werden kann: es sind diejenigen, welche zwar Reichsfürsten sind, aber über keine freyen Fürstenthümer zu regieren haben. Diese wären also recht eigentlich Edelleute der Oesterreichischen Monarchie, gerade wie die Herzoge in England, oder der hohe Adel in Spanien und in dem ehemahligen Frankreich. Allein der Monarch von Oesterreich ist auch zugleich Deutscher Kaiser, und so sind diese Fürsten nicht mehr bloße Oesterreichische Edelleute, sondern auch Reichsfürsten.

An diese schließen sich unmittelbar andere Große der Oesterreichischen Monarchie an, die zwar nicht den fürstlichen Titel haben, aber an Reichthum, Macht, Einfluß und Alter ihrer Familien manchen Fürstenhäusern überlegen und andern gleich sind. Wo ist der Unterschied zwischen einem Grafen Clam, Czernin, Harrach, Schönborn, Trautmannsdorf ꝛc. und den Fürsten A. B. C. D.? Diese Grafen sind gewohnt, mit den Fürsten der ersten und zweyten Classe auf einen Fuß von Gleichheit zu leben, sich gegenseitig zu verheirathen, und hin und wieder einen Hofstaat zu halten, wie jene.

Hierzu kommt noch, daß in mehreren Fürstenhäusern nur das Haupt der Familie, nur ein einziger den Titel hat, und daß die übrigen bloß Grafen sind. Daher finden Sie Grafen von Coloredo, Dietrichstein, Fürstenberg ꝛc. Mancher dieser Grafen ist den Häuptern der gräflichen Familien, die nicht aus fürstlichem Blute stammen, an Reichthum, Macht und Wichtigkeit keinesweges gleich.

Endlich trägt die Zahl der Geistlichen aus allen diesen Familien sehr viel zur Anknüpfung und Verbindung der großen Kette bey. Manche sind jüngere Söhne von jüngern Brüdern, haben gelegentlich sehr wenig Vermögen, und gehören doch oft, durch ihre Geburt, unter die ersten des Landes. Man ehrt sie als solche, und häufig

erhalten sie, durch Bisthümer und Erzbisthümer, den Rang über die Häupter ihrer Familien.

Alle diese gehören in den hohen Adel, und in so fern wäre die Scheidungslinie genau gezogen. — Aber es gibt zu Wien eine Menge Familien, die ein Vermögen besitzen und Häuser machen, welche manchen der ersten Classe überlegen sind. In Erziehung, Lebensart und Bildung für die Welt sind sie jenen oft gleich, oder übertreffen sie auch wohl bisweilen. Sie sind ungefähr alle in den Adelstand erhoben worden, manche früher, manche später; von einigen ward es schon der Vater, von andern der Großvater. Also das mehr oder weniger, das nähere, oder fernere macht hier den ganzen Unterschied. Hier heirathet ein Graf, dessen Vater noch ein Bürgerlicher war, eine Fürstinn, dort wählt sich ein Mann von altem Adel seine Gemahlinn aus einer Familie, die ihn erst ganz kürzlich erhalten hat.

Ich darf vom vernünftigen Leser ohne weiteres erwarten, daß er mich nicht so weit mißverstehen wird, als wollte ich mit dem allen sagen, es sey und bleibe nicht noch immer ein großer Unterschied in der Würdigung aller dieser Classen und ihrer Schattirungen! Auch sind verschiedene Individuen vom nähmlichen Range in ihrem Charakter wiederum sehr verschieden, indem der eine oft und gern in Gesellschaften geht, in welchen sich ein anderer, wenn er sie besuchte, herabzusetzen glauben würde. Die Weiber sind hierin strenger als die Männer! Ich kenne eine Gräfinn, die ihren Platz und bestimmten Rang am Hofe hatte, und die man doch ungern in dem engern Ausschusse des hohen Adels zuließ. Aber, was ich behaupte, ist dieß: Der Abstich unter Ständen sehr verschiedener Art ist zu Wien keinesweges grell, die Mischung der Classen ist sehr groß und jeder gebildete Mann von Erziehung und Lebensart hat Gelegenheit, mit Individuen von jedem Range zu leben, ohne daß er

dadurch gedrückt würde. Der Unterschied, welcher bleibt und bleiben muß, ist im Grunde nicht größer, als der, welchen in manchen Handelsstädten die Kaufmannsfrauen A. B. C. D. zwischen sich und den Kaufmannsfrauen E. F. G. H. machen. — Zu Rom, ebenfalls einer großen Hauptstadt, ist der Abstich zwischen den verschiedenen Ständen ungleich greller, und der Bürgerliche, wenn er nicht ein Ausländer ist, findet sich auf eine demüthigende Art zurück gesetzt. Ja selbst im Haag fand ich eine ziemlich scharfe Unterscheidungslinie gezogen, die man dort um so weniger hätte erwarten sollen, weil der Abstand zwischen dem Fürsten, den man bloß als den ersten Mann in einer Republik betrachtete, und denen, die ihn zunächst umgaben, gar viel kleiner war, als ich ihn an irgend einem Hofe gefunden habe.

Ist aber die Unterscheidungslinie zwischen dem hohen und zweyten Adel nicht grell und beleidigend, so ist sie es noch weniger zwischen diesem und den Ständen, die sich zunächst an den zweyten anschließen.

Vor allen Dingen müssen Sie wissen, daß sich hier die mehresten adeln lassen, die ein gewisses Vermögen besitzen, oder noch erwerben. Daher kommen die vielen Edlen von — die immer wieder von den Herren von — zu unterscheiden sind, denn viele dieser letztern sind ganz und gar nicht von Adel. Hier herrscht nähmlich die Gewohnheit, einen jeden, ohne Ausnahme, Herr von — zu nennen, der mit Anstand in Gesellschaft erscheint und das ist, was die Engländer einen Gentleman nennen. Die Franzosen sagten sonst von so einem: „c'est un homme mettable," d. h. ein Mann, den man in guter Gesellschaft empfangen kann. Die Frau eines solchen Mannes heißt zu Wien gnädige Frau, und seine Tochter gnädiges Fräulein. Diese Gewohnheit ist so allgemein, und die Sache so wohl verstanden, daß es keinem Menschen ein-

fällt, diesen oder jenen darum für einen Edelmann zu halten, weil man ihn Herr von — nennt.

Einige Ausländer haben sich sehr darüber lustig gemacht, und andere haben den Wienern Eitelkeit, lächerlichen Stolz und — was weiß ich, deswegen vorgeworfen. Ich sehe von dem allen nichts in der Sache, wohl aber so viel, daß man dadurch dem Manne von Erziehung und Lebensart einen Platz in der Gesellschaft anweist, auf welchem er zwischen dem Edelmanne und dem rohen, ungebildeten Bürger zwischen inne steht. — Man bedenke, wie scharf sonst die Linie zwischen Adel und Nichtadel gezogen, und welcher ungeheure Abstand zwischen dem Edelmanne und dem Bürgerlichen war. Gleichwohl entstanden, so wie allgemeine Aufklärung zunahm, eine Menge Mittelclassen, die durch ihre verschiedenen Schattirungen den Uebergang vom Adel auf den ganz gemeinen Bürger machten. Die, welche an dem obern Ende dieser Mittelclassen stehen, sind häufig eben so gut und oft besser erzogen, als der höchste Adel. Manche sind eben so reich und reicher; sie leben, handeln, kleiden und betragen sich wie der Adel, und kommen mit diesem häufig in gesellschaftliche Verbindung. Zu Wien werden nun viele aus dieser Classe geadelt; aber es gibt ihrer noch genug, die es nicht sind, und zum Theil nicht werden wollen, und zwischen welchen und den Geadelten gleichwohl kein Unterschied sichtbar ist. Für alle diese nun hat der Gebrauch das Herr von — eingeführt. Es ist wenigstens ein sehr unschuldiger Gebrauch, und der noch das Gute hat, daß er die kleinstädtische Titelsucht vermindert. Zu Wien hören Sie äußerst wenig von den 150 verschiedenen Titeln, die entweder das Amt oder irgend ein Hof einem Individuum gibt, und die in manchen Deutschen Städten fast ein eigenes Studium erfordern. Hier ist der Diener der Regierung, der in dieser oder jener Kammer eine höhere oder niedere Stelle hat, der Professor, der Doctor,

der angesehene Künstler, der wohlhabende Kaufmann, der Mann, der von seinem Vermögen lebt ꝛc. der Herr von — ob schon jedermann weiß, daß er nicht von Adel ist.

Uebrigens ist diese Gewohnheit in den größern Städten der Oesterreichischen Lande gemein. Ich habe sie häufig zu Prag und andern Orten bemerkt. In der letztern Stadt wollte ich ein Mahl einen Professor besuchen, den ich dem Lohnbedienten nannte. Dieser kam wieder zurück und sagte, der Herr von — wäre nicht zu Hause, wohl aber die gnädige Frau. — Ein Fremder wollte sich von seinem Lohnbedienten nicht Herr von — nennen lassen, und verboth es ihm zu wiederhohlten Mahlen, ohne eine Aenderung zu bewirken. Man sagte ihm endlich, daß der Lohnbediente vielleicht eher seine Stelle aufgeben, als sich entschließen würde, einen Herrn schlecht weg zu bedienen. — Ein anderer wollte weder Ihro Gnaden, noch gnädiger Herr genannt seyn. Sein Lohnbedienter hieß ihn darauf Herr von —. Auch dieses verboth er, und nun redete ihn dieser alle Mahl durch Monsieur an: so gar verächtlich ist hier das bloße Herr, welches man jedem Lackey und jedem Thorhüther gibt.

Uebrigens geht diese Gewohnheit zu Wien so weit, daß sie freylich oft sehr lächerlich wird. Es ist eine bekannte Sache, daß selbst Frauen von reichen Handwerkern von ihren Untergebenen gelegentlich gnädige Frau genannt werden, und es sich gefallen lassen. Im Carneval bemerkte ich einst an einem öffentlichen Orte einen Menschen, dem der Perückenmachergeselle so deutlich auf seine ganze Figur geprägt war, daß man ihn nicht verkennen konnte. Er führte zwey Mädchen, die seiner werth waren, und die er, so lange ich ihn beobachtete, nie anders als „meine lieben Fräulein" nannte. — Manche Kammerjungfern lassen sich, wie ich höre, regelmäßig Fräulein nennen, während daß das Stubenmädchen Mamsell heißt. —

Dieß sind Auswüchse, die sich von der fortschreitenden Verfeinerung der Gesellschaft nicht trennen lassen. Die Deutschen Edelleute hießen einst Wohlgeborne, und noch früher Hochedelgeborne, und der König von England war Your Grace: ein Titel, den jetzt die Herzoge dieses Landes haben. —

Einige Familien des zweyten Adels zu Wien leben auf einen Fuß, der manchen des ersten wenig nachgibt und andere übertrifft. Mehrere derselben haben, so wie jene, öffentliche Tage, an denen ein jeder, der ein Mahl eingeführt ist, uneingeladen erscheinen kann. Ja es ist eine Höflichkeit und ein Zeichen von Achtung, nicht mehrere dieser öffentlichen Abende hingehen zu lassen, ohne sich wenigstens zu zeigen. Auch sie geben gelegentlich Mittagsmahlzeiten, wozu denn auch die Fremden geladen werden, die entweder bey ihnen eingeführt, oder besonders empfohlen worden sind. — Diese Häuser haben ihre großen Annehmlichkeiten, haben sie schon dadurch, daß der Reisende immer eine sichere Zuflucht für so viele Abende einer jeden Woche hat, wenn er auch sonst nicht eingeladen wäre. Hier hat er Gelegenheit, mancherley Bekanntschaften unter den Eingebornen zu machen; auch trifft er da die merkwürdigsten und interessantesten Fremden, die sich zur nähmlichen Zeit in Wien mit ihm aufhalten. Der Fremden gibt es da immer eine beträchtliche Zahl, theils weil diese Gesellschaften wirklich sehr lebhaft und unterhaltend sind, theils, weil man da nicht in voller Kleidung zu erscheinen braucht, theils auch, weil so viele hier angenommen werden, die in den Häusern des ersten Adels gar nicht eingeführt sind.

Wenn Sie die große Zahl der Familien vom ersten und zweyten Range bedenken, in welche dem Fremden der Zutritt nicht schwer wird, ihre verschiedenen Abstufungen, und die Mannigfaltigkeit von Menschen, die man da trifft, so werden Sie begreifen, daß Reisende aller Art

ihre Rechnung zu Wien finden, und daß jeder sich in den Häusern am meisten ansiedelt, die sich am besten für seinen Rang, seinen Ton, seine Gewohnheiten und seinen Geschmack schicken.

In allen diesen zahlreichen Gesellschaften muß man nicht erwarten, daß der Hauptinhalt der Unterredung Literatur oder Gelehrsamkeit sey, und noch weniger, daß man über irgend einen Gegenstand in tiefe und weitläuftige Untersuchungen eintrete. Ich muß lachen, wenn ich bisweilen die Klage lese, oder höre, daß man in den Gesellschaften von Wien so wenig literarische, oder geistreiche Unterhaltung finde. Darf ich fragen, an welchem Orte die Herren sie je gefunden haben, wo sie in zahlreichen und gemischten Zirkeln waren, die mehrentheils aus Leuten von Welt, Ton und Mode bestehen? Ich kenne diese Art von Versammlungen in einem beträchtlichen Theile von Europa, und überall habe ich gefunden, daß die Hauptgegenstände der Unterhaltung ungefähr die nähmlichen waren. — Mahlzeiten, Karten, Thee, Erfrischungen und Gespräche, die sich auf diese Dinge mehr oder weniger beziehen; — dann die Neuigkeiten des Tages, Verhandlung der neuesten Schauspiele, etwas Privatanekdote, hin und wieder ein Bischen Aergerchronik, bisweilen auch Pferde, Hunde, Jagd, und allenfalls Politik. Alle diese Gesellschaften sind gerade darauf angelegt, daß jedermann Theil nehmen, jedes Individuum sein Scherflein dazu beytragen kann. Hier ist für alle gesorgt, deren Forderungen nicht über das Gewöhnliche und Alltägliche hinaus gehen, wiewohl der Mann von Geiste und Kenntnissen unter der Menge doch immer auch etwas findet, das ihn nähren und befriedigen kann, wenn er es nur zu suchen und heraus zu heben weiß. —

Der größere Theil der Menschen ist weder sehr geistreich, noch mit vielen Kenntnissen versehen. Wer also bloß Unterhaltung von der Seite sucht, und sie zu suchen

berechtiget ist, muß nicht in die vermischten Gesellschaften der Modewelt gehen. (Ich gebrauche wohlbedächtig die Worte: „wer dazu berechtiget ist," denn ich kenne so manchen, der ohne Unterlaß über Mangel an geistreicher Unterhaltung klagt, und doch so gar wenig selbst dazu beyzutragen im Stande ist, so bald man ihn aus seiner Profession, oder aus seinem Lieblingsfache heraus hebt.) — Und dann vergesse man ja nicht, daß es Gelehrte, Geschäftsleute und Staatsmänner in Menge gibt, die gerade eben darum Abends in Gesellschaft gehen, um mit Literatur und Gelehrsamkeit nichts zu thun zu haben. „Ich habe, sagen sie, meinen Tag unter anhaltender Arbeit zugebracht; ich komme nun, um mich zu erhohlen, um von alltäglichen Dingen des Lebens zu reden, um etwas Neues zu hören, um das und jenes zu erfahren, was in der Stadt unter meinen Mitbürgern vorgeht." — Ich habe geistreiche und wohl unterrichtete Männer dieser Art gekannt, die mit einem jungen Mädchen eine Viertelstunde scherzten und dann mit einer Frau von ihrem Putze, dem letzten Balle und ihren Lustpartien schwatzten.

Auch erinnere ich mich so mancher mißlungenen Versuche, die man in den Gesellschaften verschiedener Städte gemacht hat, das Kartenspiel zu verbannen. Es ist genug, daß man wisse, daß jeder mit seiner Person bezahlen soll, daß man zusammen kommt, um geistreich zu seyn, daß man sich Erwartungen von diesem oder jenem macht, und daß es uns obliege, die Unterredung nie erschlaffen zu lassen, — um solche Gesellschaften in kurzem geendiget zu sehen. Die Männer, die zu solchen Abenden vorzüglich gesucht werden, sind selten so ganz frey von Ansprüchen, daß sie vollkommen natürlich und unbefangen seyn sollten; sie sind gespannt und man sieht ihnen das Streben an, immer etwas Geistreiches, etwas Anziehendes zu sagen. Und dann gibt es gewisse Coryphäen, Thoren, die den Beruf zu haben glauben, mit ihrem Witze, mit ihren

Kenntnissen eine ganze Gesellschaft zu unterhalten. Sie fassen den Helm der Unterredung und treiben das Schiff, mit selbst gemachtem Winde, so umher, daß der ruhige, vernünftige Mann mit Ekel dabey sitzt und zuhört. Finden sich solcher mehrere, so besteht die Gesellschaft aus Rednern und es fehlt an Zuhörern. Mehr als einer paßt dann auf das Wort und denkt, wenn der Redner sein Schnupftuch heraus zieht: (was man einst von Raynal sagte) S'il se mouche, il est perdu. — Auch kramt gelegentlich einer die Gelehrsamkeit seiner Profession aus, bis er mit einem andern auf einen streitigen Punct kommt, den sie nun beyde so lange verfolgen, bis die übrige Gesellschaft vor Langerweile gähnt. Kurz, die Kunst, eine geistreiche Unterhaltung einen ganzen Abend hindurch fortzusetzen, gehört unter diejenigen, die mir in allen Ländern und aller Orten am seltensten vorgekommen ist. Zu Paris fand man sonst noch am meisten davon; aber selbst da habe ich so manche fade Süssigkeit, so manchen aus dem Distillirkolben getriebenen Witz, so manches erkitzelte Lachen gehört.

In vermischten und großen Gesellschaften halte ich also das Spiel für schlechterdings nothwendig, und betrachte die Karten schon darum als eine Wohlthat, weil sie manchen Schwätzer zur Ruhe bringen und zum erträglichen Menschen machen. Wenn ich noch eine Apologie für das Spiel bedürfte, so würde ich sie in der Uebereinstimmung eines ganzen civilisirten Welttheiles finden! Auf der ganzen langen Strecke von Buda in Ungarn bis an den See Killarney im Westen von Irland, und vom südlichen Neapel bis zum nördlichen Stockholm habe ich überall das nähmliche Bedürfniß, habe ich Karten gefunden.

Wer also ganze Abende hindurch eine geistreiche Unterhaltung sucht, der gehe nicht in die vermischten Gesellschaften der Europäischen Modewelt, nicht in die so genannte gute Gesellschaft irgend eines Ortes; aber das

kann ich ihm aus langer Erfahrung sagen, daß er nirgends viele Gesellschaften finden wird, wo man ganze Abende ohne Spiel und geistreich zubringt. Gelehrte Gesellschaften findet man weit eher; aber eine Versammlung von Gelehrten und gelehrte Gespräche sind darum noch keine geistreiche Unterhaltung; ja es gibt sehr geistreiche Männer, die öfters eine vermischte Gesellschaft einer bloß gelehrten vorziehen. Viele Männer lieben auch weibliche Gesellschaften: und die hübschesten und liebenswürdigsten sind nicht immer unter den gelehrten, so wie diejenigen nicht die geistreichsten sind, die am meisten Anspruch auf Literatur und gelehrte Unterhaltung machen.

Indessen glaube ich, daß diejenigen, die bloß unterrichtende Gesellschaften suchen, sie in Deutschland am besten zu Berlin finden. Schwerlich wohl gibt es in unserm Deutschen Vaterlande eine Stadt, wo so viele Gelehrte zugleich Weltmänner und unterhaltende Gesellschafter sind, und wo so viele Weltmänner ausgebreitete Kenntnisse haben.

Aber auch zu Wien, ob schon in einem geringern Maße, fehlt es keinesweges an Gesellschaften dieser Art, und selbst in den vermischten findet sich manche angenehme Unterhaltung. In dem Hause, das ich hier am meisten besuche, sieht man, in den frühern Stunden des Abends, höchst selten Karten, und auch in der Folge nur wenig Tische. Gleichwohl unterhält man sich da sehr gut; aber man wird nicht auf einen ganzen Abend dazu eingeladen; man geht oder bleibt, und diejenigen, die im Gespräche nicht länger Unterhaltung finden, bitten um einen Spieltisch. — In einem andern Hause versammelt sich an einem Tage in der Woche eine angenehme Gesellschaft: Frauenzimmer, Männer der ersten Classe, Minister, und wiederum Personen von einem sehr verschiedenen Range. Man unterhält sich auf mancherley Art, man theilt sich in verschiedenen Parteyen, man stößt zu einer und trennt

sich wieder davon, um zur andern zu gehen, und man entfernt sich, wenn man es für gut findet.

Der Graf von Fries hält alle Woche für Mannspersonen einen Abend, wo nicht gespielt wird. Sein Zweck war eigentlich, Gelehrte und Künstler zu vereinigen; aber ich finde da immer auch Personen anderer Stände, Fremde, Männer vom hohen Adel und unter diesen auch wiederum Bürgerliche, die weder Künstler noch Gelehrte sind. Diese Abende sind überaus interessant. Sie finden da mehrere Zimmer geöffnet, in welchen sich die Gesellschaft vertheilt. Außer Französischen und Deutschen Journalen liegen, auf verschiedenen Tischen, als wie von ungefähr, einige neue Bücher von Werth, einige kostbare Werke mit Kupferstichen, irgend eine Prachtausgabe, die zu London, Paris oder Parma erst vor kurzem erschienen und zu Wien noch nicht gemein ist. In einem Zimmer steht ein kleines Münzcabinet und auf den Tischen liegen einige Zeichnungen und mancherley Kupferstiche. An diesem Tische besehen etliche Personen Stuarts Griechenland, die Ruinen von Palmyra, oder Raphaels Logen; an jenem wird über einige alte Münzen gesprochen, die man vor sich liegen hat. Mahler, Bildhauer, Zeichner untersuchen einige Kupferstiche, oder ein anderes Kunstwerk, urtheilen, unterreden sich darüber, und ein paar Liebhaber treten dazu, fallen mit ein, oder sind bloße Zuhörer. Hier bewundert einer den schönen Virgil, der eben aus Paris gekommen ist, dort wird die fantastische, geschmacklose Pracht-Ausgabe von Youngs Werken, die man kürzlich in England veranstaltet hat, getadelt. Kurz, da ist so vieles, das Anlaß zu Unterhaltung und mancherley Gesprächen gibt. Auch wird es hier nie an Mannigfaltigkeit und Abwechselung fehlen: dafür sind die beträchtlichen Sammlungen und die schöne und ansehnliche Bibliothek des Grafen Bürge. Immer findet sich etwas anderes vor. Bald sind es Adams Ruinen von Spalatro, bald die verschiede-

nen Voyages pittoresques, bald die Schätze von Rom und Italien. Menschen verschiedener Länder reden von dem, was hier oder dort zu sehen ist, und das Alte wird mit dem Neuen gemischt; man vergleicht, stößt an einander, man reibt sich. Niemand fühlt einen besondern Beruf, andere zu unterhalten, weil keiner es ängstlich sucht. Auch fällt es keinesweges auf, wenn ein paar Bekannte oder Freunde sich in einen Winkel setzen, und von Dingen sich unterreden, die sie zunächst angehen. Ist einer des Redens, oder des Hörens müde, so setzt er sich einsam in einen Winkel, und besieht etwas, das ihm entweder neu ist, oder das er wieder zu sehen wünscht. Unvermerkt kommt die Stunde der Mahlzeit heran. Da steht eine Tafel mit zehn bis zwölf Gedecken, und an den Wänden mehrere kleinere Tische, jeder zu drey, vier, bis fünf Personen. Man setzt sich, wie man kommt, oder wie man es vorher mit dem einen, oder dem andern verabredet hat. Hin und wieder geben sich drey bis vier Personen das Wort, und machen an einer kleinen Tafel eine eigene geschlossene Gesellschaft, die ein gemeinschaftliches Interesse, gemeinschaftlicher Geschmack vereiniget. Hier sehen Sie einen Großen von Wien, dort den künftigen Regenten von Maynz, und nahe dabey einen Künstler, dessen Sitten und Ton mit jenen keinen widrigen Abstich machen. Manche kommen zeitig, andere erst spät; dieser geht vor der Mahlzeit hinweg, jener bleibt. Dieß sind wahrhaft angenehme und unterhaltende Gesellschaften, wo ein jeder alle die Freyheit genießt, die guter Ton und Lebensart erlauben. Aber freylich sind die Gelehrten und Künstler, denen es an diesen fehlt, ausgeschlossen: und diese Ausgeschlossenen sind es gewöhnlich, die die bittern Beschreibungen ihrer Wohnorte liefern, und so viel von den Lastern, den Ausschweifungen und den Thorheiten derselben zu erzählen wissen. Die bittersten Schriftsteller über große Städte sind mehrentheils

Einheimische. Es sind größtentheils Unzufriedene, und folglich sind sie ungerecht, und man betrügt sich sehr, wenn man eine Auctorität zu erhalten glaubt, indem man aus ihren Werken citirt.

Aus allem, was ich Ihnen von Wiener Gesellschaften und ihrer Einrichtung gesagt habe, werden Sie sehen, daß sich hier noch immer ein hoher Grad von Hospitalität gegen Fremde und Ausländer findet. Zwar soll das nicht mehr seyn, wie vor zwanzig und mehreren Jahren; allein das, was ich diesen Winter und vor vier Jahren gesehen habe, ist noch immer genug für mich, um diesen Zug als charakteristisch von dieser Stadt zu betrachten. Alle Vorrechte der Einheimischen zu genießen, muß und darf der Fremde nicht erwarten. Am Ende ist es ihm doch zu Wien noch immer sehr leicht, Eingang in eine Menge Häuser zu finden, an die er nicht ein Mahl besonders empfohlen war, und wo es hinreicht, um eines bleibenden Zuganges gewiß zu seyn, daß er von irgend einem Bekannten dieser Familien eingeführt wird.

Es ist also auffallend, wenn man Reisende gelegentlich klagen hört, daß der Wiener so wenig zuvorkommend ist! Sie würden zu London und Paris, zu Rom und Neapel die nähmliche Klage führen! Je größer eine Stadt ist, desto zahlreicher sind die Fremden, und desto weniger kann der Einwohner, im Besondern, für sie thun. Dieß ist hauptsächlich der Fall in solchen Häusern, in denen man öffentliche Abende hält, wo auf der einen Seite jeder auswärtige Gesandte, und auf der andern alle Bekannte des Hauses die Erlaubniß haben, die ihrigen einzuführen. Es gibt Häuser in dieser Stadt, in denen gewiß zwey Drittel aller Fremden, die überhaupt vorstellbar (mettable) sind, eingeführt werden, und wo also, im Verlaufe eines Jahres, viele Hunderte auftreten.

Hospitalität und zuvorkommender Empfang stehen überall in einem umgekehrten Verhältnisse gegen die Bevölkerung und die Mannigfaltigkeit der Belustigungen einer Stadt. Die gastfreyesten Völker sind diejenigen, die am wenigsten besucht werden. In Irland sind die Wirthshäuser schlecht, und der Reisende wird mit Leichtigkeit in Privathäusern empfangen. Wer die Schottischen Hochlande bereisen will, versieht sich mit Briefen, die ihm von Ort zu Ort ein Unterkommen in den besten Familien zusichern.

Wer erwartet, daß die Einwohner eines Ortes viel für ihn thun sollen, muß kleine Städte bereisen, wo man selten einen Fremden sieht, wo man dann Lustpartien für ihn macht, ihn auf die umliegenden Orte begleitet, und die merkwürdigsten Personen der Stadt für ihn zusammen bittet. Mit dem allen geschiehet es selten, daß Fremde sich lange an einem solchen Orte aufhalten.

Uebrigens bin ich längst gewohnt, Klagen über alle Städte zu hören, über die ich je mit einer gewissen Zahl von Reisenden gesprochen habe. Um angenehm unterhalten zu werden, muß der Fremde die Grundlage dazu in sich selbst mitbringen, und ein jeder empfängt in dem Maße, in welchem er zu geben im Stande ist. Gesellschaft ist ein Tausch! Der treibt den besten Handel, welcher die größten Fonds besitzt.

Siebzehnter Brief.

Ueber das weibliche Geschlecht zu Wien insbesondere — ihre Schönheit — Kleidung — Sittlichkeit — scurrilische Schriften über Wien und Ausfälle aller Art — über die Aergerchronik — Umgang der beyden Geschlechter — über große Städte überhaupt — sind wir besser, oder schlimmer, als unsere Vorfahren? — übertriebene Angaben und mancherley Geschichten, die über Wien erzählt worden sind — Vieles wird als Sitte eines Ortes angegeben, was bloß seltene Ausnahme ist.

Wien, den 8. April, 1799.

Mein letzter Brief handelte von Wiener Gesellschaften, von ihren Einrichtungen und ihrer Art. Ueber das Schwankende und Unbestimmte des Ausdruckes: „Wiener" habe ich mich vom Anfange her umständlich erklärt. Nehmen Sie das, was ich Ihnen darüber gegeben habe, als einen Versuch; ein jeder beschreibt, was er gesehen hat. Ich weiß wohl, daß die Bewohner einer großen Stadt noch aus vielen andern Classen bestehen, als die, über welche ich geschrieben habe; allein mir hat es an Gelegenheit gefehlt, sie näher kennen zu lernen; ja ich habe gewiß auch einen großen Theil derjenigen Classen nicht gesehen, in denen ich am meisten gelebt habe.

Was ich etwan von den Menschenclassen abgenommen habe, die ich weniger Gelegenheit zu beobachten hatte, so dünkt mich, daß Treuherzigkeit, Gutmüthig-

keit und frohe Laune, und dabey eine gewisse Eingeschränktheit und Plumpheit unter ihre Charakterzüge gehören. Der Hang zu Vergnügen, Genuß und Wohlleben scheint in den mittlern und niedern Ständen größer zu seyn, als an irgend einem Orte. Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus und willige Unterwürfigkeit unter die Maßregeln der Regierung, sind in diesen Classen ebenfalls charakteristisch.

Unter dem zweyten Adel und überhaupt unter den bessern Mittelständen dünken mich die Frauenzimmer mehr für Welt und angenehmen Umgang gebildet zu seyn, als die Mannspersonen der nähmlichen Classe. Sie haben mehr Leichtigkeit und Gewandheit, und ihr äußeres Benehmen ist zierlicher. Auch haben sie in Gesellschaft mehr von dem, was man Unterredung nennt, als ihre Männer und Brüder. Sie sind lebhaft, angenehm, ungezwungen und unterhaltend. Außer der Französischen Sprache, die so ziemlich alle Frauenzimmer von Erziehung reden, verstehen auch mehrere die Englische. Wirklich sprechen einige die letztere recht hübsch. Auch unter den Männern ist diese Sprache geschätzt, und in einigen Familien von Range findet man ansehnliche Bibliotheken davon. Daß Englische Bücher hier sehr gesucht werden, beweist schon die ansehnliche und schöne Niederlage des Buchhändlers Degen. —

Musik wird auch von beyden Geschlechtern sehr getrieben. Es gibt Clavierspielerinnen und Sängerinnen, die man, wenn sie von der Profession wären, in den Rang der Virtuosen setzen würde. Zwey derselben spielten und sangen bisweilen in einem Hause, das ich oft besuchte. Immer legte man dann die Karten auf einige Zeit nieder und näherte sich dem Zimmer, in welchem die Musik war.

Daß das weibliche Geschlecht zu Wien unter das schönere in Europa gehöre, kann man, glaube ich, mit

Recht behaupten. Die Züge sind vielleicht weniger bedeutend; aber eine schöne und frische Gesichtsfarbe, ein wohl versehener Busen und eine Fülle von gesundem und festem Fleische, findet man bey den mehresten. Einige, selbst unter den jüngern, haben den Fehler der Hamburgerinnen, ob schon in einem geringern Maße: sie sind zu stark.

Die Wienerinnen haben sich, so wie das weibliche Geschlecht in fast ganz Europa, schon seit vielen Jahren in ihrer Kleidung der Natur genähert. Sie folgen der Mode, so wie überall, wissen aber doch zugleich so viel Schattirungen und Mannigfaltigkeit in ihren Putz zu bringen, daß eine zahlreiche Versammlung dieser Schönen wirklich ein reitzender Anblick ist. Sie kleiden sich mit vielem Geschmacke, und ihre Aufsätze und Kopfputz besonders verbergen die Kunst unter Eleganz und einer scheinbaren Simplicität.

Von ihren Ausschweifungen und ihren Schwachheiten sage ich Ihnen nichts! Ich hasse die Aergerchronik; und die mehresten Data, die dahin gehören, erhält man durch Hörensagen, und das mehrentheils aus den trübsten Quellen. Ich habe meine eigenen Grundsätze über diesen Punct, und glaube gute Gründe zu haben, wenn ich die größere Hälfte von allen den Geschichten und geheimen Anekdoten, die man über jede einigermaßen beträchtliche Stadt hört und lies't, geradezu für falsch halte. — In Gesellschaft habe ich das Betragen der Wienerinnen durchaus anständig gefunden, und ich kann noch hinzu setzen, daß, wenn ein Frauenzimmer sich auf einen gewissen Grad vergißt und zu unbesorgt ist, wenigstens das Aeußere zu retten, sie weder durch ihren Rang, noch Welt-, noch Modesitte geschützt ist. Sie sinkt in Verachtung und findet sich von einer großen Zahl von Häusern rein ausgeschlossen. Ich denke in diesem Augenblicke an eine hiesige Dame

von sehr hohem Range, die in diesem Falle ist. Man erzählt, daß selbst der duldsame Joseph ein solches Frauenzimmer einst von hier wegschickte. „Madam," sind die Worte, die man ihm in den Mund legt, „Sie „sind eine sehr schöne und sehr liebenswürdige Dame, „aber Ihre Aufführung geht zu weit; ich bitte Sie, „Wien zu verlassen."

Wollen Sie aber durchaus über die Aergerchronik von Wien etwas wissen, so kann ich mit der Anzeige einer ganzen Reihe von Schriften darüber dienen. In diesem Puncte sind sie unerschöpflich, die Einheimischen und die Fremden. Ich habe einen großen Theil des Winters damit zugebracht, daß ich Schriften aller Art über diese Stadt gelesen habe, und ich glaube, daß mir wenig von dem entgangen ist, was seit ungefähr dreyßig Jahren über diesen Gegenstand erschienen ist. Es ist zum Erstaunen, wie wenig Gutes, Wahres, oder Wissenswerthes in der größern Hälfte derselben sich findet! Die mehresten fallen in die ersten Jahre der Josephischen Regierung, hauptsächlich von 1781 bis 1785, in welcher Zeit eine Menge dieser schreibenden Wiener wie eine Heerde Schulknaben mir vorkommen, die lange eingesperrt sind und auf ein Mahl losgelassen werden. Sie wissen nicht, was sie mit sich selbst anfangen sollen, schlagen aus in allen Richtungen und werfen Koth auf die Vorübergehenden rechts und links. Damahls wurden alle Stände, alle Menschenclassen zu Wien angegriffen. Einer schrieb über die Stubenmädchen, ein anderer über die Wirthschafterinnen bey ledigen Herren; ein Dritter über die Witwer und Witwen, die so geschwind ihren ersten Gegenstand vergessen; einer über die Halbfräulein, Kammerjungfern, Stadtstutzer u. dgl. ein anderer über die Fräulein in Wien, und wieder einer untersuchte: „Wie lieben die Mädchen in Wien?" — In diese Zeit gehören auch „Friedels Briefe von Wien

nach Berlin" und hauptsächlich die berüchtigten „Briefe von Berlin." — Alle diese Schriften sind entweder gerade hin schlecht, oder enthalten bittere und hämische Angriffe mancherley Art. Die letztern Werke erzeugten die „zehn Briefe aus Oesterreich" — die „Beylage zu den Briefen aus Berlin ꝛc." und andere.

Das beste und brauchbarste, was ich von Einheimischen aus der frühern Zeit über Wien gelesen habe, ist: „Pezzls Skizze von Wien. Erstes Heft, 1787." Es sind dieser Hefte fünf, die über 800 Seiten einnehmen. Dieses Werk ist eigentlich kein Führer, oder Nomenclator von Dingen, die hier zu sehen sind, und doch findet man die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten kurz und mit Geschmack angezeigt. Der Verfasser besitzt Darstellung in einem hohen Grade, hat einen gesunden und zugleich heitern Blick, und räsonnirt vernünftiger über die mehresten Gegenstände einer großen Stadt, als sehr viele andere, die darüber geschrieben haben. So bald er aber auf die Lieblingslaster großer Städte kommt, auf den Umgang der beyden Geschlechter und auf die in dieser Rücksicht verdorbenen Sitten der Großen, so bemerkt man gar bald, daß er nicht mehr aus eigener Kenntniß und Beobachtung schreibt, sondern ein wenig in den allgemeinen Ton der Aergerchronik einstimmt. Seine Sprachehat dann auch nicht mehr jenes Gepräge der Wahrheit, welches nur das Selbstgefühlte, Selbstgesehene und Selbsterfahrne gibt.

Wenn Sie aber einen Ausbund von Aergerchronik und von Ausfällen aller Art zu sehen wünschen, so müssen Sie „die Schwachheiten der Wiener aus dem Manuscripte eines Reisenden, herausgegeben von Arnold, 1784" lesen. Dieser strenge Sittenrichter umfaßt sehr viel und tadelt Alles — Fressereyen, Andachten, Censur, Herren und Frauen von, gnädige Fräulein, Modekrankheiten, Galanterie,

öffentliche Weibspersonen, (14,000 an der Zahl; darunter 10,000 für jedermann,) Schoßhündchen, Hoftrauer, Spielsucht, Wagen, Aufwand, Theater, Redoute, Mütter, Töchter, Ehestand, Hausfreunde, Ahnenstolz ꝛc. — Durch alles das werden Sie Wien nicht im geringsten näher kennen lernen; ja Sie haben fast alles schon gelesen, denn im Grunde finden Sie das nähmliche in Mercier's Gemählde von Paris. Der Verfasser hat manches fast wörtlich abgeschrieben und bloß Wien angepaßt. Es sind Gemeinsätze, die sich eben so gut auf das alte Rom und Babylon und Jerusalem anwenden lassen, und die Sie schon in Moses und den Propheten finden. Es ist sehr leicht, Bücher dieser Art zu schreiben, denn wir haben der Modelle schon so viele über die Hauptstädte fast aller Länder, und selbst über die ansehnlicheren Mittelstädte.

Das kürzeste und beste Werkchen dieser Art hat uns schon Juvenal geliefert; besonders können Sie seine sechste Satyre als ein Muster für alle Schriftsteller über diesen Artikel betrachten. Ich habe schon seit vielen Jahren meine eigenen Gedanken über Bücher dieser Art. Juvenal will ich in Ehren lassen; zu seiner Zeit mochten die Sitten zu Rom verderbt genug seyn: und da ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, will ich glauben, daß sein Gemählde von Rom so ziemlich wahr ist, nachdem ich nähmlich etwas für seine schwarze Galle, seine Hypochondrie und den dichterischen Schwung abgerechnet habe; aber die allermehresten seiner Nachfolger habe ich in einem argen Verdachte; ich meine nähmlich, daß sie ihre Gemählde verdorbener Sitten nicht so wohl aus der wirklichen Welt, nicht aus dem, was sie gesehen und erfahren haben, abnehmen, als vom Hörensagen, aus Büchern gallsüchtiger Moralisten, von einigen jungen Leuten, die nicht alles genossen haben, dessen sie sich rühmen; und dann wieder von alten Leuten, deren

viele in allen Ländern über das Sittenverderbniß ihrer Zeit schreyen, und immer nur das Vergangene loben; von gewissen Predigern, die nie den Zugang zu dem Theater der Laster hatten, über die sie eifern, und endlich aus der Aergerchronik der Stadt, über die sie schreiben. Jeder Ort aber, er sey so unbedeutend als er wolle, hat seine Aergerchronik, die durch Tradition sich fortpflanzt, und von einer alten Jungfer auf die andere, von dieser Bethschwester auf jene, und von einer spröden Matrone zur andern fortgesetzt und vervielfältiget wird.

Ich habe mich lange in London aufgehalten und in mehreren großen Hauptstädten längere oder kürzere Zeit gelebt; ich habe viel Gelegenheit gehabt, die Menschenclasse zu kennen, die wegen verderbter Sitten am meisten verschrien ist, und habe immer meine Augen offen gehabt, um zu sehen; aber nie und nirgends habe ich das Modell zu den Beschreibungen finden können, die mir gelegentlich von allen diesen Städten in die Hände fielen. Gleichwohl weiß ich, daß viele solcher Schriftsteller weit weniger Gelegenheit hatten, zu sehen, als ich.

Ueberall, in großen und kleinen Städten, so wohl als auf dem Lande, habe ich die Menschen gemischt gefunden, überall Wesen, die theils durch die Lehren ihrer Religion, theils durch Grundsätze von Ehre und Anstand, durch weltlichen Vortheil, oder Verhältnisse, durch Scham und mancherley andere Gründe einen Zwang gegen ihre Zügellosigkeit entweder fanden, oder sich selbst machten. Und überall, dünkt mich, ist die Zahl derer, die ohne Scham und ohne Scheu durchbrechen, verhältnißmäßig nur klein. Ueberall, wo ich gewesen bin, und Gelegenheit gehabt habe, die Menschen näher zu sehen, habe ich eine Menge ehrlicher und wackerer Männer gefunden, Weiber, die ihren Gatten treu waren, milde und menschliche Herrschaften ihres Gesindes,

gute Aeltern und folgsame Kinder. Alles das habe ich unter der mehreren Zahl selbst der Menschen vom ersten Range angetroffen, und diese sollen doch gewöhnlich die verderbtesten seyn, wie wohl ich fest glaube, daß die gesammte Masse ihrer Laster keinesweges größer, als die von andern Leuten ist, ob schon zum Theil von einer andern Natur. Aeußerst selten finden Sie unter den Großen die niedrigen, ehrlosen und verächtlichen Laster des Pöbels, so wie diesem wiederum die Mittel benommen sind, lasterhaft auf die Art der Großen und Reichen zu seyn.

Was diejenigen Ausschweifungen betrifft, womit sich die Aergerchronik eines jeden Ortes am meisten und liebsten beschäftiget, so hat Pope vielleicht nicht ganz unrecht, wenn er sagt: that every woman is a rake at heart. Die allermehresten sind Coketten im Herzen, mehr oder weniger; und fast möchte ich hinzusetzen, daß es die Männer auch sind. Fast alle in der gebildeten Gesellschaft lebenden Weiber wünschen zu gefallen und freuen sich der Eindrücke, die sie machen. Junge Männer sind gewöhnlich eben so wenig darüber gleichgültig. Der Mann wünscht dem Weibe zu gefallen, und das Weib hat gern ein Gefolge. Daß daraus immer die Verletzung der jungfräulichen Scham, oder der ehelichen Treue entstehe, ist falsch, denn das Ding ist so mancherley Schwierigkeiten und Gefahren unterworfen. Alle Liebeley ist auch nicht Leidenschaft, und ich kenne Weiber, die sich für unglücklich halten würden, wenn sie nicht immer von Anbethern umgeben wären, von denen sie doch oft nicht einen einzigen lieben.

Was aber eine gewisse Begünstigung betrifft — je nun, lassen Sie einen jeden und eine jede, die sich selbst ein wenig studiert haben, die Hand auf die Brust legen, und den Fall setzen, daß zwey Personen Neigung für einander haben, daß Zeit und Umstände sie begün-

stigen, und ganz vorzüglich — daß sie gegen alle Gefährde gesichert sind — ich fürchte, hier handeln die Menschen in den großen Städten wie in den kleinen, und die Dörfler wie die Städter. — Zur Ehre der Tugend merke ich dabey an, daß jeder allgemeine Satz seine Ausnahmen hat, die sich von selbst verstehen. — Der unehelichen Kinder gibt es, in gewissen Strichen von Europa, beynahe so viele auf den Dörfern, als in den Städten; und der Umstand, daß Wien verhältnißmäßig weniger uneheliche Kinder hat, als manche kleinere Stadt, dient einigen gerade zu einem Beweise, daß das Sittenverderbniß hier größer ist, als an vielen andern Orten.

Große Städte sind in der moralischen Welt, was ein warmes Clima der Pflanzenwelt ist: Alles wird von einer warmen Sonne besser ausgekocht, stärker und kommt zu einer größern Reife! Mithin finden Sie da die größten Tugenden und die größten Laster, und die einen müssen die andern aufwiegen. Mittelmäßigkeit ist das Product kleiner Länder und kleiner Städte; die großen Hauptstädte erzeugen Extreme, die guten so wie die bösen. Auch findet sich da weniger Heucheley und ängstliches Verstecken; man kennt den Menschen und seine Schwächen, und ist nachsichtig. Freylich staunt der Kleinstädter, wenn er gewisse Dinge hört, über die man hier ziemlich gleichgültig wegeilt, die aber seinen ganzen kleinen Wohnort in Bewegung setzen würden. Aber er überlegt nicht, daß der Saamen zu dem allen auch in den Einwohnern seiner Vaterstadt liegt, nur daß es ihr an der Sonne fehlt, die ihn zur Reife bringt. — Endlich überdenken diese Männer nicht, daß eine große Hauptstadt die Bevölkerung mehrerer kleinen Fürstenthümer in sich schließt.

Und was ist der endliche Zweck dieser Moralisten mit allem ihrem Geschrey über Sittenverderbniß und La-

ster, wovon ein großer Theil erdichtet und ein anderer übertrieben ist? Wollen sie beweisen, daß zu London und Paris mehr Laster ist, als zu Wien; zu Wien mehr als zu Hamburg, und zu Hamburg mehr als zu Leipzig? — Das haben wir alle schon längst gewußt. — Oder wollen sie uns sagen, daß die großen Hauptstädte voller Laster und voller Tugenden sind, wie sie es zu allen Zeiten waren? — Auch dieses weiß ein jeder, der nur einigermaßen sich in der Geschichte nach etwas mehr umgesehen hat, als nach Schlachten und Staatsumwälzungen. — Oder wollen sie uns etwan beweisen, daß wir sammt und sonders, Groß- und Kleinstädter, nicht besser sind, als die, welche das Theater des Mittelalters füllten, oder Jahrtausende vor uns lebten? — Das, dächte ich, sollte wohl niemand einfallen! — Von Männern, die sich Beyschläferinnen zu hunderten hielten, hören wir doch jetzt nicht. Freylich nimmt noch immer mancher Mann einem andern seine Frau weg; aber auch den Mann obendrein zu schlachten, — das fällt ihm nicht ein. Bey uns wird kein Kopf mehr abgeschlagen, weil ein Mädchen hübsch getanzt hat. Unsere Wollüstlinge gehen freylich noch bisweilen auf die Gasse, um eine Dirne aufzulesen, so gut wie Vater Rubens, der die seinige auf der Straße suchte; aber daß Brüder ihre Schwestern gewaltsam anfallen, und daß die Töchter ihre Väter trunken machen, um — — das trägt sich doch bey uns nicht zu, so wenig als man von Brudermord hört. — Oder wo sind jetzt die Leute, die zu ihrem Mitbürger sagen: „Gib uns deine Gäste heraus, auf daß wir sie erkennen?“ — So etwas mag allenfalls noch unter den wilden Horden der Araber Mode seyn, die den Franzosen diese Ehre anthaten. „Il falloit, sagt einer ihrer Generale, ou périr, ou passer par là.“ Und doch könnte man noch sagen, daß diese Araber lange nicht so schlimm sind, als ihre Vorfahren, denn

am Ende waren es ihre Gefangenen und Feinde, an denen sie das thaten, nicht ihre Gäste.

Manche Abgeschmacktheiten, die man über Wien in die Welt gebracht hat, würden nie zum Vorschein gekommen seyn, wenn der Schriftsteller nur einen Augenblick nachgedacht, berechnet und verglichen hätte. So sagt der Verfasser der Schwachheiten der Wiener, es gäbe hier 14,000 Freudenmädchen, worunter 10,000 ganz öffentlich und für jedermann gemein wären. Lassen Sie uns ein Mahl diese Zahlen näher betrachten, und das hätte doch wohl der Verfasser thun sollen, ehe er sie niederschrieb. Zahlen, sagt ein sehr kluger Englischer Schriftsteller, are stubborn things, sind Dinge, gegen die sich nichts sagen läßt. — Nach der Bevölkerungsliste von 1784, in welchem Jahre dieses Buch erschienen ist, hatte Wien 216,883 Einwohner. Um allen Einwendungen, wegen der nicht angegebenen Garnison, vorzubeugen, will ich sie gleich um mehr als 20,000 Seelen erhöhen und zu 238,000 annehmen. In diesem Falle wäre jedes siebzehnte menschliche Wesen eine Hure. Von den übrigen sechzehn rechne ich, daß fünfe in dem Alter der Kindheit, oder frühern Jugend, beyderley Geschechts, und sechs Personen weiblichen Geschlechts sind. Also blieben noch fünf Männer. Von diesen nehme ich zwey weg (und das ist doch wahrhaftig nicht zu viel?) welche in diesem Artikel keine Geschäfte thun, weil sie — entweder verheirathet und ihren Weibern treu sind, oder weil ihr Alter gewisse Genüsse nicht mehr zuläßt, oder weil sie, aus Grundsätzen von Religion, von Sittlichkeit oder von Furcht, sich solche versagen. Also käme auf jede drey Männer zu Wien eine öffentliche Weibsperson. Sollten aber, durch die Bank, je drey Männer eine solche erhalten, so fürchte ich sehr, daß ein großer Theil der armen Geschöpfe würde verhungern müssen. — Aber hiermit ist meine

Rechnung noch nicht zu Ende! Es ist eine bekannte Sache, daß in allen ansehnlichen Städten ein großer Theil der Dienstmädchen aller Art gewisse Privatgeschäfte auf eigene Rechnung treibt, und das nicht selten mit mehr als einer Mannsperson. Setzen Sie hinzu — manches ehrliche Mädchen, die, weil sie ein Mahl genascht hat, so viel Freude an dem Dinge findet, daß sie es gelegentlich in aller Stille und Ehrbarkeit wiederhohlt; und endlich — was sich auch an den gesittetsten Orten von selbst versteht, — eine gewisse Zahl verheiratheter Weiber, die einem guten Freunde gelegentlich einen Gefallen thun. Diese drey Classen von Weibspersonen müssen nun aber doch auch von den drey Männern versehen werden, auf die, nach meiner vorigen Rechnung, schon ohnedieß ein öffentliches Geschöpf kommt. — Possen! Wir kennen ja alle die Beschränktheit der menschlichen Natur! — Ich könnte noch hinzu setzen, daß, wenn es wahr ist, daß eine Menge Männer ihren Weibern untreu sind, so kann man sich darauf verlassen, daß es auch eine beträchtliche Zahl von Weibern gibt, die ihre Männer auf die nähmliche Art behandeln: und da fände sich denn ein neuer Abzug für die 14,000 Freudenmädchen von Profession. — Wirklich ist es sehr schwer, ihre Zahl zu bestimmen; indessen haben mir Männer, die sich mit dem Gegenstande beschäftiget haben, gesagt, daß sich ihre Zahl auf 4000, vielleicht auch etwas darüber, belaufen könne.

Wenn nur die Reisenden, die die wunderbarsten Dinge über einen Ort auskramen, so gut wären, alle Mahl hinzu zu setzen, unter was für Menschenclassen sie das oder jenes gesehen haben! So eifert der verstorbene Professor Sander über so mancherley, daß ihm zu Wien vorkam, und, um zu beweisen, wie ganz schamlos die Aufführung der Wiener Frauenzimmer ist, erzählt er von einer, die sich von dem neben ihr sitzenden

Chapeau so habe kitzeln lassen, daß sie unter den Tisch fiel. — Von so etwas kann ich mir nur zwey Fälle denken: Entweder befand sich der Carlsruher Professor unter sehr niedrigen Ständen und unter Leuten von wenig Lebensart; und in dieser Classe könnte sich so etwas auch wohl in Carlsruhe zutragen; oder er war in einer kleinen Gesellschaft von nahen Verwandten und traulichen Bekannten, die sich in ihrer Ausgelassenheit um seinetwillen keinen Zwang anthaten, und vielleicht nur desto ausgelassener waren, um den Professor zu plagen, und die ernste, sittenrichterliche Stirne des jungen Mannes (er war kaum acht und zwanzig Jahr, als er starb) zu entrunzeln. — Ueberhaupt zeigt dieser Mann in seiner Reisebeschreibung ein seltsames Gemische von Eingeschränktheit und Kenntnissen, von Abgeschmacktheit und gesundem Verstande, von Aufgeklärtheit und Bigotterie. Und dann die Naivetät, mit der er alles zur Sprache bringt! Er ist sehr böse auf die Wiener Katholiken, findet aber, daß die vornehmen Wiener Protestanten auch nicht viel taugen, daß sie keine Handbibeln, sondern nur immer große Hausbibeln haben, und daß sie weder vor, noch nach der Mahlzeit bethen. Ueber alles, was er in großen Städten sieht, ereifert er sich denn sehr, und dann fällt ihm wieder, mit einem Seufzer, ein — „in Jerusalem, zu Salomons Zeiten, wars eben so." — Ja wohl, mein ehrlicher Professor, und zu Rom und Babylon, Korinth und Ninive und an zwanzig andern Orten wars eben so, und so wird es seyn bis an der Welt Ende.

Erinnern Sie Sich der Wiener Tischgespräche, die Riesbeck in den Reisen eines Franzosen mit so vielem Witz zu erzählen weiß? Wie da immer ein Mönch zu Tische geladen wird, der andern zum Stichblatte dient, und auf den sie, zum Besten der ganzen Gesellschaft, ihren Witz abfeuern! — Das ist alles recht gut und

unterhaltend, nur hätte er hinzu setzen sollen, ob das bey einem Schneider, oder Schuhmacher, bey einem Friseur oder einer reichen Fratschelfrau sich zutrug. — Aber an solchen Dingen ist der gute Riesbeck wohl unschuldig! Kein Mensch erinnert sich, ihn je hier gekannt zu haben, und sehr viele behaupten, daß er nie zu Wien gewesen ist; ja man will das aus mehreren Stellen seines Werkes durch innerliche Evidenz beweisen, indem man Verstöße in seinem Buche findet, die niemand wohl machen kann, der sich nur ein paar Tage mit offenen Augen an einem Orte umgesehen hat. — Ich weiß wohl, daß man aus mehreren Stellen seines Werkes, durch den nähmlichen Grund der innern Evidenz, beweisen könnte, daß er hier gewesen seyn müsse, weil niemand über gewisse Dinge so schreiben kann, wenn er sie nicht selbst gesehen hat. Allein diese und andere Materialien sollen ihm von hiesigen Schriftstellern geliefert worden seyn. Ich weiß allerdings, daß das hin und wieder geschehen ist, und daß ein Theil der Beschreibungen, die in der Ferne von Wien erschienen sind, von hiesigen Einwohnern kam. Auch mir hat man Beyträge angebothen; allein da ich nichts schreiben wollte, als was ich selbst gesehen, oder gesammelt hatte, habe ich sie abgelehnt.

Was endlich die Aergerchronik von Wien, so wie von verschiedenen andern großen Städten sehr angeschwellt hat, ist folgender Umstand: Reisende so wohl als Einheimische zeichnen, wenn sie über einen Ort schreiben, eine gewisse Zahl von Dingen auf, von denen sie überall reden hören, und die freylich sich zugetragen haben; über die aber der Einwohner der Stadt sich eben so sehr wundert, als der Fremde. In der Ferne erscheinen diese einzelnen Fälle, welche nichts als Ausnahmen von der Regel sind, an der Tagesordnung, und gelten für die stehenden Sitten des Ortes. Für solche

Auswüchse sind denn die großen Städte das rechte Theater, so wie die wärmsten Himmelsstriche die wildesten Thiere hervorbringen. Aber solche Fälle beweisen nichts für den Charakter der Einwohner im Ganzen, nichts für die Mehrheit und das tägliche Leben.

Wären zu Wien die Schwelgerey, die Wollust, die Ausgelassenheit und die Laster aller Art so allgemein im Gange, als viele uns möchten glauben machen, woher käme denn die große Menge von schönen und gesunden Mädchen und Frauen, die ich überall an öffentlichen Orten so wohl als in Privathäusern sehe? Wien, wie ich schon gesagt habe, gehört wirklich unter die Städte von Europa, wo Schönheit ganz vorzüglich zu Hause ist. Und diese Schönen sind nicht jene diminutiven, schwächlichen und delicaten Geschöpfe, wodurch viele Hauptstädte sich auszeichnen, sondern es sind gute, starke Körper, frisch, blühend und von einem festen Fleische. — Noch weit mehr könnte ich Ihnen von den Schönheiten sagen, die sich unter den öffentlichen Mädchen finden; allein ich berühre sie hier mit Fleiß nicht, weil man mit Recht mir einwenden könnte, daß vielleicht nur die Hälfte davon Wienerinnen sind, und daß die übrigen aus den verschiedenen Provinzen der Monarchie und selbst aus Schwaben, Bayern und Salzburg kommen.

Achtzehnter Brief.

Wien ist eine reiche Stadt und muß als solche beurtheilt werden — der Luxus am gehörigen Orte hat auch seinen Nutzen — Unterschied desselben zu Wien und in England — die Familie eines großen Hauses — die Thorhüther — die Hausmeister — hat der Luxus in Wien abgenommen? — der Wechselcurs — Ducaten und ihr Werth — Sechs- und Zwölfkreuzer — Luxus der Tafel — Fresserey — Vergleichung mit einigen andern Orten — jährliche Consumtion — der Wiener ist kein Trinker — Anmerkung über den allgemeinen Charakter ganzer Völker.

Wien, den 14. April 1799.

Wer diese Stadt beurtheilen und aus einem richtigen Gesichtspuncte betrachten will, muß nie vergessen, daß es ein sehr reicher Ort ist. Eine Menge falscher Ansichten und schiefer Urtheile kommen einzig und allein daher, daß man diesen Umstand nicht immer in den Augen gehabt hat.

Der Luxus zu Wien ist groß, sehr groß, auch wenn man ihn mit dem von verschiedenen andern Europäischen Hauptstädten vergleicht. Freylich kommt er dem Londoner nicht bey, aber er übersteigt den Luxus von Rom und Neapel, und bey weitem den von Berlin, Kopenhagen, Stockholm ꝛc. Mit 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte ist man hier keinesweges reich. Die Zahl der Familien, die 100,000 Gulden und drüber ver-

zehren, ist sehr groß. Es gibt mehrere, die über 200,000 Gulden jährlich besitzen, und so steigt es, freylich in mindern Zahlen, bis Sie endlich an die Fürsten von Schwarzenberg, Esterhazy und Aloisius von Lichtenstein kommen; die jährlichen Einkünfte des letztern werden von manchen auf 900,000 Gulden, und von andern noch höher geschätzt. — Von 100,000 Gulden abwärts finden Sie eine lange Stufenreihe, in welche endlich die wohlhabenden Mittelstände eingreifen, durch die Sie allmählich herab bis auf den bemittelten Handwerker kommen. Alles geht durch regelmäßige Abstufungen und nirgends ist eine grelle Lücke. Selbst in den niedrigsten Ständen finden sich nur wenig Menschen in ganz elenden Umständen. Ja es ist ein eigener und charakteristischer Zug dieser Stadt, daß man bey allem dem Reichthume, dem Luxus und der Pracht, die sich hier finden, gar nichts von jener schmählichen Armuth sieht, die in einer so häßlichen Gestalt zu London und Paris, und mehr noch zu Rom, Genua und Venedig auffällt. In Wien ist der Luxus der Großen, der Reichthum der zweyten Classe und die Wohlhabenheit der Mittelstände gerade eine von den Ursachen, daß auch die ganz niedrigen ihr erträgliches Auskommen finden.

Was sollen also alle die Predigten über den Luxus und die Verschwendung der Reichen und Großen? Wenn viele Häuser hier zwey, drey und fünf Mahl mehr haben, als die Großen zu Berlin, Kopenhagen und Stockholm, so ist doch alles, was man wünschen kann, daß sie diesen Reichthum in Umlauf bringen mögen. Sie thun dieses durch die Aufrechthaltung großer und reichmeublirter Häuser, durch eine beträchtliche Zahl von Officianten und prächtig gekleideten Bedienten, durch eine Menge Pferde, kostspielige Mahlzeiten und durch hundert andere Wege, welche Luxus und Erfindungsgeist dem Reichen überall öffnen.

„Ja, sagen die weisen Moralisten: dieses Geld könnte besser angewendet werden!" — (Freylich wohl!) Sie sollten das Verdienst aufsuchen und belohnen, arme Mädchen ausstatten, dem jungen Genie emporhelfen, fähige Knaben erziehen, ihre Unterthanen glücklich machen, ihnen ihre Abgaben erlassen" — — Ja, Ja,

That God would make us but a better world
Of one entire and perfect chrysolite *)!

Die Großen zu Wien sind wie die Großen in der ganzen Welt! Sie lieben Pracht, schöne, weitläuftige und reichmeublirte Häuser, eine gute Tafel, eine glänzende und zahlreiche Livree, elegante Wagen und viele und schöne Pferde. — Von allen diesen Dingen ziehen die mittlern und niedern Classen ihren reichen Antheil: und so sind auch diese wohlhabender, als in andern Städten, und so lieben auch sie Kleiderpracht, Mahlzeiten und Belustigungen. In allem dem sehe ich nichts, als den gewohnten Gang der menschlichen Natur, und würde mich in der That wundern, wenn ich es zu Wien anders fände, als ich es sehe. — Daß der Brandenburger und der Sachse, der Däne und der Schwede weit weniger aufgehen läßt und mäßig lebt und spart, daran thut er sehr wohl und weise; aber daraus folgt keinesweges, daß das auch für den Wiener eine Regel sey.

Jedes Land hat seinen besondern Luxus und seine eigenen Arten des Aufwandes! Der Engländer lebt auf dem Lande mit der Pracht eines regierenden Fürsten und verthut ungeheure Summen in Pferden, Hunden und allem, was zur Jagd und Rennbahn gehört, während daß er zu London ein verhältnißmäßig kleines Haus hält. Die Wiener Großen machen dafür einen Aufwand in Stadtgebäuden und Officianten, den man

*) Wenn uns nur Gott eine bessere Welt machen wollte
Aus einem ganzen und vollkommenen Chrysolit!

in England wenig kennt. Mancher besitzt zu Wien so wohl als zu Prag Häuser, die zu London für etliche Herzoge zureichen würden. Einige haben einen Hofstaat, oder, wie sie es hier nennen, eine Familie, die das größte Londoner Haus kaum fassen würde. Auch haben zu Wien manche Herrschaften für ihre Leute ein besonderes Gebäude, oder diese wohnen auch bisweilen in verschiedenen Theilen der Stadt.

Man hat den Ausdruck Familie lächerlich gemacht, der hier gerade wie in Italien gebraucht wird, wiewohl vorzüglich nur in den Italiänischen, und seltener in den Deutschen Häusern. Freylich fällt es einem auf, wenn die Familie dieses, oder jenes Großen sich anmelden läßt, und in einem Laufer und allenfalls noch einem Livreebedienten besteht, welche um ein Geschenk bitten, weil man bey ihrer Herrschaft zum ersten Mahle zu Mittage gespeis't hat, weil es Neujahrstag ist, oder weil der Fremde bald abzureisen denkt. Dieß sind die drey Hauptperioden, in welchen man dem Gesinde der großen Familien etwas gibt. Dafür aber wird im Hause selbst nie etwas erwartet; in den Mittelhäusern gibt man jedes Mahl eine Kleinigkeit, gewöhnlich beym Herableuchten.

Eigentlich wird unter dem Worte Familie in großen Häußern das ganze Personale der Haushaltung verstanden, und drückt etwas aus, wovon wir in Norddeutschland keinen Begriff haben, weil es bey uns keinen solchen Adel gibt. Wenn hört man bey uns von Capellmeistern, Hofmahlern, Stallmeistern, Caplänen, Bibliothekars, Gallerieinspectoren, Secretärs, Küchenmeistern ꝛc. Allenfalls hat man in Norden einen Secretär, einen Bibliothekar, einen Haushofmeister; aber weiter geht man selten; bey einem Großen von Wien hingegen finden Sie immer mehrere dieser Stellen, und

bey manchen alle. Man nennt sie hier Officiers, um sie von dem eigentlichen Gesinde zu unterscheiden.

Ein Artikel des Luxus, den man hier in allen großen Häusern findet, sind die Thorhüther, oder wie man sie hier nennt, die Portiers. Es sind fast durchaus große und schöne Männer, die auf eine besondere Art, aber immer sehr gut, und hin und wieder sehr reich gekleidet sind. Sie sind Bediente von der bessern Art, und stehen sich mehrentheils sehr gut. Das stattliche Ansehen und der glanzvolle Aufzug dieser Leute zu Wien ist charakteristisch, denn in keiner Hauptstadt von Europa habe ich sie so gefunden. Sie führen einen großen Stab mit einem ungeheuern silbernen Knopfe, auch hin und wieder den Degen an einem breiten Gehenke von der Schulter herab. Einige tragen einen dreyeckichten Hut mit Federn besetzt. Selbst einige von den Familien, die kein ganzes Haus, sondern nur ein Stockwerk bewohnen, halten einen solchen Thorhüther. Zu Paris waren sie unter dem Nahmen der Schweizer bekannt, mehrentheils schwere, vierschrötige Kerls, die eine eigene, lächerliche und nichts weniger als elegante Kleidung trugen. — Zu London hat man von diesem Prunkbedienten keinen Begriff, so wenig als von einem Läufer. Selbst in den Häusern, wo ein Thorhüther (porter) gehalten wird, ist es häufig ein alter, wenigstens unansehnlicher Mann, der weder unter die eine, noch die andere Art von Bedienten gehört. Er trägt gewöhnlich keine Livree, und hat doch nichts von der Zierlichkeit der höhern Bedienten.

Diese Thorhüter müssen Sie mit den so genannten Hausmeistern nicht verwechseln, welche ganz andere und oft sehr grämliche Geschöpfe sind. Diesen haben fast alle Wiener Häuser, und er entspricht gewissermaßen dem Manne, den man an manchen Orten den Hausknecht, oder Hausmann nennt; nur ist er hier ein

Wesen größerer Würde, läßt sich auch Herr Hausmeister nennen. Außer mehreren Besorgungen, die er für das Haus zu machen hat, ist sein eigenes Geschäft, die Thür allen denen zu öffnen, die Abends nach zehn Uhr entweder herein, oder heraus wollen. Dafür gehören ihm jedes Mahl drey Kreuzer; doch gibt man ihm lieber monathlich und, verhältnißmäßig, mehr. Drey Kreuzer sind das geringste, die er als seine Gebühr nimmt, und wofür er häufig auf sich warten läßt.

Dieser Hausmeister ist eins von den Geschöpfen, gegen die die allermehresten Wiener Schriftsteller zu Felde ziehen. Das Daseyn dieses Mannes, so wie die Einrichtung, daß die Häuser um zehn Uhr geschlossen werden, hat ihre Unbequemlichkeiten; aber sie trägt im Ganzen sehr viel zur allgemeinen Sicherheit bey. Gewöhnlich gehen sehr wenig Menschen nach zehn Uhr in ein Haus, in welchem sie nicht wohnen. Der Hausmeister, der alle Hausgenossen kennt, wird also natürlich auf ein fremdes Gesicht aufmerksam, und fragt, zu wem man will? Kommt der Fremde dem Hausmeister verdächtig vor, so begleitet er ihn vielleicht bis vor die Thür der genannten Person, die denn zu Hause seyn muß, sonst müßte der Fremde ohne weiteres wieder abziehen. Manche dieser Hausmeister sollen auch, wie man sagt, mit der Polizey in Verbindung stehen.

In den letzten Jahren scheint mir der Luxus in Wien eher ab- als zugenommen zu haben. Ich kann mich irren, aber mich dünkt, ich finde einen Unterschied zwischen dem, was ich jetzt sehe, und was ich bey meinem letzten Aufenthalte hier fand. Gleichwohl ist es jetzt Winter; folglich ist die Stadt weit voller als damahls, mitten im Sommer. Ich habe mehreren Wienern diese Bemerkung mitgetheilt, und sie meinten, daß sie gar wohl richtig seyn könnte, ob schon Personen, die immer hier sind, gewisse allmähliche Veränderungen

weniger gewahr werden. So viel ist gewiß, daß mehrere große Familien in ihrer Haushaltung beträchtliche Einschränkungen gemacht haben, und weder die nähmliche Zahl von Bedienten, noch Pferde halten, wie sonst; anderer Artikel zu geschweigen. Man fühlt die Kriegssteuern und die mancherley Beyträge, womit man die Regierung unterstützt hat, so wie den erhöhten Preis aller Dinge. An klingender Münze fehlt es hier sehr; unter den Großen sind viele zu Grunde gerichtet; der Hof befolgt ein weises und nothwendiges System von Sparsamkeit; das Volk ist mit großen Abgaben beschwert, und der Handel ist unbeträchtlich. Da die Consumtion aller Art im Kriege weit beträchtlicher ist, als im Frieden, so hat man schon seit vielen Jahren weniger ausgeführt, als sonst. Dabey sind alle Ost- und Westindische Waaren, so wie überhaupt eine Menge Erzeugnisse, die man aus der Fremde einführt, ungeheuer im Preise gestiegen. Da aber inländische Industrie nicht gleiches Maß damit gehalten hat, so geht mit jedem Jahre eine größere Geldmasse aus dem Lande *).

*) Auszug aus einem Briefe vom J. 1802.. „In vielen Häusern vom ersten Range sind Reformen gemacht worden. So werden jetzt große, kostspielige Mittagsmahlzeiten nur von auswärtigen Ministern gegeben, und von solchen inländischen, welche vom Hofe Tafelgelder dafür beziehen. Der Luxus in Bedienten, Equipagen, Pferden hat seit einigen Jahren nicht abgenommen; aber es ist nicht mehr Mode, daß die Bedienten die große Livree, wie ehemahls, fast alle Tage tragen. Die Toilette der Damen ist wegen der Verschwendung in Spitzen jetzt kostbarer, als sonst. In Diamanten, Perlen, goldenen Ketten ist hier ein schwer zu berechnender Reichthum. — So wie übrigens in Wien jährlich große Häuser sinken, so heben sich wieder andere. Einer wird mündig, ein anderer macht eine reiche Erbschaft, der dritte hat sich

Der Wechselcurs ist allgemein gegen Oesterreich, und die Wiener Papiere verlieren fast auf allen Märkten. Als ich hierher kam, stand das Pfund Sterling beträchtlich höher, als zehn Gulden, ist seitdem immer gestiegen, (und endlich auf zehn Gulden sechs und funfzig Kreuzer gekommen. Ein Mahl, wenn ich nicht irre, galt es elf Gulden) *).

Das Papier sinkt, heißt mit andern Worten, der Werth der klingenden Münze steigt. Am meisten wird man das am Golde gewahr. Zwar ist dieses in ganz Europa gestiegen, auch gegen Silber gehalten; aber in den Oesterreichischen Staaten ist dieser Unterschied vorzüglich auffallend. Die Kaiserlichen Ducaten galten ursprünglich vier Gulden siebzehn Kreuzer, wurden aber vor etwan zwanzig Jahren auf vier Gulden vier und zwanzig Kreuzer gesetzt, und stiegen in der Folge auf vier Gulden dreyßig Kreuzer. Dieß war ihr von der Regierung festgesetzter Werth, als ich im Sommer 1794 hierher kam. Für diesen Preis konnte man sie bey dem

durch glückliche Speculationen in kurzer Zeit Schätze erworben; es kommen andere fremde Minister an, reiche Leute aus den Provinzen werden in der Hauptstadt angestellt ꝛc. Seit einigen Jahren haben sich viele Pohlnische Familien hier niedergelassen, z. E. Poniatowsky, Luwomirska, Rzwusky, Czartorinsky, Mischek, Landskoransky, Craschizky ꝛc. Hierzu kommen der Erzbischof von Salzburg, der Fürst Corsini und einige andere Italiener. Das größte Haus macht der Herzog Albert."

*) Im Jahre 1800 verlor das Wiener Banco, auf den mehresten Deutschen Märkten, sechzehn Procent, und sank bald auf achtzig herab. — Im May 1802, also ein Jahr nach dem beendigten Kriege, stand es 82, sank aber in der Folge auf 75, 74, und selbst bis auf 71 herab. Bis in die Mitte des Jahres 1804 ist es beständig unter 75 geblieben. In Wien selbst hat man schon gegen 30 Procent für Silbergeld bezahlt.

Banquier haben, und in welcher Menge man wollte. Noch jetzt besteht die Regierung auf diesen Werth, und es ist verbothen, den Ducaten höher auszugeben. Aber Sie wissen, daß solche Verordnungen alle Mahl fruchtlos sind und seyn müssen. Die Folge davon ist, daß man in den Geschäften des täglichen Lebens keine Ducaten mehr sieht, und daß Alles durch Papier abgemacht wird. Braucht man aber durchaus welche, so muß man sie nach dem Werthe bezahlen, den sie jedes Mahl haben. Als ich vor sechs Monathen hierher kam, standen sie vier Gulden sechs und dreyßig Kreuzer, stiegen aber bald über vierzig, und so dauerte das fort, bis sie endlich jetzt auf vier Gulden sechs und funfzig Kreuzer gekommen sind. (Seitdem sind sie bis über fünf Gulden gestiegen, und im Jahre 1803 galten sie sechs Gulden sechs Kreuzer in Wien.)

Wenn ich vor vier, fünf Monathen Papier in die Münze schickte, um es gegen Geld umzutauschen, so erhielt ich die ganze Summe in Brabanter Kronen und Kalbkronen. Seit mehr als zwey Monathen hat das aufgehört, und man bekommt keine andere Münze mehr, als Stücke von zwölf und sechs Kreuzern. Der Gedanke also, die Banknoten in den Werth, der darauf steht, umzusetzen, ist vernichtet und der allgemeine Credit dadurch gestört. Der wahre Werth der zwölf und sechs Kreuzerstücke ist mir noch nicht genau bekannt; aber man versichert mich, daß sie nicht funfzig Procent halten. Die Folge davon ist ganz natürlich! Alle andere Münzsorten werden allmählich verschwinden und nur gegen ein verhältnißmäßiges Aufgeld zu haben seyn, während daß der Preis aller Dinge immer mehr steigen wird. (Als ich Wien am Ende des Aprils verließ und Brabanter Kronen gegen Papier suchte, mußte ich fünf Procent Aufgeld bezahlen, und für Speciesthaler

verlangte man sieben. (Seitdem ist dieses Aufgeld bis über 25 Procent gestiegen.)

Freylich sollen die Sechs- und Zwölfkreuzer nur als Nothhelfer im gegenwärtigen Kriege betrachtet und in der Folge wieder eingelöst werden. Allein sie bleiben immer ein Uebel und, so lange sie gangbar sind, muß dieses fortdauern. Man erinnere sich der Folgen, die das schlechte Geld hatte, das Friedrich II. im siebenjährigen Kriege für Sachsen prägen ließ. (Seitdem sind die Zwölfkreuzerstücke wirklich außer Curs gesetzt worden. Dafür prägte man Siebenkreuzerstücke, die an innerem Gehalte beynahe ihrem Nennwerthe entsprechen. Diese, nebst den kupfernen Sechskreuzer- Dreykreuzer- und Einkreuzerstücken sind die einzige und höchste Münze, die, außer dem Papier, in der Oesterreichischen Monarchie seit einigen Jahren im Umlaufe ist.)

Der Umstand, daß man in der Münze bares Geld für Banknoten hohlen lassen kann, ist recht gut für die Geschäfte des täglichen Lebens, nicht aber für die großen Zwecke der Handlung. Die nähmliche Person kann täglich nicht mehr als ein Mahl Geld in der Münze bekommen, und nie mehr als fünf und zwanzig Gulden. Aber es steht einem jeden frey, alle Individuen seiner Familie zu schicken.

Ich fahre fort in meinen Bemerkungen über den Luxus! Einer der größten Artikel des Wiener Luxus ist unstreitig die Tafel; er ist um so wichtiger, da er sich bis auf die niedern Volksclassen erstreckt.

Ich bin wirklich etwas verlegen, wie ich diesen Punct handhaben soll. Ohne zu leugnen, daß der Wiener sehr weit in diesem Aufwande geht, bin ich doch auf der andern Seite wieder fest überzeugt, daß man ihm auch hierin zu viel gethan, und die Sache unmäßig übertrieben hat. Wollte ich so vielen andern geradezu widersprechen, so würde ich ohne Zweifel ein sehr

ungünstiges Vorurtheil gegen mich erregen. Die Fresserey der Wiener ist als so ungeheuer verschrien, daß ein jeder, der nur einigermaßen etwas zur Milderung sagen will, im Auslande, und besonders in Norddeutschland, so gleich ein allgemeines Lächeln erregen wird, ungefähr wie man in England einem Parlementsredner ein lautes „Hört ihn! Hört ihn!" zuschreyt, wenn er auf einen verrufenen Punct kommt.

Dem ungeachtet will ich mich bemühen, der Wahrheit näher zu kommen und durch Vergleichungen diesen Artikel in ein gehöriges Licht zu setzen. — Zuerst lassen Sie mich die Frage aufwerfen: Was heißt viel und was wenig essen? — Wer ißt viel, und wer wenig? — Da sich unmöglich ein bestimmter Maßstab darüber annehmen läßt, und die Natur keine Normalmägen aufgestellt hat, nach denen man den übrigen ihr Futter zumessen könnte, so muß das Ganze wohl auf einen relativen Begriff herauskommen. Alle relative Begriffe aber sind schwankend, weil ein jeder sich selbst und sein Vaterland dabey zur Norm annimmt. Je mäßiger also das Land ist, aus dem ein Fremder kommt, desto gefräßiger wird ihm der Wiener scheinen; kommt er aber aus einem Orte, wo man auch stark sich zu nähren gewohnt ist, so wird ihm das, was er zu Wien sieht, nur wenig auffallen.

Daß der Wiener, reich und arm, vornehm und gering, mehr ißt, als der Berliner, Dresdner, Leipziger, oder als der Pariser, Römer und Neapolitaner, — darüber ist nun wohl kein Zweifel; aber daraus würde ich noch nicht schließen, daß der Wiener ein Schlemmer ist; ich würde bloß sagen, daß er im Ganzen mehr zu sich nimmt, als die Bewohner der genannten Städte. Es gibt aber der Einwohner gar vielerley Classen, und unter diesen ist ein gehöriger Unterschied zu machen. So viel habe ich in Europa, so weit ich es kenne,

überall bemerkt, daß, je hervorbringender und gesegneter ein Land ist, und je wohlhabender zugleich seine Einwohner sind, desto mehr wird auch bey der Tafel verzehrt. In reichen Häusern wird überall mehr aufgetragen, als in armen: und niemand wird wohl leugnen, daß man sich an einer reich besetzten Tafel leicht verleiten läßt, mehr zu essen, als an einer andern, die weniger Wahl darbiethet.

Manche Völker sind durch Natur, Clima, Mangel an Vermögen und andere Umstände mäßiger, als andere; und so bin ich gewiß, daß der reiche Wiener weit mehr ißt, als der reiche Italiäner. Hingegen behaupte ich, daß in England und Irland nicht nur der Reiche, sondern auch die wohlhabenden Mittelstände beynahe eben so viel verzehren, als die nähmlichen Menschenclassen in Wien: und das wird so ziemlich auch der Fall mit dem Haag, mit Amsterdam, Hamburg und den Schweizerstädten Basel und Zürich seyn. — In den großen Englischen und Irischen Häusern findet man gewöhnlich eine gute Zahl der besten Schüsseln, die der Nationalküche dieser Länder eigen sind, und nebenher eine sehr beträchtliche Menge kleiner Schüsseln, die die Französische Küche allmählich eingeführt und nun ziemlich allgemein gemacht hat. Und auf diese Art speis't man nicht nur bey dem Lord und dem reichen Baronet, Ritter oder Squire, sondern auch bey dem wohlhabenden Domherrn, Kaufmann, Arzt, Schullehrer, Rechtsgelehrten und mittlern Güterbesitzer. Ich habe in den Häusern dieser letztern Classen auf Tafeln von zwölf bis funfzehn Personen gelegentlich bis auf funfzig Schüsseln und drüber gezählt, den Nachtisch mit eingerechnet. — Zu Amsterdam, im Haag, zu Hamburg habe ich in reichen Häusern oft mehrere Arten von See- und Flußfischen, eine Menge mannigfaltig zubereiteter Fleischgerichte, die Gemüße der Jahreszeit und ein ganzes Heer

von kleinern Schüsseln aus der so genannten Französischen Küche gesehen. Ich habe zu Paris hin und wieder sehr reich besetzte Tafeln gefunden, und gelegentlich auch selbst in Italien, wo man so selten und so ungern einem Fremden eine Mahlzeit gibt. Kurz, überall in Europa, wo ich in großen und reichen Häusern gespeis't habe, fand ich auch den Luxus der Tafel, und das so allgemein, daß es mir schwer werden würde, selbst über das Mehr oder Weniger absprechend zu entscheiden.

Ich glaube wirklich nicht, daß zu Wien die Großen und Reichen mehr essen, als die nähmliche Menschenclasse in verschiedenen andern Städten. — In England und Irland bin ich häufig, auch wohl hin und wieder in Deutschland, zwey bis gegen drey Stunden bey einer Mahlzeit gesessen; in Wien höchstens ein und eine halbe, selten so lange, niemahls drüber. — Die nahmhafte Stunde in großen Häusern ist drey. Man setzt sich aber selten vor halb vier Uhr zu Tische, manchmahl auch erst gegen drey Viertel und gewöhnlich steht man vor fünf Uhr wieder auf. Daß diese Gewohnheit zu Wien so ziemlich allgemein Sitte in den größern Häusern ist, habe ich nicht nur in denen gesehen, wo ich selbst gespeis't habe, sondern auch in andern, wohin ich gleich um fünf Uhr ging. Hier herrscht nähmlich die Gewohnheit, wenn man gewisse Staatsbesuche zu machen hat, daß man einen Tag dazu wählt, an welchem in dem Hause eine Mahlzeit gegeben worden ist. In einigen Familien sind die Tage dazu festgesetzt, und jedermann weiß sie; in andern sucht man sie auf irgend eine Art zu erfahren. Die besuchende Gesellschaft bildet alsdann mit der, die von der Tafel kommt, eine Art von Assemblee.

Bey dem Luxus der Tafel muß ich erinnern, daß der Wein keinesweges mit dem Essen Hand in Hand geht. Ich habe in einigen sehr großen Häusern bloß

Oerreichischen und Ungarschen und sehr wenig ausländische Weine gefunden; ja ich kenne nur eins, wo man regelmäßig Französische Weine zum gemeinen Tafeltrunke gibt.

So viel von den Großen und Reichen, und zum Theil von den Classen des zweyten Adels. Ueber den höhern Rang der Mittelstände läßt sich ungefähr das nähmliche sagen, und ich glaube nicht, daß der Wiener dieser Classe unmäßiger ißt, als Personen der nähmlichen Art in zehn andern Städten, in denen ich gewesen bin. Nun gibt es aber noch mancherley Schattirungen der Mittelstände, die ich nicht kenne, und über die ich nichts zu sagen habe, weil ich lieber meinen Mangel an hinlänglicher Kenntniß gestehen, als vom Hörensagen schreiben will. Hier wäre also die zahlreiche Classe der Ladenkrämer, aller Arten von Handwerkern und wie sie alle heißen die Stände, die man in Deuschland, freylich mit einem sehr unschicklichen Nahmen, Bürger nennt. Der Reisende lernt diese ganze zahlreiche Menschenclasse immer nur wenig kennen; indessen ist sie es, auf die zu Wien der Vorwurf der Fresserey am meisten zu passen scheint. Man beurtheilt sie gewöhnlich nach dem, was man an öffentlichen Orten von ihnen sieht: und in der That geht dieses sehr weit. Indessen ist es eine bekannte Sache, daß diejenigen, die ihr Wohlleben immer an öffentlichen Orten suchen, selten zu Hause eine vorzüglich gute Tafel haben. Ich muß mich sehr irren, wenn diese Classe von Wienern viel besser lebt, und reichlicher für ihren Magen sorgt, als der Baßler, der Züricher und die Bewohner einiger andern Städte aus der nähmlichen Classe. An den beyden genannten Orten lebt (lebte) der Handwerker, der Ladenkrämer und kurz — wir verstehen uns ja — der Bürger, wie ich ihn nicht leicht sonst wo habe leben

sehen. Auch dort ist ein zweyfaches Frühstück nichts ungewöhnliches; die Mittags- und Abendmahlzeit besteht immer aus einer gewissen Zahl von Schüsseln, und beym Vesperbrote sind Wein, kalter Braten, geräucherte Wurst, Zunge, oder Schinken ziemlich gemein. Was das Drolligste dort ist, so dienen die Bewohner dieser beyden Städte einander zu einem ewigen Gegenstande des Scherzes und Vorwurfes! — „Die Züricher haben zwey Mägen!" ist eine gewöhnliche Sage zu Basel, und eben so oft hörte man zu Zürich von einem Basler Fresser. Beyde mußten sich also wohl von dieser Seite auszeichnen, und bey beyden lag die nähmliche Ursache zum Grunde, wie bey dem Wiener — ein hoher Grad von Wohlhabenheit, und eine zehrende Luft.

Jeder Mensch, der keine feine Erziehung genossen hat, wird die Freuden oder Genüsse der Tafel unter die höchsten Güter des Lebens setzen (und so denkt sehr oft auch der Mann von feiner Erziehung und geistigen Ressourcen!) Er wird also diesen Genuß sich verschaffen, so weit sein Beutel und seine Verdauungskraft es ihm erlauben. Geistige Vergnügungen sind selten der Genuß dieser Menschenclassen, und so werden sie überall, wo sie das Vermögen dazu haben, einen großen Theil desselben auf Essen, Trinken und zum Theil auf Kleidung wenden. Zu Wien sollen diese Leute auch sehr gut und bequem wohnen. Uebrigens wirft man dem Handwerker auch in einigen Städten von Norddeutschland vor, daß er dem Vergnügen ergeben sey und etwas beträchtliches auf seinen Magen wende. Es ist der Fall in einigen wohlhabenden Handelsstädten, und vermuthlich aus der nähmlichen Ursache, warum sich der Wiener diesen Genuß verschafft, — weil man einen guten und leichten Erwerb hat.

Noch geben die Consumtionslisten einen guten Aufschluß über die Eßlust ihrer Bewohner! Und da findet es sich denn, daß Wien jährlich eine ungeheure Masse von mancherley Dingen, ganz besonders aber von Fleisch verzehrt. Ich theile Ihnen die neueste mit, die sich haben läßt, nähmlich die vom vergangenen Jahre, die ein Herr von meiner Bekanntschaft die Güte hatte, mir zu verschaffen.

Consumoderen vom ersten Novbr. 1797 bis letzten Octbr. 1798 wie solche gegen das vorhergehende

	Vom 1sten Nov. 1796 bis 30. Oct. 1797.
Horn- und junges Vieh.	Stücke.
Schlacht-Ochsen	49,021
Schlacht-Kühen	1725
Große Kälber	1095
Dutten-Kälber (Säugkälber)	70,479
Schafe	58,476
Lämmer	190,399
Große Schweine	36,296
Mittlere Schweine	9686
Frischling	32,040
Spahnferkel	9089

Wein und Bier.	Eimer.	M.
Oesterreicher Wein	434,361	4½
Ungarischer und Ausländische Weine	11,749	32
Bier	394,227	15

Mehl und Gries.	Cent.	Pf.
Weißes Mehl	336,074	61
Schwarzes Mehl	483,895	39
Gries	6579	29

Extract
in die Stadt Wien herein gebrachten Consumtibilien, Jahr gestiegen oder gefallen sind.

Vom 1sten Nov. 1797. bis 30. Oct. 1798.	Ist das letzte gegen vorhergehende Jahre.	
	gestiegen.	gefallen.
Stücke.	Stücke.	
51,572	2851	—
1889	164	—
1213	118	—
70,356	—	123
73,378	14,902	—
179,799	—	10,600
37,972	1676	—
15,364	5678	—
35,972	3932	—
12,685	3596	—

Eimer.	M.	Eimer.	M.	Eimer.	M.
571,196	36	136,835	31 1/2	—	—
14,979	4	3,229	12	—	—
390,959	20	—	—	3267	35

Cent.	Pf.	Cent.	Pf.	Cent.	Pf.
353,692	86	17,618	25	—	—
529,831	92	45,936	53	—	—
4326	83	—	—	2252	46

Körner-Früchte.	Metzen.
Hülsenfrüchte	42,789, $\frac{3}{4}$
Weitzen und Korn	285,614
Gerste	82,434, $\frac{3}{4}$
Hafer	1,203,555, $\frac{1}{4}$

	Fuhren.
Heu	15,698

	Schab.
Stroh	1,308,822

	Cent.	Pf.
Unschlitt	28,235	12 $\frac{1}{4}$

	Klafter.
Brennholz	224,492, $\frac{1}{4}$

	Cent.	Pf.
Steinkohlen	27,058	53

	Cent.	Pf.
Brot	5008	37

	Cent.	Pf.
Fleisch, rohes	273	90 $\frac{1}{2}$

Metzen.	Metzen.	Metzen.
41,635,¼	—	1163½
245,138	—	40,466
75,362,½	—	7072¼
1,081,178	—	122,377½

Fuhren.	Fuhren.	Fuhren.
16,940	1242	—

Schab.	Schab.	Schab.
1,469,838	161,016	—

Cent.	Cent.	Cent.	Pf.
28,142	—	92	52½

Klafter.	Klafter.	Klafter.
285,048	60,555¾	—

Cent.	Pf.	Cent.	Pf.	Cent.	Pf.
32,292	67	1234	14	—	—

Cent.	Pf.	Cent.	Pf.	Cent.	Pf.
9913	38	4905	1	—	—

Cent.	Pf.	Cent.	Pf.	Cent.	Pf.
625	24½	351	34	—	—

(Da diese Listen zu mancherley Betrachtungen führen, und unter andern den Leser auch in den Stand setzen, einen Schluß auf die vermehrte, oder verminderte Bevölkerung zu machen, so will ich hier die Consumoliste von den Jahren 1801 und 1802 beyfügen.)

Consumo = Extract.

Vom ersten November 1801 bis letzten October 1802 in die Stadt Wien herein gebrachten Consumtibilien:

		1801.	1802.	gestiegen.	gefallen.
An Ochsen	St.	73,033	80,473	7440	—
= Schlachtkühen.	=	1847	1602	—	245
= großen Kälbern	=	3553	2871	—	682
= Dutten = Kälber	=	64,085	62,623	—	1462
= Schaafen	=	66,705	61,472	—	5233
= Lämmer	=	223,429	222,742	—	687
= großen Schweinen	=	36,182	46,101	9919	—
= mittlern detto	=	10,865	17,658	6793	—
= Frtschlingen	=	29,224	29,955	731	—
= Spannfärkln	=	14,226	15,643	1417	—
		Eimer.	Eimer.		
Oesterreicher Weine		488,491	471,849	—	16,641
Ungarischer auch Ausländer detto		21,562	38,868	17,306	—
Bier		356,516	460,309	103,792	—
		Centner.	Centner.		
Mehl weißes		388,170	398,984	10,813	—
detto schwarzes		424,296	328,985	—	95,310
Grieß		2810	6904	4093	—
		Metzen.	Metzen.		
Hülsen = Früchte		69,169	96,788	27,619	—
Weitzen und Korn		169,617	428,534	258,917	—
Gerste		150,797	126,832	—	29,964
Hafer		1,549,924	948,990	—	600,933
		Klafter.	Klafter.		
Brennholz		296,593	253,961	—	42,632
		Centner.	Centner.		
Steinkohlen		140,603	271,017	130,413	—
Brot		8051	7691	—	359
Rohes Fleisch		1041	1486	444	—

Ich habe seit langer Zeit keine Consumtionslisten von London gesehen, und die alten, die ich habe, möchte ich nicht mit denen von Wien vergleichen, weil wir, bis ganz kürzlich, so gar wenig Zuverlässiges über die Bevölkerung dieser größten von Europas Hauptstädten gewußt haben. Indessen glaube ich, daß auch nach einem ungefähren Ueberschlag es sich ergeben wird, daß Wien verhältnißmäßig mehr Fleisch verzehrt, als London. — „Also, werden Sie ausrufen, ist die Sache klar! Wie unmäßig muß der Wiener seyn, wenn er mehr Fleisch aufzehrt, als der Einwohner von London, da es allgemein bekannt ist, daß die Engländer die größten Fleischesser in der Welt sind!“ — — Gemach, lieber Freund! Der Schluß ist ganz und gar nicht richtig, so sehr auch der Anschein auf Ihrer Seite seyn mag. Wenn 250,000 Wiener mehr Fleisch verzehren, als 250,000 Londoner, so folgt daraus noch keinesweges, daß irgend ein einziger der erstern ein größerer, oder auch nur ein so großer Fleischesser sey, als mehrere unter den letztern. Ein einziger Blick auf die schmähliche Armuth, die Sie in London an der Seite des größten Reichthums finden, wird Ihnen die Sache auf ein Mahl klar machen. Zu Wien gibt es, wie ich schon gesagt habe, wenig von dieser Armuth, ja ich kenne keine große Hauptstadt, wo man weniger davon fände. Die Zahl der Wiener, die nicht täglich ihr Stück Fleisch haben, ist gewiß sehr klein; in London gibt es tausende und tausende, die oft weder Fleisch, noch sonst etwas bezahlen können. Wie wäre es also, wenn die nähmliche Zahl von Wienern mehr Fleisch verzehrte, als die nähmliche in London, — nicht, weil die erstern individuel größere Fleischesser sind, sondern weil unter jenen sehr viele sich befinden, die ganz und gar keines essen?

Daß übrigens, bey einer sehr zehrenden Luft, eine und dieselbe Person zu Wien eine größere Eßlust em-

pfindet, als an vielen andern Orten, wird jeder Fremde bemerkt haben, der gewohnt ist, auf sich selbst Achtung zu geben.

Am Ende liegt sehr wenig an der Sache; aber Reisebeschreiber sagen nun ein Mahl gern ihre Meinung über das, was ihnen vorkommt. Ein Wiener würde sich nicht lange dabey aufhalten. Er sagt: „Die Sache geht niemand etwas an," und da hat er auch Recht.

Was aber auch das Verhältniß des Wiener Essens gegen andere Länder seyn mag, so ist so viel gewiß, daß sie nicht in dem nähmlichen Maße trinken, in welchem sie essen. Ich habe Ihnen schon von den Häusern der Großen und Reichen gesagt, daß ihre Weine nicht ganz zu ihren Schüsseln passen; aber auch in Rücksicht auf Quantität habe ich in den öffentlichen Häusern immer die nähmliche Bemerkung gemacht. Die Sache fiel mir schon im Jahre 1794 auf, wenn ich an verschiedenen Orten, und besonders im Prater sahe, wie wenig bey der Menge von Speisen getrunken wurde. Auch geht das bis auf die ganz niedrigen Stände herab! Man sollte denken, daß an einem wohlhabenden Orte, wo man für weniger als zwölf Kreuzer eine Flasche Wein haben kann *), der gemeine Mann sich häufig betrinken würde, wie man das in der Schweiz, im Elsaß und in andern Weinländern sieht. Gleichwohl ist ein Betrunkener eine seltene Erscheinung in Wien;

*) Das Maaß Wein von der schlechtesten Sorte kostet jetzt 12 Kreuzer. In den Mittagsstunden stellen sich die Dienstbothen in langen Reihen vor die Keller, wo sie oft Stunden lang stehen müssen, ehe sie eingelassen werden können. In den Wirthshäusern, wo Bediente speisen, kostet das Maaß des wohlfeilsten Weines 20 und 24 Kreuzer, und doch ist er kaum so gut, als die Art, welche vor 10 Jahren um 10 Kreuzer ausgeschenkt wurde. (Auszug eines Briefes aus Wien vom J. 1803.)

und selbst von den Handwerksburschen, die man an vielen Orten am Sonntage, an einem blauen Montage, oder nach einem Zunftfeste auf den Gassen herumtaumeln sieht, ist mir hier äußerst selten einer vorgekommen. Auch ist die Einfuhr des Getränkes auf den Consumtionslisten außer allem Verhältnisse mit den Victualien.

Erlauben Sie, daß ich meine Bemerkungen über Wien mit ein paar Worten über den Nationalcharakter ganzer Völker, wie er gewöhnlich in der Ferne geschildert wird, beschließe. — Die Bemerkungen, die ich in den Ländern selbst gemacht habe, in denen ich gewesen bin, so wohl als an Individuen, die aus Ländern kamen, die ich nie besucht habe, widersprachen mehrentheils dem Charakter dieser Völker, wie er gewöhnlich im Gespräche und zum Theil in Büchern gegeben wird. So habe ich z. E. in allen den Spaniern, die ich je gekannt habe, nie den Ernst, die Gravität und die Steifheit finden können, wofür dieses Volk, nach der gewöhnlich angenommenen Meinung, bekannt ist. — In dem Franzosen habe ich selten jene anziehende und einnehmende Liebenswürdigkeit und den hohen Grad der feinsten Lebensart und Delicatesse, welche davon unzertrennlich sind, finden können, und welche ihnen doch so allgemein zugeschrieben werden. Hohe Discretion, welche nie gewisse Fragen erlaubt, sorgfältige und zarte Schonung der Eigenliebe anderer, unausgesetzte Achtung für anderer Leute Grundsätze, Meinung und Geschmack, und die Bescheidenheit, nicht zu glänzen und vor der übrigen Gesellschaft sich auszeichnen zu wollen, scheinen mir Grunderfordernisse einer feinen Lebensart zu seyn: und gerade diese Züge sind es, die ich unter Personen auch der höchsten Stände dieses Volkes oft vermißt habe. — Den Engländer habe ich nie in seinem eigenen Lande traurig, stumm und freudenleer gekannt, wofür er oft zum Sprichworte dient. — Der Deutsche ist keineswe-

ges der Trunkenbold, oder der plumpe Mensch, ohne feine Weltsitten, wofür man ihn in so vielen Ländern noch immer ausgibt. Und eben so habe ich Vieles ganz anders zu Wien gefunden, als man in der Ferne gewöhnlich meint, daß es sey. Soll ich annehmen, daß alle meine Individuen Ausnahmen und meine vieljährigen Bemerkungen falsch waren; oder darf ich nicht vielmehr vermuthen, daß die Charakterzüge ganzer Nationen, so wie wir sie in frühern Büchern und — aus diesen vielleicht in jedermanns Munde finden, falsch sind, daß sie einst das gewesen seyn mögen, oder so etwas, daß aber Jahrhunderte Abänderungen gemacht haben, während daß man in der Ferne, (und auch wohl in der Nähe) noch immer das nähmliche fortgesagt und fortgeschrieben hat. Es ist sogar viel leichter, seine Begriffe über Länder, Menschen und Dinge aus Büchern, als aus der wirklichen Welt zu hohlen; und dann ist es unbeschreiblich, wie sehr das ein Mahl Angenommene sich Jahrhunderte lang fortpflanzt. — In dem Natur- und Sittengemählde aus Schweden, Norwegen und Dänemark der Miß Wollstonecraft (Mrs. Godwin) findet sich hierüber eine merkwürdige Stelle, womit ich diesen Brief schließen will. — „Der Untersuchungsgeist charakterisirt unser Jahrhundert, und ihm wird das künftige ohne Zweifel einen großen Zuwachs von Erkenntniß verdanken; auch wird seine Verbreitung sicher die aufgepfropften Nationalcharaktere zerstören, die man für dauernd gehalten hat, da die Schuld davon doch nur an der Fortdauer der Unwissenheit lag."

Neunzehnter Brief.

Wiener Sprache — Diminutiven in l — man schreibt sehr unrichtig — Französisch — Italiänisch — Englisch — das Theater keine Schule für die Sprache — das große Publicum in Rücksicht auf Politik — der Erzwiener — Reise nach Laxenburg — Vöslau — Schönau — Baaden — Heiligenkreuz — Rückweg nach Wien.

Wien, den 18. April 1799.

Die Sprache der Wiener ist in Norddeutschland sprichwörtlich! So sehr ich auch eine Menge Sagen und Behauptungen über diese Stadt bestritten habe, so fürchte ich, daß ich in diese letzte mit einstimmen muß. Zwar sagen mir viele verständige Männer, daß man sich in den letzten zwanzig Jahren in diesem Puncte sehr gebessert, und wirklich große Fortschritte gemacht hat; allein dieses beweist mir nicht so wohl, daß man jetzt gut redet, als vielmehr, wie abscheulich diese Sprache vor zwanzig und mehr Jahren gewesen seyn muß. — Die Ausnahmen kommen hierbey in keine Betrachtung! Es gibt ihrer in der That in Menge, und ich kenne mehrere Personen, die ihre Muttersprache recht gut reden. Auch muß sich ein Fremder durch einen Umstand nicht irre führen lassen, der ungefähr überall statt findet, wo die Landessprache schlecht ist. Leute von Erziehung haben, neben ihrer täglichen, einheimischen Sprache, noch eine andere, welche der Bücher-

cherſprache näher kommt, und von der ſie mehr oder weniger Gebrauch machen, ſo bald ſie mit einem Fremden reden. Durch die eigentliche Landesſprache aber verſtehe ich die, welche die Einwohner regelmäßig unter einander reden, ohne Zwang und ohne Rückſicht auf Fremde. Es verſteht ſich, daß auch dann noch die einen beſſer, die andern ſchlechter reden, ſo wie man zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hannover ꝛc. auch einen großen Unterſchied findet, ſelbſt zwiſchen Leuten vom nähmlichen Stande. Nun dieſe tägliche, gewöhnliche Sprache iſt hier, im Ganzen, noch ſehr ſchlecht; und, ſo liebenswürdig und angenehm auch die Wienerinnen ſind, ſo habe ich dieſe Sprache, ſelbſt in ihrem reitzenden Munde und in Begleitung aller Schönheit ihres Geſichts und aller Anmuth ihrer Manieren, doch nie angenehm finden können. Ich bin oft erſchrocken, wenn ich, dicht neben mir, im Schauſpiele, oder in einem Concerte, wo ich keine Leute von niedrigen Ständen erwartete, eine Sprache hörte, wie ſie viele Dienſtmädchen im Norden nicht reden. Ich ſehe mich um, und entdecke ein Frauenzimmer, geziert mit allem, was natürliche Schönheit, eine geſchmackvolle Kleidung und die Sitten der feinen Welt geben können. Anfangs ſetzte ich öfters Mißtrauen in den äußern Schein, und glaubte, daß das, was ich ſah, bloß ſpäterer, zufälliger Erwerb wäre, die Sprache hingegen den eigentlichen wahren Stand der Perſon verriethe. Allein ich irrte mich, und fand häufig in der Folge, daß es Damen vom erſten, oder zweyten Range waren. Wenn ich dieſe Sprache in Geſellſchaft hörte, von Perſonen hörte, die vielleicht kurz vorher eine ſehr verſchiedene mit mir geredet hatten, ſo konnte ich vollends gar keinen Zweifel mehr darüber haben.

Die Gewohnheit, eine Menge Wörter im Diminutiv zu gebrauchen, und zwar in Oberdeutſcher Mund-

art, nach welcher sie sich nicht in — chen, sondern in — l enden, ist noch immer sehr gemein; dadurch aber, daß man vor dem l das vorhergehende, oder nachfolgende e wegläßt, wird sie einem Sächsischen Ohre überaus unangenehm. Daraus entstehen denn die Wörter Buberl, Häusl, Kasperl, Kleidl, Kuchl, Zimmerl und unzählige andere. Dadurch verliert das Wiener Deutsch alles Angenehme, das man in mehreren Provinzialsprachen so gern hört, wenn sie von einem schönen Munde geredet werden. Wer hört nicht mit Vergnügen eine Brandenburgerinn, auch dann noch, wenn sie bey jedem vierten, oder fünften Wort einen Sprachfehler macht! Das Wiener Deutsch hat etwas Gemeines und Grobes, und, wenn es ganz schlecht gesprochen wird, etwas Harlekinartiges. Ich hatte einst ein Geschäft mit einem Italiänischen Balletmeister, der sein Deutsch zu Wien gelernt hatte. So lange ich Italiänisch mit ihm sprach, glaubte ich, einen Mann von vielem Anstande und gutem Tone vor mir zu sehen; so bald er aber Deutsch redete, hörte ich einen Hanswurst, gerade wie man sie auf den Bühnen der wandernden Aerzte und der Puppenspieler zu hören gewohnt ist.

Indessen ist die Sprache eines Wieners von einiger Erziehung von der des gemeinen Volkes gar sehr unterschieden, in der Aussprache sowohl, als in der Menge von Provinzialwörtern, wovon beyde Theile Gebrauch machen. Die letztern, die ich nur gelegentlich in den Gassen und an einigen öffentlichen Orten belauschen kann, verstehe ich noch immer nicht ganz, und würde auch nie große Fortschritte darin machen, eben darum, weil ich sie nur selten hören kann; denn selbst viele Leute aus den ganz niedrigen Ständen haben doch auch eine Art von einer zweyten Sprache, von der sie mehr oder weniger Gebrauch machen, um dem Fremden,

mit dem sie reden, verständlich zu werden. Dieser Zug ist fast allen Ländern eigen, wo man nicht die Büchersprache redet; ich habe ihn besonders in Italien oft bemerkt, wo die Toskanische Sprache wenig geredet wird, und wo man doch ungefähr überall etwas davon versteht. Oft, wenn ich im Neapolitanischen, im Venezianischen, im Genuesischen Gebiethe einem Postknechte, einem Aufwärter mich verständlich gemacht, und auch das, was er mir sagte, entziffert hatte, wendete er sich von mir und redete mit seinen Landsleuten eine Sprache, von der ich beynahe gar nichts verstand.

Was der guten gesellschaftlichen Sprache in Wien noch lange nachtheilig seyn wird, ist, daß es der Leute so gar viele gibt, die sie höchst unrichtig schreiben. Ich habe mich oft belustiget, allerhand Anschlagzettel und öffentliche Nachrichten zu lesen. Auf einer halben Quartseite fand ich immer von neun bis funfzehn Schreib- und Sprachfehler. Kein Zimmer können sie zum Vermiethen ausbiethen, ohne mehrere Fehler zu machen. — Ich weiß freylich wohl, daß es gewöhnlich der Hausmeister ist, der diese Zettel schreibt; aber auch in andern, die von besser erzognen Menschenclassen entworfen werden, habe ich unverzeihliche Fehler bemerkt. Selbst die öffentlichen Anzeigen von Obrigkeitswegen sind mehrentheils in einer abenteuerlichen Sprache abgefaßt und mit Fehlern ausgestutzt. Indessen will ich über diesen Punct nicht zu strenge seyn, so lange ich noch in Norddeutschland Kanzleyen und hohe Collegien kenne, die selten einen Befehl ausgeben, in dem sich nicht etliche Sprachfehler fänden, wofür ein Schulknabe, wenn er sie in der lateinischen Sprache machte, bestraft werden würde. — Zu Wien sind auch viele Schriftsteller von solchen Fehlern nicht frey! Die größere Zahl derer, die kleine Schriften, (Pamphlets,) fliegende Blätter und — was ich die currente Litteratur nennen möchte —

schreiben, haben eine verdorbene Sprache, und klein ist die Zahl derer, die sich eines ganz reinen Styles rühmen können.

In diesem Mangel an einer feinen, gebildeten Gesellschaftssprache liegt zum Theil auch wohl die Ursache, warum noch immer in Gesellschaften so viel Französisch gesprochen wird, so sehr man auch im Ganzen diese Nation verabscheuet. Uebrigens wird in großen Städten die Französische Sprache noch lange gangbar bleiben, und ganz vorzüglich zu Wien, wegen der außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Völkern, die sich hier in allen vermischten Gesellschaften zusammen treffen. Die Französische Sprache ist das allgemeine Band, durch das man alle an einander knüpfen kann; ein jeder versteht sie, ein jeder spricht sie, schlecht, oder gut. Die Gewohnheit, immer Ausländer um sich zu sehen, macht denn, zum Theil, daß die Menschen aus den höhern Ständen immer in der Gewohnheit bleiben, Französisch zu reden, so sehr, daß sie diese Sprache auch häufig unter sich selbst gebrauchen. Und so wirkt denn dieser Umstand wieder zurück, und wird eine von den Ursachen, warum man sich nicht mehr bemüht, die Deutsche Gesellschaftssprache auszubilden.

So gewöhnlich auch die Französische Sprache hier ist, so wenig gibt es Personen, die sie vorzüglich gut reden. Manche fehlen in den ersten Grundsätzen, und in den Geschlechtern, so, daß sie häufig einem Französischen Worte das Geschlecht geben, welches es in der Deutschen Sprache hat. Außerdem wird hier auch noch Italiänisch gesprochen, wie es sich denn in einer Hauptstadt erwarten läßt, zu welcher ansehnliche Italiänische Provinzen gehören. — Allmählich hat auch die Englische den Stempel der Mode bekommen; doch ist sie noch keinesweges allgemein.

In Frankreich und England betrachtet man das Theater als eine Schule für die Sprache. In der That ist

ist auch zu Wien die Theatersprache weit besser, als die der Gesellschaft; indessen ist sie doch immer mehr oder weniger fehlerhaft. Ich will sie keinesweges mit der Strenge und noch weniger mit den Vorurtheilen eines Norddeutschen beurtheilen; denn nicht alles ist auf der Wiener Bühne verwerflich, was uns mißfällt; aber es finden sich mancherley Fehler, die immer wichtig genug sind, um mehreren der hiesigen Schauspieler und Schauspielerinnen den guten Ton der Gesellschaft abzusprechen. Selbst diejenigen, die von andern, und besonders Nordischen Bühnen hierher gekommen sind, nehmen nach und nach den Wiener Ton an: und ich glaube, sie sind gewissermaßen dazu genöthiget.

Unser Aufenthalt in dieser Stadt geht zu Ende, und mit ihm meine Nachrichten über dieselbe! Ich habe mich bemüht, den Wiener zu mahlen, wie ich ihn gesehen habe, und mancherley Vorwürfe zu widerlegen, die man ihm hin und wieder und, in meiner Meinung, mit Unrecht gemacht hat. Man freuet sich, wenn man auf andere stößt, die ungefähr auf die nähmliche Art sehen, wie wir: und in dieser Rücksicht, so wie in unzähligen andern, habe ich die „Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau ꝛc. Berlin, 1795." mit großem Vergnügen gelesen. Das Bild, das der Verfasser im dritten Theile von Wien entwirft, ob es schon nur 100 Seiten einnimmt, gehört unter das Beste, Wahreste und Treffendste, was ich über diese Stadt gelesen habe. Er mißt den Ort mit keinem kleinlichen Maßstabe, geht nicht von eingeschränkten Begriffen aus, und überläßt sich den Gefühlen, die diese Stadt einer heitern, unbefangenen Seele einflößt.

Nun noch ein Wort über das Wiener Publicum, in Rücksicht auf sein Betragen gegen die Regierung! — Außer dem Engländer kenne ich kein Volk, das so vielen Antheil an den öffentlichen Begebenheiten nähme, wie der

Wiener; nur darin ist er von jenem gänzlich verschieden, daß er sich nicht in die innere Verwaltung des Landes mischt. Er setzt schon voraus, daß diese so gut ist, als eine Staatsverwaltung möglicher Weise nur seyn kann *). Und dann sind alle Verhandlungen der Regierung so äußerst geheim, und das Volk ist schon so lange, durch mancherley Mittel, gewöhnt worden, sich nicht darein zu mischen. Aber alles, was auswärtige Politik, Frieden und Krieg und die Verhältnisse dieses Landes mit andern angeht, — das ist sein Fach; damit beschäftiget sich der Wiener ohne Unterlaß; daran nimmt er den wärmsten Antheil; davon schwatzt er in allen Kaffeehäusern, an allen öffentlichen Orten. Alle Feinde seines Landes sind auch die seinigen! Eben darum liebt er seine Bundesgenossen, so lange er glaubt, daß sie redlich handeln, und betrauert jeden widrigen Zufall, der einem Lande begegnet, dessen Interesse mit dem seinigen zusammen hängt. Welche Jammergesichter habe ich nicht im Verlaufe dieses Winters gesehen, wenn die bösen Nachrichten aus Neapel kamen, und wie klärte jede Runzel sich auf bey den erfreulichen Lügen, die uns so oft durch Privatnachrichten aus Italien zugeschickt wurden! —

Der Sieg bey Abukir kann in London kaum mehr Vergnügen gemacht haben, als in Wien, und Lord Nelson kann dort nicht mehr der Held des Volkes seyn, als hier. Ein Englischer Seehauptmann, der kurz nach der

*) Aus einem Briefe aus Wien 1803. — „Nach den Unfällen des letzten Krieges, seitdem die Abgaben erhöht worden sind, das bare Geld gänzlich verschwunden ist, und die Theurung sich auf alle Bedürnisse erstreckt hat, glaubt niemand mehr, daß die Staatsverwaltung die möglichst beste sey. Auch hat sich das Interesse, welches man während des Krieges an den auswärtigen Angelegenheiten nahm, seit dem Frieden ganz auf die innern Angelegenheiten eingeschränkt.

Schlacht hier durchging, ließ einen Abriß von der Stellung der Flotten zurück, der sogleich in Kupfer gestochen und mit großer Begierde gekauft ward. Noch immer sah ich bey meiner Ankunft das Volk in Haufen vor den Läden stehen, wo man diesen Kupferstich zur Schau hing. Auch verfertigte man Dosen mit Nelsons Portrait, die in großer Menge abgingen, und die, ob sie schon ziemlich schlecht waren, oft von sehr hübschen Leuten getragen wurden. Eben so vervielfältigte sich immer mehr und mehr sein Portrait, in mancherley Größen, in den Kupferstichläden. Auch hing ein Krämer anderer Art diesen Helden über die Thür seines Gewölbes, benannte es nach Nelson und erwartete mehreren Absatz.

Als wir, nach Oeffnung des gegenwärtigen Feldzuges, die Nachrichten von den Siegen erhielten, die so schnell und so glorreich auf einander folgten, war ein großer Theil des hiesigen Pnblicums in einer Art von Trunkenheit! Die Hofzeitung, die wöchentlich nur zwey Mahl erscheint, gab denn, nach der Ankunft eines jeden Couriers von Wichtigkeit, ein besonderes Blatt aus, nach welchem man sich so drängte, daß die, welche darnach geschickt wurden, bisweilen eine Stunde und drüber warten mußten, ehe sie es bekommen konnten.

Auf diese Art macht der Wiener immer mit seinem Fürsten gemeinschaftliche Sache! Geht etwas übel, so wird er nicht leicht die Regierung tadeln, oder denken, daß es ihre Schuld seyn könne; im Gegentheil wird er seinen Fürsten bedauern, bedauern seine braven Krieger, ja bedauern selbst den Minister, wenn er sich nicht besondere Mühe gegeben hat, das Volk mit sich unzufrieden zu machen.

Aus eben dieser Stimmung läßt sich die äußerste Erbitterung gegen Preußen erklären, die sich bey allen Gelegenheiten zeigt! Eigentlich fühlt man über diesen Punct noch alte Wunden. Man hat es den Preußen nie verge-

ben, daß sie Schlesien wegnahmen, daß sie Theresien ein zweytes Mahl und sieben Jahre lang bekriegten, und daß sie im Jahre 1778 Oesterreich hinderten, seine gerechten Ansprüche auf Bayern geltend zu machen. — Der Wiener ist fest überzeugt, daß Joseph den großen Friedrich damahls überwunden haben würde, wenn nicht seine Mutter ihm die Hände gebunden und sich durchaus gegen alles Blutvergießen erklärt hätte. Alle diese alten Wunden waren nur übel geheilt, als der Coalitionskrieg anfing. Der besondere Friede, den Preußen kurz nachher machte, brachte die Oesterreicher aufs neue auf, so wie die entschlossene Weigerung des gegenwärtigen Königes, der neuen Coalition beyzutreten. Die Erbitterung ist jetzt so groß, daß sie selbst in vermischten Gesellschaften hin und wieder laut wird, und in Ausdrücke ausbricht, die nichts weniger als sanft sind. Wirklich kann ein Reisender aus den Staaten der Preußischen Monarchie einen Aufenthalt zu Wien jetzt nichts weniger als angenehm finden, weil viele sich so gar oft vergessen und Dinge sagen, die höchst beleidigend für ein Preußisches Ohr seyn müssen. Auch sieht man hier beynahe keine Reisenden von dieser Nation. —

Der Feldzug nach Champagne ist ein anderer Gegenstand, über den der Wiener nie mit Gleichgültigkeit spricht. Ueber diesen Punct ist er unerschöpflich, und selbst viele Officiers, die den Feldzug mit machten, treten in diese Klagen ein. Da wird dann Alles so ganz anders erzählt, als wir es in Norddeutschland zu hören gewohnt sind.

Der Erzwiener.

Es gibt ein Wesen hier, das man den Erzwiener nennt. Eigentlich läßt sich das Wort Erz mit dem Nahmen einer jeden Stadt verbinden, und zeigt einen Menschen an, der wenig mehr von der Welt kennt, als diesen Ort, und in welchem sich alle Vorurtheile des ge-

nannten Ortes in einem hohen Grade vereiniget finden. Auf diese Art könnten Sie sagen der Erzbraunschweiger, der Erzfrankfurter, der Erz — was Sie wollen. Alle diese Benennungen aber geben nur einen halben, dem Fremden fast unverständlichen Begriff, weil diese Städte nicht wichtig genug sind, um etwas vorzüglich Eigenes, oder hervorstechend Charakteristisches zu haben. Auch bescheiden sich die Bewohner aller minder wichtigen Städte von selbst, und wissen gar wohl, daß sie nicht unter Europa's Hauptstädte gehören, und daß es so manche andere Orte gibt, in denen dieses und jenes größer, schöner, herrlicher seyn muß, als bey ihnen. Daher kommt es denn, daß die Einwohner der Mittelstädte immer mit Aufmerksamkeit und Bewunderung alles Neue, das ihnen von außen her zugeführt wird, anstaunen, willig aufnehmen, nachahmen. Sie sind oft nur zu geneigt, einer Sache bloß darum einen Werth beyzulegen, weil sie nicht auf ihrem Grund und Boden gewachsen ist. — Nicht so der Erzpariser, der Erzwiener! Es scheint also, daß ein Ort einen hohen Rang unter den Hauptstädten von Europa haben müsse, wenn man mit Schicklichkeit einer gewissen Zahl ihrer Einwohner das Wort Erz — beylegen will.

Sie kennen aus Mercier den Erzpariser: es versteht sich von selbst, daß dieser mit dem Erzwiener eine Menge Züge gemein haben müsse; andere hingegen sind dem letztern ganz vorzüglich eigen. Der Erzwiener ist denn vor allen Dingen, so wie jener, ein Wesen, das an dem Orte, von dem es den Nahmen führt, geboren und erzogen worden ist, und dessen eingeschränkte Erziehung und daher entstehender Mangel an Kenntnissen ihm nie erlaubt hat, einen freyen, unbefangenen Blick in die weite Welt zu thun. Von Jugend auf an die Herrlichkeiten von Wien, und selbst an das Mangel- und Fehlerhafte dieser Stadt gewöhnt, glaubt er, daß hier Alles einzig in seiner Art

sey, daß ungefähr jede Sache, die der Ort besitzt, den höchsten Grad von Vollkommenheit habe, und daß man folglich außerhalb Wien nirgends die Glückseligkeit finden könne, die dieser selige Wohnsitzt gewährt. — Jeder beschränkte, nicht philosophische Kopf hat eine Menge Vorurtheile gegen Alles, was ihm fern ist, was außerhalb des Bezirks seines Aufenthalts liegt, und er fühlt eine gewisse Abneigung, sich über diese Grenzen hinaus zu verlieren, und das wenige Gute, das sich etwan da finden mag, aufzusuchen; der Erzwiener hingegen denkt sich dabey geradezu Barbarey und Entbehrungen aller Art, denen er auf einer Reise ausgesetzt seyn würde. Er verlacht diejenigen als Thoren, welche sich (nach seiner Meinung) unzähligen Ungemächlichkeiten aussetzen, um, wenn es auch aufs höchste kommt, Dinge zu sehen, zu lernen, oder zu genießen, wovon er einige eben so gut, die mehresten aber weit besser in Wien sehen, lernen und genießen kann. Wien ist und bleibt ihm nun einmahl die Hauptstadt von Deutschland, und alle andere Orte dieses großen Reichs denkt er sich als freudenlos, arm, kleinlich, unbequem, geschmacklos, vielleicht gar hungernd, oder doch auf alle Fälle unter vielen Entbehrungen arbeitend und leidend.

Bis hierher gleicht der Erzwiener so ziemlich dem Erzpariser! Aber ich komme nun auf einige Unterscheidungszeichen, die dem erstern ganz vorzüglich eigen sind, und wodurch er gegen jenen einen widerlichen Abstich macht. Der Erzpariser (ich rede durchaus von den vergangenen Zeiten der Monarchie) hatte immer eine gewisse Leichtigkeit, einen freyen Scherz und einen witzigen Spott, die ihm ein Ansehen von wirklicher Ueberlegenheit gaben, welches uns bisweilen bewog, ihm seine Vorurtheile und seine Unwissenheit zu verzeihen. Er wußte, Ihnen die Herrlichkeiten von Paris so angenehm und so einleuchtend vor das Auge zu stellen, daß Sie bisweilen geneigt waren, ihm Beyfall zu geben, und mit ihm zu glauben, Paris

sey wirklich in jeder Rücksicht der erste Ort in der Welt. Und wirklich hat diese Stadt auch für den denkenden und kaltvernünftigen Mann Vorzüge, die man nirgends sonst fand.

Der Erzwiener hingegen hat etwas Plumpes, Dummstolzes, ohne Höflichkeit und ohne Schonung Verachtendes, und eine so nackte, so unbemäntelte Unwissenheit, daß man Mitleiden mit ihm fühlen würde, wenn nicht sein Stolz und seine zuversichtliche Ueberzeugung des Besserwissens empörte. Er untersucht sehr selten und spricht immer ab. Ueber das Verhältniß Oesterreichs gegen andere Mächte hat er die sonderbarsten Begriffe, und dehnt seine Gewalt und seinen Einfluß selbst bis auf die Seemächte aus. In allem steht ihm Oesterreich oben an. Immer hat seine Regierung recht, und Alles, was je gegen Oesterreich unternommen worden ist, betrachtet er als ein Verbrechen, als eine Art von Hochverrath, als eine Empörung, der die Geringern sich gegen den Bessern und Höhern schuldig gemacht haben. Dieß ist besonders der Fall mit allem, was das Haus Preußen angeht. Er schimpft, statt zu räsonniren, und verurtheilt, anstatt anzuhören. Selbst Friedrich dem II. läßt er kaum gemeine Gerechtigkeit wiederfahren. Ueber das Deutsche Reich hat er die verworrensten Begriffe, und verwechselt ohne Unterlaß den Kaiser mit dem Monarchen der Oesterreichischen Staaten. — Er betrachtet alle Länder, alle Provinzen, die dieser Dynastie je gehört haben, als ein rechtmäßiges Besitzthum, das man seinem Herrn entrissen hat, und vergißt dabey ganz und gar, daß viele Ländereyen durch Tausch und Aequivalent für andere an Oesterreich gekommen, oder wieder abgegeben worden sind. So hat er z. E. in diesem Augenblicke sein volles Augenmerk auf die Oesterreichische Lombardey gerichtet, und sagt häufig, wenn er davon redet, „unsere Leute," während daß er die gewesenen Venezianischen Staaten eben so sehr wie

eine Oesterreichische Provinz betrachtet, als hätten sie zu allen Zeiten diesem Hause gehört.

Gegen Alles, was ihm von außen her eingeführt wird, hat er eine unaussprechliche Abneigung, und eine eben so blinde Vorliebe für das, was auf seinem Boden wächst, in seinem Mittel entsteht. — Für das Neue aller Art hat er keinesweges Abneigung; im Gegentheile gaffet er es mit vieler Behaglichkeit an; nur muß es nicht aus der Fremde kommen, nur muß es ihm von Leuten vorgelegt werden, die entweder selbst Wiener sind, oder durch einen langen Aufenthalt das Bürgerrecht erhalten haben. Am wenigsten kann er das Fremde dulden, wenn es mit seinem Einheimischen in geradem Widerspruche steht. — Einen auffallenden Beleg für diesen Zug gab mir der Aufenthalt, den die Berliner Schauspielerinn, Me. Unzelmann, hier machte. Da ich jedes Mahl, so oft sie spielte, und alle Mahl sehr zeitig ging, so hatte ich Gelegenheit, eine Menge Urtheile, und unter diesen unbeschreiblich viel Verkehrtes und Abgeschmacktes zu hören. Man will keine neue Art, eine Sache vorzustellen, keinen neuen Begriff über eine Sache annehmen, oder zulassen! „Wir sind zeither bey der Art und Form, unter der man uns etwas gegeben hat, zufrieden und glücklich gewesen; folglich muß jede Abweichung davon verworfen werden.“ — Selbst viele von denen, die mit Treuherzigkeit gestanden, daß die Berlinerinn gewisse Dinge besser spiele, als man sie zeither gesehen hatte, setzten noch immer hinzu: „Aber sie nimmt unserer Adamberger diese Rollen weg: und unsere Adamberger hat uns so lange unterhalten.“ — So lächerlich auch eine solche Rede ist, so muß ich doch dem Zuge von Gutmüthigkeit, der darin liegt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; ja ich muß ihn als einen neuen Zug im Charakter des Erzwieners auftragen, wodurch er sich sehr von dem Erzpariser unterscheidet. Gutmüthigkeit blickt im Wiener bey allen Gelegenheiten

durch, und immer ist er bereitwillig, Sie an allen den Herrlichkeiten Antheil nehmen zu lassen, welche er für den ausschließlichen Antheil dieser beglückten Stadt hält.

Glauben Sie ja nicht etwan, daß ich Ihnen in diesem Gemählde eine Carricatur habe aufstellen, oder eine Satyre auf Wien schreiben wollen. Sie kennen meine Anhänglichkeit und Liebe für diese Stadt! Auch habe ich nicht den Wiener, sondern den Erzwiener geschildert, folglich ein Wesen, das vor den übrigen sich auszeichnet und gewisse Eigenschaften in einem höhern Grade hat, als die Gemeinheit der Einwohner dieser Stadt.

„Aber wo findet man," fragen Sie vielleicht, „diesen Erzwiener?" — Eigentlich, wenn Sie wollen, in allen Classen, mehr oder weniger; doch muß ich sogleich hinzusetzen, daß er mir weit mehr an öffentlichen Orten, im Kaffeehause, im Speisehause, im Parterre ꝛc. vorgekommen ist, als in den Gesellschaften, die ich besucht habe. Leute vom ersten und zweyten Range, so wenig sie auch gewöhnlich reisen, haben doch immer etwas von fremden Ländern gesehen, und einen Theil der einheimischen Vorurtheile abgelegt; auch leben diese so viel mit Fremden, daß sie schon durch diese mancherley Kenntnisse erhalten, wenn sie sie nicht schon durch eine bessere Erziehung bekommen hätten; von dem Erzwiener aber versteht es sich von selbst, daß er wenig mit Fremden zu thun hat, daß seine Kenntnisse mager sind, und daß seine Erziehung höchst eingeschränkt gewesen ist.

Eine Frühlingsreise.

Wien, den 22. April 1799.

Wir wollten schon längst eine kleine Ausflucht machen, die wir aber immer verschoben haben, um, so viel als möglich, die Natur im Frühlingskleide zu finden. Die Gegenden, die wir besucht haben, waren noch um

mehrere Tage weiter zurück als die, welche unmittelbar um Wien liegen.

Wir gingen zuerst nach Laxenburg, wo man, seitdem ich es nicht gesehen habe, mancherley Anlagen gemacht hat; sie sind aber größtentheils in einem Geschmacke, daß dieser Kaiserliche Lustsitz wenig dadurch gewonnen hat. Er hat von der Natur den großen Vortheil, daß ein fließendes Wasser durchgeht! Sollten Sie wohl glauben, daß man dieses in eine schnurgerade Linie gezogen hat, um die Wirkung eines Canals hervor zu bringen? — Die Gebäude, die man seit kurzem da errichtet hat, sind noch weit seltsamer! Vorzüglich zeichnet sich das so genannte Haus der Laune aus, welches in der That auffallend genug ist. Nicht bloß Laune gehörte dazu, es mußte eine höchst ausgelassene Phantasie seyn, die auf alle die Einfälle gerathen konnte, die man hier ausgeführt hat. Oben auf dem Dache stehen große Zuckerhüte; der Rand der Gallerie wird von lauter Katzen getragen; jede Seite des Hauses sieht anders aus, und alle sind in zehnerley Farben gemahlt. Der Keller ist oben unter dem Dache, und tolle, groteske Figuren und Gesichter gucken überall hervor.

So ziemlich im nähmlichen Geschmucke sind mehrere kleinere Gebäude angelegt, worunter denn auch das Fischer Dörfl gehört. — Das Schloß ist, wie bekannt, niedrig, aber von ungeheuerm Umfange. Die Zimmer sind sehr bewohnbar, aber einfach, wie alles, was der regierenden Familie von Oesterreich gehört. Einige Gemählde und Zeichnungen sind so beschaffen, daß eine schlichte papierne Tapete besser seyn würde, weil diese wenigstens ohne Ansprüche wäre. Die Kaiserliche Familie wohnt nicht in dem Schlosse, sondern in einem unscheinbaren und unregelmäßigen Gebäude, welches ehedem eine feste Burg war. — (Seitdem ist im Laxenburger Garten ein Ritterschloß, ganz nach alter Form, mit Gräben, Zugbrücken, Fallthüren u. s. w. erbaut worden. Ge-

mahlte Fensterscheiben und vieles andere Geräthe sind aus alten Burgen in Oesterreich und Baiern herbeygeschafft worden. Nicht weit davon steht ein großer Turnierplatz.)

Von hier gingen wir, über Baaden, nach Vöslau, einem Rittergute des Grafen von Fries, das am Fuße jener schönen und hier sehr romantischen Hügel liegt, welche ein wenig über Wien an der Donau anfangen, wo die ersten unter dem Nahmen Kahlenberg, Galitzin- und Cobenzelberg bekannt sind, hinter Schönbrunn sich hinziehen und in deren Nähe auch Baaden liegt. — Merkwürdig ist auf diesem Sitze eine sehr große Einhegung mit Fasanen und Hasen. Letztere sind hier in solcher Menge, daß man mir sagt, es würden ihrer jährlich an die 400 geschossen. Das merkwürdigste aber ist ein Keller, der sehr gesehen zu werden verdient. Er ist, in einiger Entfernung vom Schlosse, in einem Berge ganz in Felsen gehauen, und hat, da er um ein Felsenquadrat wie vier Gassen herumläuft, einen solchen Umfang, daß er gewiß über 2000 Schuh lang ist. Die Höhe ist wahrhaft majestätisch, und die größten Fässer, wenn man sie auch über einander setzte, würden die Decke nicht erreichen. „Wer konnte hier diesen ungeheuern Keller bauen lassen, und zu welchem Zwecke?" — Da erfuhr ich, daß der letzte Graf die Anlagen dazu vorfand und ihn zu der jetzigen Größe erweitern ließ, damit er zu einer Niederlage für Weine diene, die er in der ganzen Gegend aufkaufte.

Im Garten sind zwey Figuren von Carrarischem Marmor von dem Professor Zauner, die den Grafen und seinen ältesten Sohn vorstellen; sie stehen in einem Tempel, unter welchem das Familienbegräbniß ist, wo auch die Körper der zwey ersten Grafen von Fries in einer Art von Columbarium eingemauert sind. — Die Kälte des vergangenen Winters hat hier alle ausländische Reben und die allermehresten edlen Fruchtbäume getödtet.

Von Vöslau gingen wir noch eine kleine halbe Meile weiter nach Schönau, dem Sitze des Baron von Braun, der ehemahls der Fürstlichen Familie Craschalkowitz gehörte. Fast der ganze Garten war eine Scene der Verheerung, und alles zeugte von neuen Entwürfen, die hier ausgeführt werden sollen. (Seitdem hat man aus Wien mir geschrieben, daß diese Anlagen, und besonders der sogenannte Tempel der Nacht, sehr sehenswerth sind und in der schönen Jahreszeit eine Menge Menschen herbeyziehen.)

Wir übernachteten zu Baaden in der Krone, wo wir drey gute, reinliche Zimmer; eine artige Abendmahlzeit und ein gutes Frühstück hatten, und alles das für drey Gulden. Ich erfuhr, daß der Wirth, selbst in der vollen Badezeit, (denn daß der Ort ein Bad ist, werden Sie schon aus dem Nahmen geschlossen haben) für einen halben Gulden des Tages jedes Zimmer vermiethe, welche Wohlfeilheit um so merkwürdiger ist, da ich weiß, daß dieser Ort im Sommer von vielen Reichen besucht wird und daß, wie ich hörte, die Zahl der Gäste sich bisweilen auf 1100 beläuft.

Das Städtchen ist klein, aber ziemlich rein und heiter, und erhält seinen Ruf, seine Gesellschaft und seine Nahrung durch eine milchwarme Quelle, deren Hauptgehalt Schwefel ist. Sie wird von allen Arten von rhevmatischen Kranken besucht, noch weit mehr aber von wohlhabenden, nicht kranken, aber müßigen Wienern, die im Sommer Scharenweise hierher kommen. Man badet; doch höre ich, daß das Wasser auch bisweilen, wiewohl seltener, getrunken wird. Es entspringt in Felsen am Abhange eines Hügels, an welchem einige hübsche Anlagen und Spaziergänge sich befinden. — In der Stadt ist ein Casino, wo man sich zur Gesellschaft versammelt, tanzt, spielt ꝛc.

Anstatt gerade nach Wien zurück zu gehen, nahmen wir einen Weg, der in das Herz der Bergkette führt, an welcher Baaden liegt, und deren ich weiter oben gedacht habe. Wir kamen, eine gute Meile lang, durch eine höchst romantische und wilde Gegend in das heilige Kreuz, eine reiche Benedictiner-Abtey von großem Umfange, die aber jetzt nur vierzig Mönche hat, weil sich seit einiger Zeit wenig Candidaten melden. Der Pater Schatzmeister zeigte uns mit vieler Gefälligkeit den Schatz, wo aber jetzt wenig mehr zu sehen ist, als eine reiche Monstranz und ein wohl eingefaßtes Stück vom wahren Kreuze. — Die so genannte Kunstkammer, die der Pater Prior in Verwahrung hat, welcher erst aufgesucht werden sollte, wünschten wir nicht zu sehen, und von der Bücher-sammlung sagte der Schatzmeister, daß sie wirklich des Sehens nicht werth wäre.

Von hier gingen wir abermahls eine starke Meile, noch immer durch ein schönes, romantisches Land, und kamen nach Brühl, einem angenehm gelegenen Orte, der dem Fürsten Poniatowsky, Oheim des letzten Königes von Pohlen, gehört. Dieser ganze Strich, und besonders die ganze Gegend um Brühl, erinnerte mich lebhaft an den Plauenschen Grund bey Dresden und an jenes ganze Thal bis nach Tharandt.

Wir erstiegen einen Hügel und genossen einer weiten Aussicht bis nach Mähren, Ungarn und Steyermark, in welcher die Stadt Wien, und die vielen Dörfer, die in der Nähe dieser Bergkette liegen, einen eben so angenehmen, als interessanten Anblick gewähren. Auch hier ragte der Schneeberg über alles hervor! Er liegt in Niederösterreich dicht an Steyermark, und ist gewöhnlich, einen großen Theil des Sommers hindurch, mit Schnee bedeckt, jetzt aber fast bis an den Fuß herab. Man sieht ihn von den Wällen zu Wien, zu Laxenburg, und noch besser zu Vöslau.

Im Brühl fanden wir ein Wirthshaus mit einem hübschen Tanzsaale, wo sich im Sommer oft mehrere hundert Wiener versammeln.

Das Städtchen Mödling liegt an der Oeffnung der Schlucht, aus der wir kamen, nachdem wir Brühl einige Zeit im Rücken gelassen hatten. Die Berge verschwanden auf ein Mahl, wir fuhren durch eine vollkommene Ebene und erreichten nach zwey Stunden die Kaiserstadt.

Ende des dritten Theiles.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Beylage
zum dritten Theile.

D. Meilen

Stralsund (zum goldnen Löwen, gut.)
Greifswald . = = = — 4
Anclam (zum Kronprinzen, gut) = — 4
Uckermünde = = = = — 3
Falkenwalde (schlecht) = = = — 5
Stettin (im Hotel von Preußen, gut) — 2
Pyritz = = = — 5
Soktin (auf der Post, sehr erträglich) — 3
Neudamm = = = — 3
Cüstrin = = = — 2
Frankfurt (in den drey Kronen, nicht schlecht) — 3
Zibichen = = = — 3
Crossen (ziemlich gut) = = — 3
Naumburg am Bober = = — 3
Sagan (im weißen Löwen, ziemlich gut) — 3
Sprottau = = = — 2
Bunzlau in Schlesien (bey Stephan gut) — 5
Lauban (im Hirsche, erträglich) = = — 4

57

Messersdorf.
Reibersdorf.
Zittau (im Engel, gut.)
Herrnhuth (im allgemeinen Fremdenhause, nicht schlecht.)
Görlitz (im Hirsche, gut.)
Lauban.

Diese Seitenreise beträgt von Lauban nach Lauban achtzehn Meilen; ich habe sie aber mit Fleiß nicht angegeben, weil wir sie nicht mit Postpferden machten.

	D. Meilen
Lauban.	
Greiffenberg = = =	— 2
Hirschberg (im weißen Rosse, ziemlich gut)	— 4
Schmiedeberg (bey Mascard, gut)	— 2
Landshut (im schwarzen Raben, gut)	— 2
Waldenburg (im blauen Rosse, ziemlich gut)	— 3
Schweidnitz = = = =	— 3
Gniegwitz (elend) = = =	— 4
Breslau = = = =	— 3
Domslau = = =	— 2
Jordansmühle = = =	— 3
Nimpsch (im Schwane, nicht sonderlich)	— 2
Frankenstein = = =	— 2
Glatz (im weißen Rosse, ziemlich gut)	— 3
Reinerz = = =	— 3
Nachod (im Lamme, ziemlich gut)	— 3
Jaromirz = = =	— 3
Königinngrätz (im blauen Adler, vortrefflich)	— 2
Chlumetz = = =	— 3
Kolin (im schwarzen Adler, ziemlich schlecht)	— 3
Planiani = = =	— 2
Böhmisch-Brot (auf der Post, sehr gut)	— 2
Bachiewitz = = =	— 2
Prag = = =	— 2
Bachiewitz, Böhmisch-Brot, Planiani, Kolin	— 8
Czaslau = = =	— 2
Jennikau = = =	— 2
Steindorf = = =	— 2
Deutsch-Brot (schlecht) = =	— 2
	76

	D. Meilen
Transp.	— 76
Steken = = =	— 2
Iglau = = =	— 2
Stannern = = =	— 2
Schelletau = = =	— 2
Budweis (im Hirsche, ziemlich gut) =	— 2
Freinersdorf = = =	— 2
Znaym = = =	— 2
Jezelsdorf = = =	— 2
Hollabrunn (im Hirsche, ziemlich gut)	— 2
Mallebern = = =	— 2
Stockerau = = =	— 2
Enzersdorf = = =	— 2
Wien = = =	— 2
	102

XXX (4 Bde) I_89

" " 12.92